Fa. X 119–123.

Ft. Geogr.

6 11/1

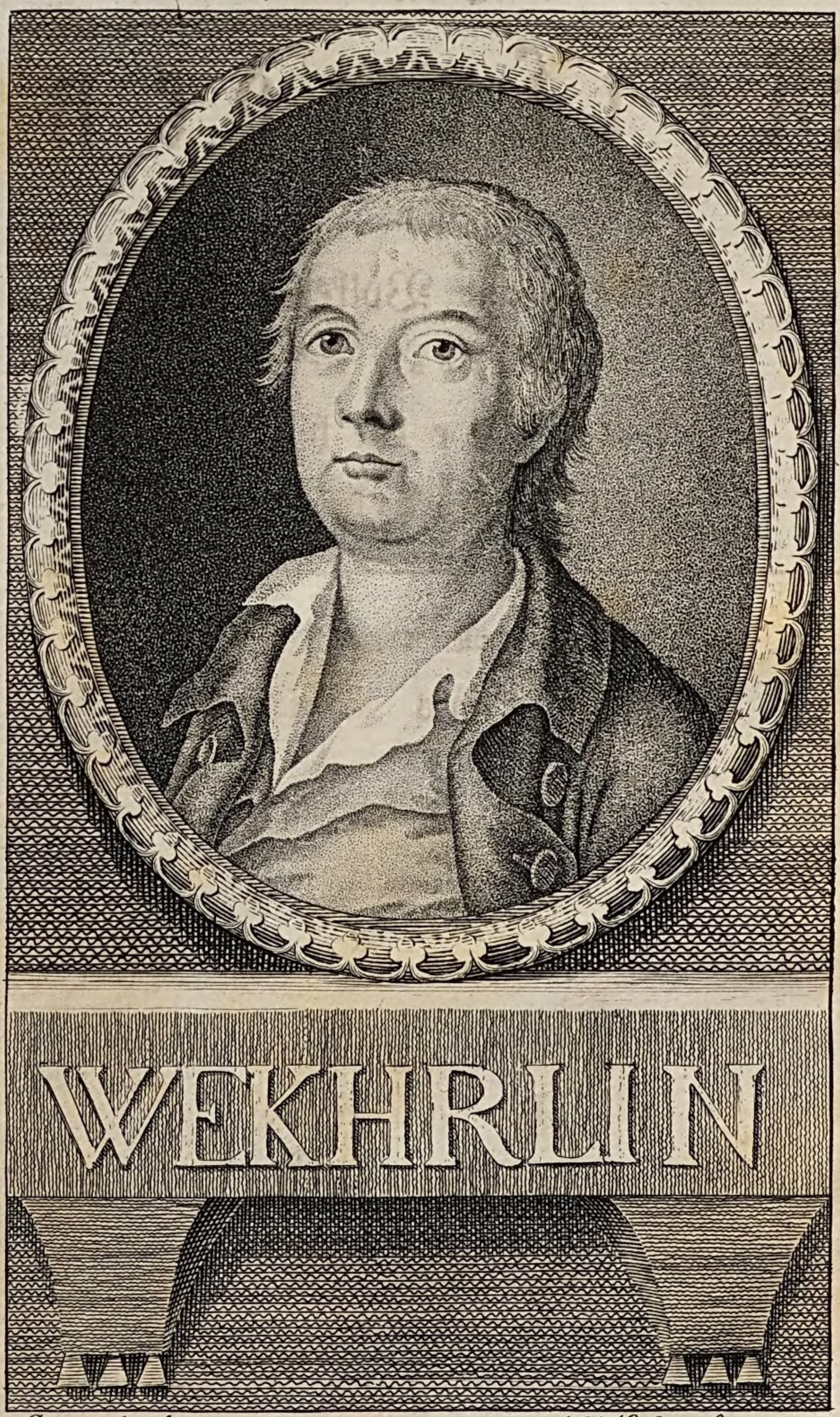
96.

Herausgeber:

Joh. Georg Friedr. Papst

und

Joh. Gottlieb Conradi.



Schweigländer. pinx. *A. W. Küfner. sc. 1788.*

REGENSIS BIBLIOTHECA

Die Reisenden

für

Länder- und Völkerkunde

von

zween Gelehrten

herausgegeben.

Mit

Wekhrlins Bilde.

I. Band.

Nürnberg,

in der Felsekerschen Buchhandlung.

1788.

Staatsb
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Es war gewiß kein unglücklicher Tausch, als das deutsche lesende Publikum gegen Reisebeschreibungen in allerlei Sprachen und Zungen, seine falschen Busenfreunde, die Romane, grösstentheils aufgab. Schon schienen diese so festen Fuß in unserm Vater-

lande, wie seit undenklichen Zeiten in Frank-
reich, gefaßt zu haben, als endlich Väter
und Mütter, Erzieher und Gelehrte mit
Wehmuth bemerkten, daß diese neue Bücher-
Colonie, den, gerade in der Blüthe stehen-
den, deutschen Männer- und Mütter-Anflug,
eben so sehr entkräfte, als Queken den Wai-
zen. Man fieng also an, mit vereinten Kräf-
ten auszureuten; der grose Gott der nervig-
ten Deutschen seegnete die Arbeit der ämsi-
gen Laienbrüder und schüzte den iungen Schlag
gegen die gedrohete Verheerung. Die Na-
tion erhielt ihre Cook, Forster, Volkmann,
Sulzer, Gerken, Meiners, Archenholz,
Riesbek, Nikolai und so manches andere in
Journalen aufgestellte Fragment von einhei-

mischen

mischen Reisenden; die Nation fand an diesen Gefallen und merkten beim Genuß dieser soliden Kost, daß iener süßlichtmatte Quäkentrank, den die meisten Romanschreiber dargereicht hatten, für die frischen Mägen der Deutschen zu erschlappend gewesen waren. Von Hermes, Wiland, Musäus, Nikolai, dem Izehoischen Müller und einigen andern, wurde freylich auch nahrhafte Milch gereicht, allein sie war nicht zur Sättigung hinlänglich und gedieh nur in männlichen Mägen. Der Jüngling muste also entweder dursten, oder sich am robinsonischen Meerwasser, Siegwartischer Mondskühle und Carlsbergischen Thränenfistel bei übergroser Menschenpein so lange laben, bis Campe, Papst und Salz-

mann auch für diese Reisen von allerlei Art geniesbar zurichteten. Greift nunmehr der Teutsche in iedem Journale zuerst nach den Fragmenten der Reisebeschreibungen, führt man seine Knaben und Mädchen, so bald sie in Gellerts Fabeln vollkommen lesen gelernt, zu einen ihren Kräften angemessenen Wanderstabe, ist Länder- und Völkerkunde Lieblingsstudium unter uns geworden; so kann es der heutigen Lesewelt nicht mißfällig seyn, wenn wir mit für ihre Bedürfniße sorgen und ein eignes Repertorium von kleinern und grösern Reise-Fragmenten für sie sammeln. Dahin geben die beiden Herausgeber, die bereits in Schriften ähnlicher Art ihr Publikum ehehin fanden, mit iedem halben Jahre wenigstens

stens ein Alphabet, grösstentheils mit Aufsäzen aus unsern eignen schon gesammelten Magazinen, ab; fodern aber auch alle und iede Reisende auf, denen es verliehen ist, Sachen zu sehen und treu zu referiren, ihre Beiträge, samt den Bedingungen ihrer Publikation, versiegelt einzusenden: An die Herausgeber der Reisenden für Länder- und Völkerkunde — unter dem Couvert: an die Felsekersche Buchhandlung in Nürnberg. Ein Beitrag fülle einen oder viele Bögen, erstreke sich über einzelne Gegenden, oder ganze Länder, befasse sich mit religiösen oder politischen Gegenständen, so ist er den Herausgebern gleich willkommen, sobald er mit weiser Schonung geschrieben ist, die sich iene zum

ersten

ersten Gesez gemacht haben, ohne iedoch der vernünftigen schriftstellerischen Freimüthigkeit etwas Wesentliches dadurch zu vergeben. Jeder Brief ist uns schäzbar, sobald er etwas von dem enthält, was ein Land und Volk Merkwürdiges vorzuzeigen hat, es betreffe nun Naturproducte oder Kunstfleiß, natürliche Volkstalente oder Vor- und Rükschritte ihrer Ausbildung. Die Aufsäze können, nach dem Willen des Einsenders, mit und ohne Nahmen eingerükt werden, nur behalten sich die Herausgeber das Vergnügen vor, hie und da etwann eine Anmerkung beyzufügen. So mancher, der sich die Freude macht, auf seinen Reisen an Ort und Stelle diese oder iene Nachricht niederzuschreiben, solte sich da als

noch

noch grösere Schadloshaltung für seine Mühe, auch die höhere Lust nicht versagen, durch Mittheilung derselben, allerlei Arten von Kenntnißen weiter zu verbreiten. Wir sind nicht Anekdoten hungerig, werden nie in Sanders Sünde fallen und durch ein Besiker der Dürftigkeit, gute Waare an den Mann zu bringen suchen, zumal da wir an ziemlich ergiebigen Quellen staatistischer Kenntniße sizen und auch ein beträchtliches Stük deutscher und ausländischer Erde persönlich durchwandert haben. Nie werden wir auf Kosten freundschaftlicher Offenherzigkeit die geschwäzigen Erzähler machen, um unterhalten zu können, nie auf diese Art den heiligsten Rechten civilisirter Menschen zu nahe tretten.

Laut

Laut unserer Ankündigung werden wir auch von allen Reisebeschreibungen, die von Messe zu Messe erscheinen, in diesem Repertorio, bald längere, bald kürzere Nachricht geben, so, daß es als eine allgemeine Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen wird können angesehen werden. Mehrere Gründe bestimmten uns, dies Geschäft erst mit dem nächst folgenden Bande anzufangen.

Wie treu wir Wort zu halten gesonnen sind, vor iedem Bande einen merkwürdigen Mann von entschiedenem Einflusse in das Wohl einer Stadt, eines Landes, er sey nun

Fürst,

Fürst, Minister, Lehrer, Künstler und Kaufmann, oder auch ein anders Individuum eines Volks im vaterländischen Costum, im Kupfer erscheinen zu lassen, wird man aus dem zu diesem Bande gewiß nicht unglüklich gewählten und so treflich gearbeiteten, schliesen können.

Da wir vor der Ausgabe des Buches die Bögen nicht mehr zur Einsicht bekamen und dasselbe fern von uns gedrukt worden ist, so werden sich unsre Leser gedulden, wenn wir ihnen erst im 2ten Bande die villeicht einge-

schli-

schlichenen Drukfehler bemerken. Geschrie-
ben im Merz 1788. von den

Herausgebern.

Freund,

Magdeburg, den — 1787.

Freund,

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, ich muß es selbst gestehen; aber unserer Abrede zu Folge haben sie auch keine zusammenhängende Reisebeschreibung zu erwarten, sondern ich hebe nur das merkwürdigste aus und theile dies Ihnen so bald, als ich Muse habe, mit. Das minder-wichtige, individuelle Bemerkungen, Charakter-züge von einzelnen merkwürdigen Personen u. s. w., die kommen in mein Tagebuch, und die können Sie wohl lesen, wenn ich wieder zu Ihnen kom-me, aber nicht der ganze Zirkel von bekannten und wißbegierigen Nachbaren, denen Sie meine Briefe von der Reise mitzutheilen pflegen. Frei-lich würde eine wortreiche Beschreibung von den

Raritäten in der Domkirche zu Magdeburg, von Tilli's Handschuh, dem Stab Mosis, dem krähenden Hahn und den verschiedenen Teufelsgeschichten, die darin vorgefallen seyn sollen, nicht ganz ununterhaltend seyn — allein so bald ich wichtigere Dinge zu beschreiben habe, so sind mir iene der Mühe und des Transports nicht werth. Auch kenne ich — es ist kein Compliment — Ihren reelen Geschmack zu gut, um Ihnen nicht etwas für Ihren Gaumen auszusuchen. Also zur Sache, — werden Sie sagen, nach einer so langen Vorrede. Nun gut, Freund, meine Absicht ist, Sie diesmal von einer Anstalt zu unterhalten, die Ihre ganze Aufmerksamkeit verdienet.

Ich hatte nehmlich erwünschte Gelegenheit, das Kloster Berge genau kennen zu lernen, eine Schulanstalt, die im Reich wirklich noch zu wenig bekannt ist, und die, ihrer Mängel ungeachtet (denn welche menschliche Anstalt hat diese nicht?), den Rang unter den ersten in Teutschland verdient.

Als ich nach Magdeburg kam, so faßte ich gleich den Vorsaz, das Pädagogium zu Kloster Berge näher kennen zu lernen und es wurde mir sehr leicht, da sowol der Herr Abt, als auch die dortigen Lehrer, Fremde sehr höflich aufnehmen, ihnen

ihnen alles Merkwürdige zeigen und dem Forschenden und Wißbegierigen die bestmöglichste Auskunft über die Einrichtung und Verfassung ihres Instituts aufs bereitwilligste geben. Ich lege hier Exemplare von den beyden Nachrichten bey, welche der Herr Abt Resewiz hat drucken lassen, um mich hin und wieder darauf beziehen und desto kürzer fassen zu können. Sie enthält eine ausführliche Darstellung der Einrichtung der Schule selbst — um so weitläuftiger werde ich also lieber über das Aeusere, Oekonomische und die eigentliche Beschaffenheit des Klosters seyn, weil darüber, so viel ich weis, noch gar nichts bekannt ist.

Das **Kloster, Berge**, war wirklich vor der Reformazion ein katholisches Kloster, womit aber schon vor langen Zeiten eine Schulanstalt verbunden war, damit die faulen Mönche etwas zu thun haben mögten.

Nach der Reformazion blieb es in **statu quo**, nur wurde von Seiten des Landesherrn zur Bedingung gemacht, daß eine öffentliche Schulanstalt darin sollte angelegt werden, und daß die Kloster-Revenüen hauptsächlich dazu bestimmt seyn sollten. Es wäre gewiß interessant, wenn wir eine gutgeschriebene Geschichte dieses Klosters,

bis auf die neueren Zeiten fortgesezt, hätten — und ich wundere mich, daß noch keiner der dortigen Lehrer, worunter immer sehr geschickte Leute gewesen sind, und die an den Quellen sizen, auf den Einfall gekommen ist, in unsern so schreibseligen Zeiten, uns eine Geschichte davon zu liefern. So viel ich mich erinnere, hat **Conring** eine Art von Chronik des Klosters in lateinischer Sprache herausgegeben, die aber sehr mager und dürftig ist. Ich glaube, daß, wenn dieser Vorschlag ausgeführt würde, es dem grösten Theil von den vielen hundert Schülern, die da sind gebildet worden, so wie manchem ehemaligem Lehrer, der iezt davon entfernt, an einem andern Ort und in einem andern Amt lebt, sehr angenehm seyn würde. Freilich dürfte sie aber nicht blos nur zusammengerafte alte Chroniken-Nachrichten enthalten, sondern müßte pragmatisch geschrieben seyn, welchen Einfluß und was für einen verschiedenen Einfluß die verschiedenen Aebte auf die Schule gehabt haben; wie und was der Geist eines Breithaupts, Steinmez, Hähne, Frommanns und Resewizs würkte, und die Verschiedenheiten richtig abzeichnen und den Geist ieder solchen Periode schildern; und vielleicht ist diese Schwierigkeit und die Bedenklichkeiten, die man dabey haben muß, gerade die Ursache, daß noch keine Geschichte des Klosters geschrieben wor-

worden ist. Ueber die Geschichte weis ich Ihnen also weiter nicht viel zu sagen, denn das ist eine Sache, die Nachforschungen in Bibliotheken und Archiven erfordert und dazu hat ein Reisender nicht Zeit.

Genug, es ist ein Kloster gewesen und hat noch klösterliche Verfassung, wie ich weiter unten ausführlicher zeigen werde. Den Namen Ber gen hat es daher bekommen, weil es auf einem Berge liegt, dem wir aber nicht einmal den Na= men eines Hügels zugestehen, sondern ihn, in unserem Dialekt, einen kleinen Buck nennen wür= den. Aber so ist alles relativ in der Welt, weil die dortige ganze Gegend sehr eben und von da, bis Hamburg, kein Berg oder eine beträchtliche Anhöhe mehr anzutreffen ist, so findet man eine kleine Anhöhe schon ansehnlich und nennt sie ei= nen Berg. Einem Schweizer würde das sehr lä= cherlich und auffallend vorkommen, wenn er die= sen Maulwurfshügel, in Vergleich mit der Jung= frau, einen Berg nennen hörte!

Dieser Berg nun, denn ich will ihm diesen Namen nicht mit Gewalt nehmen, liegt unge= fähr in der Entfernung von einer halben Viertel= stunde von der Stadt Magdeburg, dicht an der sogenannten Sternschanze, hat gegen Abend den

Brocken im Gesicht und gegen Morgen die Elbe und dicht daran vorbey geht die Landstrase von Magdeburg nach Leipzig. Auch hier habe ich die öfters gemachte Bemerkung bestätigt gefunden, daß sich die Pfaffen allemal das Beste ausgesucht haben, denn es ist wirklich die schönste, angenehmste und fruchtbarste Gegend in der ganzen Nachbarschaft. Die sämtlichen zum Kloster gehörigen Gebäude liegen auf dem obenerwähnten Berg und schliesen den Umfang zum Theil durch ihre Mauren ein, zum Theil ist er durch eine herumgezogene Mauer, die Batterie genannt, verschlossen.

Das alte Kloster bestand aus einem winkelförmigem, massivem Gebäude, in welchem die kleine Klosterkirche und unter welchem ein Kreuzgang befindlich ist, dieses stehet noch iezt. Der selige Abt Steinmez hat, als sich die Schule sehr vermehrte, noch ein langes Seitengebäude und schmales Queergebäude mit diesem in Verbindung gesezt, das aber nicht massiv ist und so macht das Ganze nun ein Quarré aus, dessen mittler leerer Plaz zu einem Garten verwendet ist. In dem massiven Gebäude ist noch die äbtliche Wohnung. Die übrigen Seiten enthalten eine Menge zu beyden Seiten in einer Reihe fortgehender Zimmer für die Lehrer und Scholaren. Als Frommann,

der Direktor und Professor in Coburg am Casimirianum gewesen war, Abt wurde, strömte eine solche Menge junger Leute zu, daß der Plaz gar nicht mehr zureichen wollte; er ließ also in grosser Geschwindigkeit, etwa 30 Schritt vom Quarré, noch ein langes Gebäude, gegen Abend, von wo aus man die schöne Ebene, nach Halberstadt zu, übersieht und bey hellem Wetter mit blosen Augen den Brocken oder Blocksberg sehen kann, erbauen, welches aber nur hölzern, und, wie man schon von aussen sehen kann, eine sehr paterne Beschaffenheit hat. In dem Bezirk der Klostermauren sind nun noch die sämtlichen zur Oekonomie gehörigen Gebäude, Wohnungen für Domestiken, Ställe und das Brauhaus. Hinten gegen den grosen Garten zu steht das Pfarrhaus, und nicht weit davon das Todtengewölbe, wo die Aebte, Lehrer und Scholaren begraben werden. Zwischen dem langen hölzernen, neuen Seitengebäude und der sogenannten Batterie, oder Umfangsmauer, ist ein geräumiger, freyer und offener Plaz, der **Spielplaz** genannt, wo Kegelbahnen angelegt sind und der überhaupt, zum Herumtummeln für die Zöglinge bestimmt ist. Die Aussicht von den Zimmern geht nach allen Seiten ins Freye und ist wegen der Ebene sehr weit, nach der Elbseite aber vorzüglich angenehm.

Um das Kloster herum stehen verschiedene Gebäude für Handwerksleute, das Haus des Stallmeisters und das Reithaus, diese zusammen heisen die Klosterfreiheit und pfarren in die Klosterkirche. Nur wenige Schritte vom Kloster, nach der Elbe zu, liegt ein dem Kloster gehöriges Dorf, welches **Buckau** oder nach der alten Schreibart **Buckow** heißt und einen eigenen Pfarrer hat, welcher zugleich das Filialdorf **Fermersleben** mitversieht.

Ich habe mir die ganz artige Abbildung des Klosters, welche Herr **Grosse**, ieziger Pfarrer in Pechau, bey Magdeburg, der Uebersezer des Plinius und ehemaliger dortiger Lehrer, von der nordwestlichen Seite, wo es am besten und im gröften Umfang sich dem Blick darstellt, aufgenommen hat, gekauft und überschicke sie Ihnen hiebey. Sie ist von einem gewissen **Mewes** in Magdeburg in Kupfer gestochen: dieser war ehemals gemeiner Soldat und hat es durch sein Talent so weit gebracht, daß er sich loskaufen konnte und sich iezt dadurch einen anständigen Lebensunterhalt verschafft.

Die Besizungen des Klosters sind sehr ansehnlich, mehrere Dörfer gehören ihm eigenthümlich zu und es hat 16 = 17 Pfarreien zu besezen. Es

hat

hat eigene Gerichtsbarkeit, zu deren Verwaltung ein Justiziarius, der gewöhnlich ein Advokat aus der Stadt ist, und ein eigener Sekretär, welcher auf dem Kloster wohnt, unterhalten wird. Der Abt hält in iedem Dorf iährlich zweymal Gerichtstag, wobey ein paar Conventualen, der Justiziarius und der Sekretär zugegen sind; bey dieser Gelegenheit wird der Zustand der Gemeinde untersucht, die Streitigkeiten der Glieder der Gemeinde untereinander geschlichtet, Kirche und Schule visitirt und die Rechnungen abgenommen. Wollen Sie wissen, wie viel solche Dörfer das Kloster besizt und wie sie heissen, so dürfen sie nur die Topographie des Herzogthums Magdeburg nachschlagen, wo ein Verzeichniß davon steht und die ich nicht gleich bey der Hand habe. Es sind sehr barbarische Namen darunter, wahrscheinlich wendischer Abkunft, wie z. B. Osterweddingen. Ausser den Pfarreyen in seinen eigenen Dörfern hat es noch mehrere in königlichen und adelichen Dörfern zu besezen, davon ich weiter unten noch mehr anführen werde.

Die Unterthanen stehen meistens sehr gut, denn der Boden ist sehr fruchtbar und giebt sehr schweres Getraide. Die meisten Klosterdörfer liegen nehmlich in der Börde, so nennt man die Gegend von der Elbe an, bis an die Grenze des

Für-

Fürstenthums Halberstadt. Der Name ist wahrscheinlich altsächsisch und leitet sich von dem Zeitwort bear, **tragen**, welches noch in der englischen Sprache gebraucht wird, her. Es hiese also so viel, als die fruchtbare, kornreiche Gegend, im Gegensaz der über der Elbe, welche sehr mager und sandig ist. Hier aber besteht der Boden aus einer schwarzen, schweren und fetten Dammerde, welche nur mit Pferden kann bearbeitet werden. Man sieht daher in diesem ganzen Distrikt nicht mit Ochsen ackern, wie bey uns; die Pferdezucht wird deswegen stark getrieben und ein ganzer Bauer hat gewöhnlich vier schöne, starke Pferde, wie sie manchmal kein Edelmann vor seiner Kutsche hat. Es sind mehrere unter den Unterthanen des Klosters, die 20 = 30000 Rthlr. preus. im Vermögen haben; ihre Häuser sind meistens massiv und schön gebaut.

Sehr viele sind Lehenleute des Klosters, welche dann allemal, so oft ein neuer Abt gesezt wird, gegen Erlegung eines gewissen Quanti, ihre Lehen wieder empfangen müssen. Kommt dies oft, wie es der Fall war, als Hähne, Frommann und Resewiz kurz auf einander folgten, so wird die Abgabe freilich drückend. Jeder Abt empfängt alsogleich zur joyeuse entrée ein Kapitälchen von 8 = 10000 Rthlr.

Das

Das Kloster hat noch seine alte Verfassung und besteht aus einem Abt und Convent; leztere sollte aus 6 Personen bestehen, die neueren Aebte haben, aber nur 5 gemacht und sagen, daß sie den sechsten Conventualen selbst vorstellen. Der Convent hat noch bis iezt das Wahlrecht, der Name wird ihm nicht streitig gemacht, aber wohl das Wählen. Die Minister des geistlichen Departements wissen es allemal schon so zu spielen, daß der gewählt werden muß, den sie gerne haben wollen. Ausser dem Schaden, daß dieses Recht nach und nach ganz verlohren gehen mögte, weil es nicht ausgeübt wird, entsteht auch noch dieser, daß der neue Abt es bald merkt, daß er seine Creation diesen Herren nicht zu danken habe, sich also nicht so sehr zur Dankbarkeit verpflichtet glaubt, sich an den Minister hält und ganz willkührlich die wenigen Rechte, die ihnen von der Mitregierung noch übrig geblieben sind, schmälert und endlich ganz entreißt. Denn auch hier regiert Klosterpolitik, wie sie nur in irgend einem katholischen Kloster regieren kann! Ehemals hat sich das Convent etlichemal gegen seine despotische Oberherren aufgelehnt und Prozeß mit ihnen, wegen seiner Rechte, geführt; aber es ist nie viel gewonnen worden und das ist ganz natürlich, denn wo Einer gegen mehre-

re streitet, deren Interesse noch dazu nur sehr

tem=

temporär und wieder getheilt ist, der wird allemal gewinnen. Und so etwas hierarchischer Geist hängt allen diesen Herren auch in unserer Kirche etwas an — selbst der gottesfürchtige und allgemein seiner Frömmigkeit wegen verehrte Steinmez war nichts weniger, als frey davon und übte das Sprüchlein: divide et impera, recht treulich aus. Der [illegible]ge soll es auch nicht daran fehlen lassen, wie man gleich an den Mienen dieser Herren merken kann, wenn man nach ihren Gerechtsamen fragt.

Die Stelle eines Abts ist doch eine ziemlich gute Pfründe: er hat zwar, wie es bey allen denen Besoldungen ist, die von sehr alten Zeiten herkommen, kein sehr groses Fixum an Geld, nur 900 Rthlr., also nicht völlig 1800 fl. rheinisch, aber ganz freye Stazion, selbst Doktor und Apotheker nicht ausgenommen, die er dann, da er selbst der oberste Administrator der Einkünfte ist, so weit ausdehnen kann, als er will und es bey sich selbst zu verantworten getrauet. Als einen Beytrag zum Wein erhält er noch 30 Friedrichsd'or jährlich und die Sporteln aus dem Gericht und bey allerley Vorfällen betragen ebenfalls noch etwas nicht ganz unbeträchtliches. Es wird ihm ganz freye Equipage mit 4 Pferden, Kutscher und Vorreiter gehalten, nebst einem

Bedien-

Bedienten. Kurz, alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, Kleider ausgenommen, hat er ganz frey.

Er ist zugleich auch Generalsuperintendent des ganzen Herzogthums und Consistorialrath; nach der klugen, oekonomischen Einrichtung in den preusischen Staaten hat man aber diese Stelle mit der Abtey verbunden, damit der Generalsuperintendent bey dem Abt zu Tische gehen könne: das will sagen, er hat so viel, als nichts davon. Es sind aber die Geschäfte eines Abts auch nicht so sehr überhäuft, daß er dies nicht noch mit versehen könnte. Als Abt hat er, nebst den Conventualen, die Direkzion und Oberaufsicht über die Finanzen, die Direkzion über die Schule, giebt aber nicht selbst Unterricht, die Besorgung der Correspondenz, wenn Zöglinge angemeldet werden und muß bey dem wöchentlichen Gerichtstag, der ieden Dienstag gehalten wird, zugegen seyn und überhaupt für die Unterthanen sorgen. Als Generalsuperintendent und Consistorialrath muß er alle 14 Tage Donnerstags der Session beywohnen, die Candidaten der Theologie öffentlich in der Session, die Schulmeister aber nur privatim, examiniren. Auch hat er noch die Oberaufsicht über das Schulseminarium im Kloster, davon ich weiter unten noch mehreres sagen werde.

Der iezige Abt, **Resewiz**, ist ein denkender, scharfsinniger und feiner Kopf, der gut und viel über die Erziehung gedacht hat und von dem nur noch zu wünschen wäre, daß er uns seine eigenen Erfahrungen darüber mittheilen mögte, wie Theorie und Praxis in der Erziehung verschieden sind, wo sie zusammentreffen, wo nicht zusammentreffen können; welche Versuche gelungen, welche mislungen sind und warum sie es sind. *) Ueberhaupt könnten wir nicht leicht von einer Anstalt so viel praktische Bemerkungen über die Erziehung erhalten, als von daher, weil sie ein Pädagogium ist, wo schon so viele Hunderte nicht nur unterrichtet, sondern auch gebildet worden sind. Die dortigen Lehrer und Aufseher müßten uns einen herrlichen Beytrag zur moralischen Pathologie der Jugend und ein räsonnirendes Verzeichniß über die gebrauchten Heilmittel liefern können! Wie unterrichtend würde das seyn, wenn wir auch erführen, wie der Herr Abt seine schöne Vorschlage wirklich ausgeführt hat! Denn das sieht man der Anstalt gleich an, daß er vieles darin verbessert und umgeformt hat.

Das

*) Dies that er bereits in den Campischen Revisionen, wo sich Resewizens Anmerkungen durchaus, wegen des Natürlichen und Passenden in der Ausübung, wegen ihrer Entfernung von allem Ueberspannten, auszeichnen. St.

Das Convent besteht aus 5 Personen, die auch zugleich Lehrer sind, einem Prokurator, der zugleich Kellerherr ist, Gartenherrn, Almosenherrn, Küchen = und Kornherrn. Also noch ganz die alte klösterliche Einrichtung! Jeder hat die spezielle Aufsicht über die genannten Dinge und muß deren Berechnung besorgen oder unter seiner Aufsicht besorgen lassen, und sie attestiren. Sie haben einen besondern Tisch, der **Conventtisch** genannt: der Abt speißt mit seiner Familie allein. Der älteste Lehrer rückt allemal in die erledigte Conventualenstelle ein und dies ist eine Art von Verbesserung von etwa 10 = 12 Friedrichsd'or und die Ehre, denn nebst einer Extra = Zulage und einigen oekonomischen Vortheilen haben sie auch Antheil an den Gerichtssporteln. Sie können sich der Kloster = Equipage bedienen und ohne ihre Bestätigung und Unterschrift kann der Abt nichts Wesentliches in Klostersachen vornehmen; der Convent hat daher ein eigenes Siegel. Das unterscheidende Kennzeichen eines Conventualen ist ein **Kasel** oder schwarzer Mantel, der iedem, bey der Aufnahme, vom Kloster gegeben wird. Die Zeremonien bey der Aufnahme sind noch ganz nach dem alten Schlag, und sie müssen noch iezt das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams schwören. Und doch ist der Abt und

selbst

selbst einer der Conventualen verheurathet! *) Nach abgelegtem Gelübde erhält der Aufgenommene von iedem einen Kuß, zum Zeichen, daß man gleichsam Bruder geworden. Indem ich hier wieder an die geschmälerten Rechte dieser Herren denke, so fällt mir eine Anekdote bey, die mir ein Freund in Magdeburg erzählte. Als einmal in der Stadt in Beysein eines Bergischen Lehrers, der noch nicht Conventual war, doch das Verhältniß durchsah, von den grosen Rechten des Convents in dem Kloster Unserer lieben Frauen zu Magdeburg und der Eingeschränktheit des Bergischen geredet wurde, so soll er die Frage ganz ernsthaft aufgeworfen haben: ob man dann wisse, was das Beste bey den Bergischen Conventualenstellen sey? Niemand konnte sie beantworten; er gab also selbst folgende Auskunft, daß nehmlich die Herren, wenn sie im klösterlichen Verhältniß einen Aerger gehabt hätten, ihn umsonst abführen könnten, weil sie Doktor und Apotheker frey hätten!

Das Kloster selbst hat eine starke Oekonomie; die ganz nahe am Kloster liegenden Felder läßt es selbst bauen, und unterhält darauf einen eigenen Verwalter, mehrere Knechte und Mägde und 10=12 Pferde.

*) Eben weil sie das Gelübde der Keuschheit geschworen haben! St.

Pferde. Der Prokurator des Klosters hat darüber die Oberaufsicht. Diese eigene Oekonomie ist allerdings sehr nöthig, weil die Consumtion des Klosters sehr stark ist. Bey dieser Gelegenheit darf ich die Dreschmaschine nicht vergessen, die dort gebraucht wird. Der abgesezte Abt Hähne und iezige Generalsuperintendent zu Aurich in Westphalen hat sie erfunden und bauen lassen; er hat eine besondere Beschreibung davon herausgegeben, darauf ich mich beziehe. In einer grosen Oekonomie, glaube ich, kann sie wohl nüzlich seyn, aber in einer kleinen gewiß nicht, denn sie erfordert einen Ochsen zum Treten und einen Menschen zum Auflegen des Getraides und zerknickt und verwirrt das Stroh ausserordentlich. Alle zur Oekonomie gehörigen Leute wohnen auch auf dem Kloster und werden gespeißt.

An die Wohnung des Abts, gegen Morgen, stößt das Brauhaus an, wo ein weisses Bier, **Breyhan** genannt, gebrauet wird, welches das gewöhnliche dortige Getränke ist. Auf Bouteillen gezogen schmeckt er ganz gut, und Biertrinker achten ihn hoch. Gegen Morgen und Mittag, hinter dem Kloster, nach der Elbe zu, liegt der grose Klostergarten; der obere Theil desselben ist ein Küchengarten, der untere ist Gras = und Baumgarten, und um den unteren Theil laufen

zwey lange, schöne Gänge herum, die mit prächtigen hohen Ulmen eingefaßt sind, und wo man einen angenehmen Spaziergang hat; der eine heißt der Poeten = der andere der Philosophen = Gang. Jeder Lehrer hat einen Schlüssel dazu, aber die Zöglinge dürfen nicht, ohne ganz spezielle Erlaubniß oder in Gesellschaft eines Lehrers, ihn besuchen, weil ehemals grose Unordnungen aus dieser Freyheit entstanden sind. Dieser Garten ist eine recht grose Annehmlichkeit! Von dem sogenannten Poetengang aus kann man durch eine Thüre auf die gleich an dem Garten liegende Wiese kommen, die sehr lang ist und an der Elbe liegt. Von hier hat man an der Elbe herauf sehr angenehme Spaziergänge und eine herrliche Aussicht! Nur ist es Schade, daß dieser schöne Garten den Ueberschwemmungen der Elbe so sehr ausgesezt ist! In dem Garten steht auch die sogenannte Wasserkunst, durch welche das Wasser, welches zum Waschen, Brauen, Kochen ꝛc. nöthig ist, von der Elbe heraufgepumpt wird. Gewiß eine sehr grose Bequemlichkeit! Auch diese hat der Abt Hähne angelegt, der überhaupt ein besserer mathematischer Kopf, als Philosoph, Theolog und Erzieher war.

Die Einkünfte des Klosters belaufen sich, ein Jahr ins andere gerechnet, auf 20 = 22000 Rthlr.;

davon

davon giebt es etwa 2000 Rthlr. per aversionem an den König ab, und das übrige erfordert die Unterhaltung des Personals, der Oekonomie, der Gebäude und der Schule. Ehemals hatte es viele Schulden, die aber iezt abbezahlt sind — der iezige Abt soll sehr oekonomisch seyn; ich habe sogar Klagen darüber gehört und doch sieht man es im Aeussern nicht; denn es ist alles im besten Stand, ia vieles schön und geschmackvoll! Die vorigen Aebte brauchten Niemand Rechnung abzulegen, aber Friedrich II. hat befohlen, daß das Kloster seine Rechnungen alliährlich an die Oberrechnungskammer nach Berlin schicken soll. Diese sieht aber nur auf zwey Stücke — ob sie in Calculo richtig und ob die Ausgabe nicht gröser, als die Einnahme sey. Ein Abt hat also doch immer die Hände noch frey genug! Nicht wahr, diese Beschreibung, mein Freund, zeigt, daß der Aufenthalt daselbst nicht unangenehm seyn muß? Das ist er auch gewiß nicht! Und die Luft, da es so ganz frey liegt, ist so gesund und rein, als nur irgendwo. Der nahe grose Fluß ladet zu mancher Lustfahrt ein: über der Elbe liegen Klosterwaldungen und Dörfer, wo man Spazierfahrten hinmachen kann. Die Lage an der Stadt ist so, daß man nicht in derselben ist und die Unbequemlichkeiten fühlt, die besonders eine veste Stadt hat, und doch kann man gleich drinn seyn,

wenn man will. Denn die Klosterberger haben die Freyheit, durch die Sternschanze gehen zu dürfen und dann ist der Weeg so nahe, daß man in Zeit von 5 Minuten in die Vorstadt Sudenburg kommen kann. Kurz, ich habe noch keinen Ort gesehen, der so schön und bequem für eine solche Anstalt liegt, als Berge! Land = und Stadtleben kann hier sehr bequem miteinander vereinigt werden und auch dies hat Vortheile für die Zöglinge! Hier haben Sie alles, mein Freund, was ich vom Kloster selbst weis, ich komme nun zur Beschreibung des dortigen Pädagogiums!

Der Abt ist, wie ich oben schon gesagt habe, der Direktor desselben, und die **Oberlehrer** sind ihm, gleichsam als Gehülfen, zur Oberaufsicht zugeordnet, welche aber nicht sonderliche Mühe macht; dagegen sind sie von den meisten lästigen Inspekzionsarbeiten befreyet und haben ein grösseres Gehalt, als die Unterlehrer oder Präzeptoren, wie sie eigentlich nach dem alten Klosterstil heissen. Die Oberaufsicht des Abts bestehet darin, daß er etwa alle Vierteljahre einmal iede Lehrstunde besucht, hört, wie der Vortrag des Lehrers ist, und ob die Zöglinge den Unterricht gehörig benuzzen; vierteljährig hält er ein Examen, da aber die Zahl der Klassen zu groß ist, als daß allemal iede auftretten könnte, so wählt er ungefehr 5 = 6

aus;

aus ; die Lehrer examiniren alsdann ihre eigenen Schüler, und so viel kann man wenigstens immer daraus sehen, welcher iunge Mensch fleissig gewesen, oder nicht, und wer Fähigkeiten hat, oder keine hat. Etwa alle Monat wird auch eine Redeübung in Beyseyn des Abts und aller Lehrer und Zöglinge gehalten, damit leztere das Gedächtniß üben, Anstand und Modulazion der Stimme und Dreistigkeit lernen.

Jeden ersten Montag eines Monats hält der Abt mit sämtlichen Lehrern eine Conferenz, wo ieder vortragen kann, was er bemerkt hat und zu erinnern findet. Am wichtigsten sind diese Conferenzen zu Ende des halben Jahres, wo über ieden Schüler des Pädagogiums eine möglichst getreue Schilderung seines moralischen Betragens und Fleisses mit Zustimmung aller Lehrer entworfen wird ; sie heißt nach dem dortigen Ausdruck die Zensur und wird mit Anfang der Lekzionen iedes halben Jahres öffentlich, das heißt, in Beyseyn der ganzen Schule, vorgelesen. Und dies muß immer einen starken, tief dringenden Eindruck machen, wie ich nicht nur nach psychologischen Beweisen schliese, sondern wie mich davon verschiedene der dortigen Lehrer selbst versicherten. Dies ist eine praktisch ausgeführte Idee Resewizens ! In eben diesen Conferenzen wird

alle

alle halbe Jahre die Versezung von einer Klasse in die andere, und besonders auch die in den Sitten-Klassen, davon ich bald mehreres sagen werde, ausgemacht. Dies ist alles, was der Abt bey der Schule zu thun hat! Meinem Bedünken nach nicht so viel, daß er nicht wöchentlich noch einige Stunden sollte Unterricht geben können; denn man sage mir, was man will, es ist in ieder Rücksicht für Lehrer und Schüler besser, wenn der Direktor selbst Hand anlegt und dadurch zeigt, daß er nicht blos befehlen, sondern auch selbst handeln kann. Man beurtheilt auch eine Arbeit, wobey man selbst Hand anlegt, ganz anders, als wenn man nur zusieht. Das alte Sprüchwort: es ist geschwinder gesagt, als gethan, hat, besonders beym Erziehungswesen, seine volle Bedeutung! Er würde auch mehr das Ansehen gewinnen, als habe er sich aufs eifrigste mit seinen Lehrern zu einem Zweck verbunden. So machte es Struensee in Halberstadt; so macht es der Direktor der Ritterakademie in Brandenburg (davon ich Ihnen villeicht bald auch eine Beschreibung zuschicken werde). Warum haben es nie die Direktores in Bergen gethan? Diese Frage kann ich nicht beantworten. Sollte sie etwa das Regieren zu stolz oder zu bequem dazu machen? Die Hauptsache ist aber doch die Schuldirekzion, derentwegen das Kloster in statu quo gelassen

worden

worden ist. Die Oberlehrer, deren eigentlich vier seyn sollen, seit einigen Jahren aber, wie man sagt, aus Oekonomie, die wohl hier am unrechten Ort, zumal bei einem so reichen Kloster, angebracht wäre, nur drey sind, und unter denen das Rektorat, welches aus oekonomischen sowol, als politischen Absichten, eingegangen seyn soll, abwechselt, haben, ausser der gewöhnlichen Anzahl Lehrstunden, noch die Oberaufsicht über die ihnen untergebenen Reviere, d. h., über einige von den Lehrern nebst deren Schülern. Diese soll aber so viel als nichts bedeuten, sie haben es auch, sobald der Untergebene seine Pflicht thut, wie es doch wohl der gewöhnliche Fall bey so einer Anstalt ist, nicht nöthig. Jeder derselben soll eigentlich 300 Rthlr. preuß., oder 100 Dukaten Fixum, ohne die Akzidenzien, und freye Stazion haben, — aber auch diese hat der oekonomische Geist bey den neu Angenommenen auf die Hälfte herabgebracht, und nur durch jährliche oder periodische Zulagen wird die Summe erst wieder voll, und doch müssen sie sich nach, wie vor, auf 5 Jahre engagiren. Wenn mirs nicht Leute von Treu und Glauben gesagt hätten, so würde ichs nimmermehr glauben können, daß ein Mann, wie Resewiz, der so vortreflich über die Wichtigkeit des Lehramts und dessen Belohnung geschrieben hat, in der Praxis dessen fähig wäre!

Mir

Mir ist es wenigstens bis iezt noch Räthsel — und sollte denn Niemand in der Nähe, oder vom Institut selbst Auskunft darüber geben können und wollen? So etwas, wenn es wahr seyn sollte, verdiente doch an einem solchen Institut die schärfste Rüge — und gäbe zu allerley Muthmassungen Anlaß, die dem Karakter des iezigen Abts und dem Institut selbst schädlich wären — denn das Kloster ist doch wohl des Schulinstituts wegen da, und nicht umgekehrt? Dies ist eine Seite, die mir gar nicht gefallen hat, und die ich doch, bis ich widerlegt bin, als wahr annehmen muß — denn unten kommt noch ein ähnlicher Beweis dafür vor. Wie aber? sollte sich denn der Minister des geistlichen Departements in einem Staat, wo die Aufsicht so genau und die Akkuratesse so groß ist, bey einem Institut, welches eines der ersten und vorzüglichsten im Reich ist, darum gar nicht bekümmern? — oder dazu stillschweigen, da ihm doch iährlich detaillirte Listen über die Zahl und Beschaffenheit der Schüler und sogar Conduitenlisten über die Lehrer überschickt werden müssen? Ich sage es noch einmal, mir ist es ein Räthsel — und eine so glänzende Aussenseite liese das gar nicht vermuthen! Ist es denn von ieher so gewesen? oder erst so geworden? Wer hat es angefangen? Wie ist es so gekommen? Darüber wünschte ich Auskunft

kunft zu haben! Denn alle neuern Edukatoren schreyen ia iezt aus vollem Hals, man besolde, man belohne die Lehrer gut! und wenn es in einer solchen Anstalt nicht geschieht, wer soll es denn thun?

Der Unterlehrer oder Präzeptoren sind gewöhnlich 8 = 9 und die Lekzionen sind unter sie nach ihren Fähigkeiten und nach ihren besondern Lieblingswissenschaften vertheilt. Es sind meistens iunge Männer, die von der Universität kommen, gewöhnlich Theologen, die hier 6, 8 bis 10 Jahre arbeiten und dann, wenn sie die Reihe trifft, eine Klosterpfarre erhalten. Die auswärtigen Beförderungen sollen iezt nicht mehr so häufig seyn, als sie z. B. unter Steinmezen waren.

An den Gymnasien sind fast allgemein beständige Lehrer, so viel ich wenigstens deren gesehen habe — und mir ist hiebey die Frage eingefallen, welches wohl besser für die Erziehung sey, wenn ein Mann lebenslang bey dem Schulamt und Erziehungswesen bleibt, oder wenn immer wieder iunge Männer einrücken? Bey einem Pädagogium hat, dünkt mich, lezteres unleugbare Vortheile, denn der iunge Mann paßt noch besser zu dem iugendlichen Karakter. Ich habe verschie-

schiedene Betrachtungen hierüber gemacht, aber es würde mich zu weit führen, sie hier auseinander zu sezen, — ich behalte sie also in petto, bis zu einer mündlichen Unterredung.

Die Zahl der Lehrstunden, die ein ieder zu geben hat, ist nicht sehr groß; die meisten, und besonders die, welche höhere Lekzionen zu geben haben, sind wöchentlich nur zu 10 = 12 und die andern höchstens zu 16 Stunden verpflichtet. Dies ist löblich und der Weisheit des Abts gemäß, doch haben sie auch noch viele andere Nebenarbeiten, von denen die Oberlehrer gröstentheils befreyet sind. Ich muß Sie doch näher damit bekannt machen!

Ausser dem Unterricht haben sie noch die spezielle Aufsicht, die Unterlehrer sowol, als die Oberlehrer, über die neben ihnen wohnenden Scholaren. Diese erstreckt sich nicht nur über das sittliche Betragen und den Fleiß der Zöglinge, sondern auch über deren Oekonomie; denn der Lehrer führt die Rechnung für ieden der unter sich habenden Zöglinge. Wenn nun einer, wie es öfters der Fall ist, 6 = 8 unter sich hat, so fehlt es dabey nicht an Arbeit. Den Tag über, so lange die Lekzionen dauren, hört die Privatinspekzion auf, denn ieder Lehrer muß sorgen, daß

alle

alle seine Schüler in der Lekzion, die er hält, zugegen sind, und da die Stunden ununterbrochen auf einander folgen, so sind sie also doch unter beständiger Aufsicht. Dieienigen Lehrer, welche also nicht gerade an einem halben Tag selbst Unterricht zu geben haben, sind alsdann ganz frey, bis die Lekzionen geendigt sind, welches Winter und Sommer um 5 Uhr geschieht. Dann kommen die iungen Studirenden auf ihre Zimmer und halten die sogenannten Studirstunden von 5 = 7 Uhr, welche sie zu eigenen Arbeiten anwenden müssen. Zu der Zeit muß der Lehrer gegenwärtig seyn, damit, wenn mehrere beysammen oder in der Nähe wohnen, sie einander nicht stöhren und der Träge angehalten wird, seine Schuldigkeit zu thun. Während dieser Stunden sieht der Lehrer, der zwar in einem besondern Zimmer, aber doch in der Nähe, wohnt, einigemal nach, erbietet sich zur Beyhülfe und Erklärungen und sieht es gerne, wenn sie auch auf sein Zimmer kommen, um ihn über etwas zu befragen. Auch Abends nach Tisch, wo zwar Freystunden sind, aber wenn die Jahreszeit oder die Witterung nicht erlaubt auszugehen, muß er über seine ihm Anvertrauten wachen, damit nicht, besonders wenn mehrere beysammen sind, Unordnungen entstehen.

Um 8 3/4 Uhr ist Betstunde, worin sämtliche

iunge

junge Leute erscheinen müssen. Die Lehrer halten diese nach der Anciennitätsreihe, (nach welcher überhaupt die einzelnen Arbeiten besorgt werden) und haben hier gute Gelegenheit, der Jugend manche spezielle und nur sie interessirende Warheit, welche nicht wohl auf die Kanzel gebracht werden darf, vorzutragen und ans Herz zu legen. Diese Betstunde dauert etwa 1/4 oder 1/2 Stunde und nach derselben muß sich ieder auf sein Zimmer verfügen, und darf ohne spezielle Erlaubniß weder mehr Besuch annehmen, noch geben. Die Fleissigen wenden dann noch ein oder ein paar Stündchen zum Studiren an.

Die Generalaufsicht wechselt ebenfals nach der Reihe unter den Unterlehrern ab, und bestehet darin, daß der iedesmalige Aufseher in den Freystunden ein wachsames Auge auf die Jugend habe, damit es bey ihren Spielen ordentlich und sittlich zugehe, und daß keiner ohne Erlaubniß und heimlich sich vom Kloster entferne.

Da die Nachmittage des Mitwochs und Sonnabends frey sind, so werden ein paar Stunden zu einem Spaziergang angewendet, wo allemal ein Lehrer dabey seyn muß und auch hiebey gehet es nach der Reihe.

Eben so ist es, wenn ein Nachmittag ausserordentlich frey gegeben worden ist und in den Ferien, da alle Nachmittage spazieren geführt wird.

Endlich haben auch noch die Unterlehrer ieden Sonntag die Nachmittags-Predigt; da werden öfters spezielle Säze für die Jugend gewählt, so daß man sie mit Recht Jugendpredigten nennen kann; solche sind es, welche der Abt von sich und einigen Lehrern unter diesem Titel herausgegeben hat, und die Sie kennen.

Die Zahl der Arbeiten ist also wirklich nicht gering; aber die starke Zahl der Lehrer macht auch, daß sie nicht so oft herumkommen, und da ihrer mehrere sind, so findet sich immer leicht einer, der, bey vorfallenden Verhinderungen, die Arbeiten des andern übernimmt.

Das Gehalt dieser Männer ist ebenfals nicht groß und noch ganz nach der alten Taxe; gewöhnlich bekommt einer im ersten Jahr nur 70 Rthlr., oder 14 Friedrichsd'or festen Gehalt vom Kloster, nebst freyer Stazion, und die Akzidenzien sind sehr verschieden: diese Summe steigt alliährlich mit 10 Rthlr., oder 2 Friedrichsd'or bis auf 100 Rthlr., oder 20 Friedrichsd'or und dann bleibt es stehen. Jeder wird zugeben müssen, daß dies wirklich zu wenig ist, und wäre

nicht die gewisse Hoffnung zur Beförderung dabey, so würde sich wohl nicht leicht ein Mann, der sonst fortzukommen weis, das heißt, etwas gelernt hat, dazu verstehen. Da kann man also auch fragen, was hat alles das Schreiben und Schreyen über die Verbesserung des Schulstandes geholfen? da es doch beym Alten bleibt. Und da alles dies Fakta, die dorten gar nicht geheim gehalten werden, sind, so dünkt mich, kann man auch mit Recht darüber sprechen.

Die sichere Beförderung, welche das Kloster verspricht, ist eine von den 15 oder 17 Pfarreyen, welche es zu vergeben hat; und der älteste Lehrer erhält, wenn er will, die nächst ledig werdende Pfarre. Im Ganzen sollen sie gut und nur ein paar schlechte darunter seyn, welche der, welcher das nächste Recht hat, vorbeygehen lassen kann, wenn er auf eine bessere — aber noch länger warten will.

Uebrigens sind immer geschickte Männer unter ihnen gewesen und sind es noch; und mehrere von den iezigen haben sich als Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht, wie Sie in Meusels gelehrtem Deutschland, unter Kloster Berge, finden werden.

Vor-

Vorzüglich wohl hat es mir gefallen, daß gar nichts Pedantisches anzutreffen ist; wozu denn das gute Beyspiel des Abts viel mag beygetragen haben, denn er selbst ist ein Mann von feiner Lebensart und Geschmack! Wären aber auch die Lehrer nicht junge Männer, so würde er schwerlich so viel haben bewürken können. Sie dürfen nicht glauben, Freund, daß da noch die Perücken und die theologische Uniform regieren nebst der pedantischen Steifigkeit; nein! Sie würden die meisten der Kleidung nach gar nicht für Schulmänner ansehen, so modisch und artig tragen sie sich, und das, dünkt mich, ist von grosem Einfluß auf den jungen Menschen und hilft auch zur Erhaltung mehrerer Achtung für die Lehrer. Denn es macht nie einen guten Eindruck, wenn der Jüngling merkt, daß sein Lehrer nicht die feine Lebensart verstehe und sich in Gesellschaften zu zeigen wisse. Zur Beförderung desselben hilft wohl die Nähe der Stadt Magdeburg viel, wohin Lehrer und Schüler öfters in Gesellschaft gehen können. Der Abt selbst hält auch oft Gesellschaften und bittet zuweilen Lehrer nebst einigen Scholaren dazu.

Das Kloster hat eine eigene Kirche und Pfarrer, lezterer ist allemal zugleich Oberlehrer und Conventual und ertheilet Unterricht in der Theologie.

logie. Er ist aber von Inspektionsarbeiten frey und wohnt auch in einem besondern Haus. Seine Stelle wird auf 600 Rthlr. geschäzt.

Die Schüler können, je nachdem die Eltern bezahlen wollen, eine Stube allein haben, oder zu zweyt, dritt, oder viert wohnen. Ein Zimmer nebst Heizung und dürftigem ameublement kostet jährlich 40 Rthlr. preuß., oder 8 Friedrichsd'or, zu zweyt die Hälfte u. s. w. Eben so hängt es von den Eltern ab, an welchen Tisch sie ihre Kinder wollen gehen lassen: denn es giebt dreyerley Tische, der erste kostet, nach dem neuen Tarif, 90 Rthlr. oder 18 Friedrichsd'or nebst Aufwartung; der zweyte, so wie ich glaube, 60 Rthlr. oder 12 Friedrichsd'or; und der dritte, 40 und einige Thaler, wie aus der gedruckten Nachricht zu ersehen ist. Das Essen soll im Ganzen gut seyn, doch freylich läßt sich leicht denken, daß es nicht so, als in einer kleinen Haushaltung, seyn kann. Den Muttersöhnchen soll daher anfangs manches nicht recht seyn, es lernt sich aber nach und nach. — Denn welcher Koch kann 50 = 60 Menschen, die er täglich zu speisen hat, iedesmal allen alles recht machen?

Die Zeit der Schüler ist, wie folgt, eingetheilt; im Sommer gehen die Lekzionen um 7 Uhr

an

an und dauren bis 11 Uhr. Von 11 = 12 werden gewöhnlich noch extra Stunden gehalten, als Botanick, Technologie, Staatistick ꝛc. oder wenn keine sind, so wird diese Stunde aufs eigene Studiren verwendet. Um 12 Uhr wird gespeißt; dies dauret etwa eine halbe Stunde. Bis 2 Uhr sind alsdann Freystunden, wo sie entweder ausgehen oder sich mit Spielen in dem geräumigen Hof des Klosters belustigen können. Um 2 Uhr fangen die Nachmittags = Lekzionen an und dauren bis 5 Uhr. Im Winter fangen die Morgen = Lekzionen erst um 8 Uhr an und dauren bis 12 Uhr; die nachmittägigen sind aber eben so, als wie im Sommer.

Die Nachmittage der Mitwoche und Sonnabende sind frey. Von 5 = 7 Uhr sind Studirstunden. Die Zeit von 7 Uhr bis 8 3/4 ist dem Essen und der Erholung bestimmt; im Sommer wird spazierengegangen, im Winter machen sich die Eleven unter einander Besuch. Nach der Betstunde muß ieder auf sein Zimmer gehen, und kann noch für sich arbeiten.

In der ersten Woche iedes Monats wird gewöhnlich ein Nachmittag aufferordentlich frey gegeben. Die 3 ersten Primaner haben das Vorrecht, einen schönen Tag dazu auszusuchen oder

vielmehr abzuwarten, und bitten sich alsdann von dem Rektor aus, daß er ihn frey geben mögte.

Denen, welche reiten können, wird auch manchmal erlaubt, in Begleitung eines Lehrers einen Spazierritt zu machen, und in den Ferien werden gewöhnlich kleine Reisen, sowol zu Pferd, als auch zu Wagen und zu Fuß, gemacht.

Die Oster = und Michaelis = Ferien dauren iede 14 Tage; die Weyhnachts = und Pfingstferien aber nur 8 Tage. Wer seine Eltern in der Nähe hat, kann diese Zeit bey ihnen zubringen.

Eine Einrichtung, die mir besonders wohlgefallen hat und von dem iezigen Abt gemacht worden ist, darf ich hier nicht vergessen! Es sind die sogenannten **Sittenklassen**. Die Hauptabsicht dabey ist, den Grad der Sittlichkeit iedes Zöglings zu bestimmen und ihm sichtbare Stufen zu zeigen, die er noch zu ersteigen habe! Und mit ieder dieser Stufen sind Vortheile verbunden, die nach dem Grad des Vertrauens, den iede Stufe verdient, abgemessen sind. Es sind 4 Klassen gemacht; die Neuangekommenen werden erst, bis man sie hat beobachten und kennen lernen können, nach 3 auch wohl 6 Monaten,

naten, klassifizirt. Die vierte ist die unterste und in diese werden diejenigen gesezt, deren Karakter noch ganz unbestimmt ist und deren Sitten noch keine Ausbildung haben. Es ist daher gar keine Ehre, in diese gesezt zu werden. Zum sichtbaren und fühlbaren Beweis, daß man sich noch nicht auf sie verlassen könne, ist ihnen nicht erlaubt, anders, als wenn von den Lehrern spazieren geführt wird, ausserhalb des Klosters zu gehen.

In die dritte Klasse kommen diejenigen, welche sich schon um einen Grad über iene erhoben haben, und denen man es annerkt, daß sie sich bestreben, ihren Karakter auszubilden und ihre Sitten auszubessern und zu verfeinern. Zum Zeichen des mehreren Vertrauens, haben diese die Erlaubniß, mit einem ihrer Mitschüler aus der ersten Sittenklasse, ausgehen zu dürfen.

In die zweyte werden diejenigen gesezt, an denen man schon eine gesezte Denkungsart bemerkt und die sich nichts wesentliches haben zu Schulden kommen lassen. Diese können allein, gegen einen Erlaubnißschein und nach geschehener Anfrage bey dem allgemeinen Aufseher, in den Freystunden spazieren gehen.

Endlich in die erste kommen die ganz gebildeten, von bewährtem Karakter, tadelfreyem Betragen und guten äusseren Sitten. Diese können in den Freystunden, ganz allein und ohne iemand um Erlaubniß zu fragen, ausgehen; doch nicht in die Stadt.

Mit Ende ieden Vierteljahrs gehet eine sittliche Musterung vor und in der allgemeinen Conferenz wird bestimmt, wer es verdient habe, in eine höhere Stufe fortzurücken. Dies wird alsdann öffentlich bekannt gemacht und die von der 2ten und ersten Klasse erhalten zum Zeichen **Billette**, auf welche das ämtliche Siegel gedruckt und ihr Name, nebst der Zahl der Klasse, geschrieben ist. Die Billette der 2ten Klasse dienen zugleich statt des Erlaubnißscheins, den der Besizer allemal vom allgemeinen Aufseher abholen und beym Ausgehen, unter dem Thor, an den Thorwärter abgeben muß, zum Beweis, daß er Erlaubniß habe, sonst darf er nicht passiren.

Es läßt sich schon schliesen, daß diese Einrichtung viele und gute Wirkungen hervorbringen müsse, und die Erfahrung bestättigt es. Dem Jüngling wird dadurch gleichsam ein sichtbares Ziel vor Augen gestellt, welches er zu erreichen

hat,

hat, und von Stazion zu Stazion, wenn ich so sagen darf, erhält er neue Aufmunterung und Anreizung zur Aufeyferung. Daß mehrere Freyheit mit ieder höheren Stufe verbunden ist, ist sehr weise, denn es ist ia im ganzen künftigen Leben, nicht blos in der Jugend, so, daß auf Anstrengung, Uebung der Kräfte und Vervollkommnung, Belohnung folgt! und zugleich werden die Jünglinge nach und nach angewöhnt, die Freyheit zu geniesen, ohne sie zu mißbrauchen. Denn das ist wohl gewiß, daß der, welcher zu eingeschränkt war, so bald er volle Freyheit erhält, sie mißbraucht; so wie einer, der lange hat hungern müssen, wenn er an eine wohlbesezte Tafel kommt, zu viel essen wird. Das Zurücksezen kann und wird auch, als eine empfindliche Strafe, gebraucht. Kurz, der Nuzzen ist gewis sehr gros, den diese Einrichtung schaft.

In den beyliegenden gedrukten Nachrichten des Abts werden Sie die ganze Lehrmethode detaillirt und sie gewiß sehr schön finden. Ich sage nur noch im allgemeinen, um Ihnen, wo möglich, den ganzen Geist dieses Instituts darzustellen; daß man dahin trachtet, dem iungen Menschen, das, was er lernen soll, recht faßlich zu machen und auch zu erleichtern; daß beständig auf seinen Verstand gearbeitet wird; daß

man

man seine Ideen zu berichtigen und ihn also gründlich besser zu machen — nicht blos durch Strenge oder Zwang, von diesem oder ienem abzuhalten, und zu diesem oder ienem zu treiben sucht. Alles zwekt dahin ab, die Denkkraft zu erwecken, den Verstand zu berichtigen und zu bereichern, und das Herz zu bessern.

Die Disziplin ist gar nicht strenge — villeicht zu gelind für Bürger eines monarchischen und so militärischen Staats, als der preussische ist. Denn im Soldatenstand und auch im Geschäftsleben verfährt man mit uns nicht immer nach Gründen, sondern da heißt es, **du mußt**, man mag es einsehen oder nicht, man mag wollen oder nicht. Und schwer wird es einem so erzogenen Jüngling werden, bis er in seinem künftigen Stand das Gehorchen lernt. Ich bin gewis der Idee nicht feind, daß man der Jugend freundlich und liebreich begegnen, ihre Fröhlichkeit befördern und ihr Vergnügen und Freude nicht stöhren soll. Aber man übertreibe sie ia nicht, sonst wird sie fürs künftige Leben (und dazu zu bilden ist ia der Zweck der Erziehung) schädlich. Wer nie Druck empfunden, dessen Federkraft hat auch nicht gegendrücken und sich dadurch verstärken können; wer nicht in Ueberwindung von Schwierigkeiten geübt ist, wird bey der ersten

erschre-

erschrecken; wem es immer nach Wunsch gegangen ist, der wird bey dem geringsten unangenehmen Vorfall mißmuthig werden. So mancher grose Mann hat villeicht seine Grösе blos dem Druck, unter dem er gewesen, Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, zu danken. Schon aus dem Grund taugt das Verwandlen des Lernens in Spielen für die Knabenseele nicht mehr, und ein beständiges angenehmes Utopienleben. Vermeidet also nicht so sehr, eure Zöglinge anzustrengen, denn Anstrengung ist unsere künftige Bestimmung; laßt sie nicht zu sehr ihren Launen und Einfällen nachhängen — denn im künftigen Amte fragt man nicht, hast du Laune, hast du Lust? sondern die Arbeit muß verrichtet werden! Von der Bergischen Disziplin bin ich indessen nicht ganz genau unterrichtet, um mein Urtheil darüber fällen zu können; mir kam es so vor, daß es damit sey, wie ich vorhin sagte und dies gab mir Anlaß, ein paar Gedanken darüber im Allgemeinen hinzuwerfen.

Die Lehrer gehen mit ihren Zöglingen vertraulich, freundschaftlich und höflich um — es findet da nicht iene steife Zurückhaltung und das pedandische Air, das sonst in den Schulen so gewöhnlich war, statt.

In die Stadt dürfen die Zöglinge nur mit sehr groser Einschränkung gehen, gewöhnlich nur in Gesellschaft eines Lehrers, oder dann allein, wenn sie Verwandte darin haben — um sie vor aller Verführung und Ausschweifungen zu bewahren.

Da ich einmal so weitläufig geworden bin (und das können Sie mir nicht verdenken, Freund! denn Sie wissen ia, wie wichtig in meinen Augen Schulen und Erziehungsinstitute sind, wie gern ich sie überall aufsuche, um sie kennen zu lernen, und wie gern ich mit einem Freund, den sie auch interessiren, darüber schwazze), so muß ich nun auch in das Oekonomische der Schule eingehen.

Die nöthige Aufwartung wird durch Bedienten besorgt; zum Auskehren der Zimmer, Bettmachen ꝛc. werden ein paar, aus guten Gründen, alte Weiber unterhalten.

Das Einheizen der vielen Oefen wird durch 3 Calfakters besorgt, die das Holz auch spalten und sonst zu andern vorfallenden Arbeiten gebraucht werden. Die Holzkonsumzion ist groß, denn es sollen, wie mir gesagt wurde, 900=1000 Klafter iährlich verbraunt werden; das Kloster

hat

hat aber so schöne Forsten, daß es keines zu kaufen nöthig hat.

Es ist auch ein eigener Bote angestellt, welcher Tag vor Tag zweymal nach der Stadt geht; theils um Briefe nach der Post zu tragen, und Geld und Briefe von da mit zurück zu bringen, theils auch um die nöthigsten Bedürfnisse herauszuschaffen, und Bestellungen bey den Handwerksleuten zu machen. Eine grose Bequemlichkeit, welche machen muß, daß Bergens Bewohner es gar nicht merken, daß sie auf dem Lande wohnen.

Ein Verzeichniß der Lehrer und Maitres will ich nicht hieher sezen, weil Sie sie in der gedruckten Nachricht finden werden — aber villeicht erhalte ich noch, ehe mein Brief, oder vielmehr Paquet abgeht, einen Lekzionskatalogus, welchen ich alsdann noch mitschicken werde. Und dann sollen Sie gewiß sagen müssen, daß ich Sie aufs vollständigste, villeicht vollständiger, als Ihnen lieb war, über dieses Institut unterrichtet habe.

Aus alle diesem werden Sie ersehen, daß es gewiß eines der ersten und besten in ganz Deutschland ist. Ehemals besuchten es sehr viele Ausländer und die Zahl der Zöglinge war oft über hundert. Jezt ist nicht ein volles halbes Hundert

da, woran wohl die vielen neu angelegten und verbesserten alten Schulen mit Schuld seyn mögen.

Auch ist es immer etwas theuer, besonders für Reichsländer, wegen des schweren Geldes. Das werden Sie mir denn doch zugeben, daß die Zahl der Zöglinge kein Beweiß für die Güte einer Schule ist, — so wenig als mir der Zulauf der Studenten ein Beweiß für die gründliche Gelehrsamkeit eines Professors ist. Vielmehr macht die geringere Anzahl, daß mehr Ordnung herrscht, und die Lehrer um die Individuen besser besorgt seyn können. Ich riethe iedem Vater, der das Vermögen dazu hat, seine Kinder dahin zu schicken, denn sie werden da, wenn anders das Subiekt etwas taugt, zu geschickten, guten und brauchbaren Leuten gebildet. Schon mancher grose und nüzliche Mann ist aus dieser Schule hervorgegangen — und ein Verzeichniß von allen denen, die dort frequentirt haben, müßte sehr interessant seyn. Werfen Sie meinem Urtheil ia keine Partheylichkeit oder Eingenommenheit vor — denn ich habe getadelt, was ich für tadelnswerth, und gelobt, was ich für lobenswerth hielt. Ich könnte allenfals noch sagen, daß des Unterrichts zu viel und zu wenig Zeit für den eigenen Fleiß wäre, dies geht aber zu sehr ins Spezielle, hängt

mit

mit so vielen andern Umständen zusammen und hat mehrere Seiten, von denen es sich ansehen läßt, daß es mich zu weit führen würde, da ich ohnedies schon so weitläufig geworden bin. Empfehlen Sie also immer auf meine Gefahr, Ihren Freunden und Bekannten dieses Institut auf mein Wort!

Und doch bin ich noch nicht mit dem reichhaltigen **Bergen** fertig! Sie mögen Lust haben oder nicht, so müssen Sie noch eine kurze Beschreibung des dortigen **Schulmeister-Seminariums** lesen. Schon vor langer Zeit ist dieses errichtet worden, so viel ich aber weis, ist es noch gar nicht, oder wenig bekannt, und hat doch sicher schon unendlich viel Gutes gestiftet. Ich kann aber nicht einmal sagen, wann und von welchem Abt es errichtet worden ist. Es hat damit folgende Beschaffenheit und die Sache selbst spricht, ohne Lobeserhebungen, zu ihrem eigenen Vortheil.

Zu den dortigen Bedienten oder Aufwärtern werden von dem Abt solche Subiekte gewählt, die fähig sind, Schulmeister zu werden, und sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Vier davon stehen in Gehalt und haben freye Stazion, nebst freyem Unterricht. Noch einige haben blos

die

die freye Kost, und Fremde können gegen Bezahlung ins Kloster aufgenommen werden; oder miethen sich in der Nachbarschaft ein, verköstigen sich selbst und besuchen den Unterricht unentgeldlich.

Es gehört zur Pflicht des Klosterpfarvers, daß er diesen Leuten täglich eine Stunde Religionsunterricht ertheilt — er stellt auch besondere Uebungen im Catechisiren mit ihnen an und läßt sie öfters ihre Gedanken über theologische Säze zu Papier bringen. Unter den Lehrern sind immer welche, die sich geneigt finden lassen, diesen Leuten einige Stunden wöchentlich Unterricht in der Schönschreibekunst, Rechtschreibung, in Verfertigung schriftlicher Aufsäze, im richtig Lesen und in der Arithmetik zu geben. Das Kloster bezahlt diesen Unterricht den Lehrern extra.

Als das Institut entstand, so ist ihm der Vortheil verwilligt worden, daß diese Leute nicht nur sichere Anwartschaft auf die klösterlichen Schulmeisterstellen, sondern auch auf alle königlichen haben — und wenn adeliche oder städtische Stellen erledigt werden, hat das Seminarium das Recht, daß 3 aus seinem Mittel können präsentirt werden. Da sie gewöhnlich die geschicktesten sind, so werden sie meistentheils gewählt. Der

Nuzzen,

Nuzzen, den diese Leute schaffen, soll iezt schon sehr merklich seyn, und wie viel Gutes wird nicht noch dadurch gestiftet werden, wenn erst alle diese Stellen mit solchen wohlunterrichteten Leuten besezt seyn werden! Auf diese Art wird mit geringen Kosten ein unendlicher groser und schäzbarer Vortheil für die Aufklärung der Landleute erhalten.

Hier haben Sie noch das Lekzionsverzeichniß, welches ich so eben erhalte:

Montag und Dienstag sind einander gleich in den Lekzionen, welche folgende sind: im Sommer

von 7 = 8 Unterricht in der Theologie durch alle Klassen; in der ersten wird das eine Jahr Dogmatik, das andere Moral, beyde nach Leß, gelehrt. In den andern Klassen dauert der Kursus nur ein halb Jahr und es wird dabey Dieterichs Unterweisung zur Glückseligkeit gebraucht.

Von 8 = 9 ist die statarische lateinische Lekzion über verschiedene Autoren, nach dem Bedürfniß der Klassen, und Anleitung zum Lateinschreiben. S. die Nachricht.

Von 9 = 10 Unterricht in der reinen und angewandten Mathematik, ebenfals nach dem Bedürfniß der verschiedenen Klassen.

Von

Von 10 = 11 Uhr Unterricht in der französischen Sprache, wo verschiedene Schriftsteller gelesen werden.

Von 11 = 12 ist ausserordentlicher Unterricht, wechselsweise ein Jahr lang, in der Staatenkunde und Technologie.

Von 2 = 3 Unterricht in der Geographie und Erdkunde in 3 verschiedenen Klassen.

Von 3 = 4 Uhr wird Anweisung zum Schreiben in französischer Sprache gegeben und etwas schwerere Autores gelesen.

Von 4 = 5 ist Unterricht in der Philosophie; in Prima wird Logik und Metaphysik, auch manchmal abwechselnd, Archäologie, Antiquitäten und philosophische Geschichte gelehrt.

Mitwochs von 7 = 8 Unterricht in der Theologie, wie vorhin.

Von 8 = 9 lateinischer Unterricht, wie vorhin.

Von 9 = 10 Unterricht in der Arithmetik.

Von 10 = 11 französische Lekzion, und für die künftigen Theologen Unterricht in der hebräischen Sprache.

Von 11 = 12 Unterricht im Tanzen, Zeichnen, Reiten.

Von 1 = 2 ebenfals wieder Unterricht im Tanzen und Zeichnen. — Die übrigen Stunden sind frey.

Donnerstag und Freytag sind einander auch in den Lekzionen gleich.

Von 7 = 8 wird in Prima und Sekunda der Horaz erklärt; in den andern Klassen leichtere Autores kursorisch gelesen.

Von 8 = 9 statarische lateinische Lekzion, welche die ganze Woche hindurch in dieser Stunde ist.

Von 9 = 10 alte Geschichte für Sekunda und Tertia. Prima aber hat mathematischen Unterricht.

Von 10 = 11 Unterricht in der griechischen Sprache, in 3 Klassen, über verschiedene Autores. Die, welche nicht griechisch lernen, empfangen in dieser Stunde Unterricht in der französischen Sprache.

Von 11 = 12 ausserordentlicher Unterricht in der Botanik, womit auch praktische Uebungen verbunden werden.

Von 2 = 3 für Prima und Sekunda Staatengeschichte und für die übrigen Klassen praktische Mathematik.

Von

Von 3 = 4 Unterricht in der lateinischen Sprache.

Von 4 = 5 Uebungen im deutschen Stil, in vier verschiedenen Klassen.

Sonnabends von 7 = 8 lateinischer Unterricht, wie vorhin.

Von 8 = 9 statarische, lateinische Lekzion.

Von 9 = 10 alte Geschichte.

Von 10 = 11 Unterricht in der griechischen Sprache.

Von 11 = 12 Unterricht im Tanzen, Zeichnen, Reiten.

Von 1 = 2 ebenfals im Tanzen und Zeichnen.

Im Winter fangen die Lekzionen um 8 Uhr an und dauren biß 12 Uhr, bleiben aber in derselben Ordnung, nur daß sie eine Stunde später fallen, als im Sommer. Dadurch gehen also im Winter die aufferordentlichen Lekzionen ein; doch wird die Staatistik und Technologie auch des Winters in der Stunde von 11 = 12 Mittwochs fortgesezt, weil die Schüler, welche diese Lekzion besuchen, den Unterricht im Tanzen und Zeichnen des Nachmittags empfangen.

Im Winter ist auch Mitwochs und Sonnabends Nachmittags von 2 = 4 Uhr Unterricht in der Drechselkunst. Die übrigen Freystunden werden meistens auf die Musik verwandt. Das Kloster hat einen sehr geschickten Organisten; die Lehrmeister auf der Violin, Flöte ꝛc. kommen aus der Stadt; die Stunde wird ihnen mit 3. Sgl. bezahlt.

Beschreibung des königlich = preussischen Salzwerks zu Schönebeck im Magdeburgischen.

Auf Empfehlung einiger angesehenen Personen in Magdeburg erhielt ich bei meinem kurzen dasigen Aufenthalt die erwünschte spezielle Erlaubniß, die Saline zu Schönebeck, unstreitig eine der grösten und wichtigsten, aber auch der künstlichsten, in ganz Europa, so genau, als ich wollte und konnte, zu betrachten. Ich trug also darüber folgendes in mein Tagbuch ein.

Die Landstadt Schönebeck, wo die Salzsiederey ist, liegt 2 kleine Meilen von der Stadt Magdeburg, dicht an der Elbe: die Salzquellen aber, deren Salz dort versotten wird, fliesen in der Nähe und zwar auf der Mittagsseite des Städtchens

Grosen-Salza und des Dorfs Alten-Salza, eine gute halbe Stunde von Schönebeck. Hier in Grosen-Salza befindet sich alles, was zum Gradirwerk gehört, und die gradirte Sohle wird von hier aus durch Röhren und Kanäle unter der Erde nach Schönebeck geleitet, um dort gesotten zu werden.

Die Gegend um die Stadt Salza ist sehr reichhaltig an Salzquellen; zwey Quellen, die in der Stadt selbst zu Tag kommen, sind so reichhaltig und stark, daß die Sohle unmittelbar, ganz ohne Gradirung, mit Profit kann versotten werden. Drey andere Quellen, aber nicht so stark, als diese, fliesen ausserhalb der Stadt, und das sind eben diejenigen, welche die Sohle für die Schönebeckische Salzsiederey liefern. Die Erzählung der wenigen Umstände, die ich von der Geschichte dieser Saline weis, wird es begreiflich machen, warum diese schwächeren Quellen ausserhalb der Stadt Salza besser benuzt werden, und woher es kommt, daß diese schwächern Quellen eine weit grösere Quantität Salz liefern, als die reichhaltigern in der Stadt.

Leztere sind villeicht schon vor vielen Jahrhunderten entdeckt worden, und versorgten in den ältesten Zeiten die benachbarte Gegend mit Salz:

diese

diese Saline gehörte seit ihrer Entstehung der Stadt oder vielmehr dem dortigen Magistrat. Der vorvorige König wollte zu Ende des vorigen Jahrhunderts für eigene Rechnung eine Saline auf seine Kosten anlegen und wünschte gar sehr, daß ihm der Magistrat zu Salza seine reichhaltige und ergiebige Quelle überlassen mögte; aber dieser weigerte sich, weil der gröste Theil der dortigen Patrizier, **vulgo Salziunker** genannt, seine Revenüen und das ganze Städtchen seinen Unterhalt daraus zog, sie abzutretten. Der König riß zwar durch keinen despotischen Befehl dieses Recht an sich, aber er gebrauchte Mittel, die seinen Endzweck beförderten und dem kleinen Städtchen eben so viel, villeicht noch mehr schadeten, als hätte Er ihm seine Quellen mit Gewalt weggenommen und den Einwohnern doch den Verdienst dabey gelassen. Schon einige Zeit vorher, ehe der König auf dieses Vorhaben verfiel, hatte man auch ausserhalb der Stadt einige Salzquellen entdeckt gehabt, sie aber ihrer Geringhaltigkeit wegen nicht geachtet. Ao. 1704. soll ein Bürger aus Grosen = Salza, Namens **Mathias Römmer**, diesen Quellen bey dem Dorf **Alten = Salza** oder bey dem Flecken **Elmen** genauer nachgesucht, sie wirklich gefunden und gehörigen Orts die Anzeige davon gemacht haben. Man stellte auch darauf weitere Unter-

suchung an, und fand im folgenden Jahr dergleichen Brunnen unter einem mit Dämmen umgebenen Teich. Nun machte man Anstalt zum Ausbau zweyer Brunnen und zu Anlegung eines Koths in Schönebeck, weil dieser Ort nicht weit davon entfernt und wegen seiner Lage an der Elbe allerdings der bequemste dazu ist; und man fieng an, die unterirrdische Leitung der gradirten Sohle durch Röhren von Salza nach Schönebeck zu veranstalten. Aber im Jahr 1707. gerieth das ganze Werk ins Stecken, weil der König die ehemals an die Pfännerschaft zu Halle veräuserten Hallischen Kothen vindizirte, weil auch das Salz wohlfeiler wurde und Er es also für besser fand, die reicheren Hallischen Kothen betreiben zu lassen. — Nicht lange nachher nahm doch ein Kothendecker, Georg Krause, das Schönebeckische Salzwerk in Pacht und schloß mit einigen Zerbstischen Aemtern Salz-Lieferungs-Kontrakte. Es fehlte ihm aber zum Theil an Absaz, zum Theil auch an Vermögen, Holz und andere Bedürfnisse anzuschaffen, und so kam das Werk nicht in völligen Gang. Er entdeckte aber in einer Entfernung von hundert Schritten von der ersten Quelle, gegen Südwest, eine andere Quelle, die besser, als diese, war. Auf Anzeige davon beschloß man von Seiten der königlichen Kammer diese bearbeiten zu lassen, ich habe aber

nicht

nicht erfahren können, in welchem Jahr dieses geschehen und auf welche Art der obengenannte Krause wieder davon weggekommen ist. Nun gieng es besser, es wurden grose Summen darauf verwendet, und das ganze Werk wurde nach und nach zu einer solchen Gröse und Vollkommenheit gebracht, daß diese Saline iezt mit Recht unter die ersten kann gezählt werden. Die Saline in der Stadt Salza ist durch diese mächtige Schwester, mit königlichen Mitteln ausgesteuert, nach und nach, und iezt fast gänzlich eingegangen; denn, zufolge eines königlichen Verbots, dürfen die Einwohner Salza's ihr Salz nicht im Lande verkaufen, und das einzige Churſachsen, welches ihnen bisher allein noch etwas abgenommen hat, und wodurch sie also doch vor dem Hungersterben gesichert waren, soll nun anfangen, eigene Quellen, besonders zwischen Merseburg und Lauchstädt, bearbeiten zu lassen, so, daß also das arme Städtchen Salza den Absaz seines Salzes bald gänzlich verliehren wird. Wäre es also nicht besser gewesen, gegen ein ansehnliches Kapital oder andere Vortheile den königlichen Wunsch zu erfüllen? Allein, wer konnte damals diese Folge voraussehen?

Jezt hat also das königliche Salzwerk drey Quellen, davon Nr. 1., nach dem Hessischen Gewicht,

wicht, 12 1/2 bis 12 7/8 Loth schwere Sohle; Nr. 2. 12 7/8 Loth und zuweilen, mit der Nebenquelle vermischt, 14 Loth und Nr. 3. beynahe 15 Loth schwere Sohle hält. Sie fliesen dicht bey der Stadt Salza, in einer etwas vertieften, sandigten Gegend, wo man häufig die Kräuter findet, welche gerne in der Nähe von Salzquellen wachsen. S. **Beckmann's** und **Cunradi's** Anleitung zum Studium der Technologie ꝛc., unter dem Artikel: **Salzsiederey**. Sie sind alle drey vortreflich gefaßt und werden geschöpft, so, daß immer ein groser Ueberfluß von Sohle vorhanden ist.

Nr. 1. von diesen Quellen ist 180 Fuß tief. Vor der Anlegung des Gradirwerks war sie die einzige, und lieferte so viel als damals nöthig war.

Nr. 2. ist nicht weit von der ersten. Anfangs mißlungen die Versuche des Fassens, daher stürzte man sie zum Theil wieder zu. Aber Ao. 1756. suchte man sie wieder auf, und ließ den Brunnen ausräumen und vertiefen. Dabey fand man seitwärts noch eine reichere Sohlenquelle, als die bisherige. Er wurde also überhaupt auf 130 Fuß abgeteufet, verzimmert und bis auf den grosen Brunnen Nr. 1. mit vieler Mühe und

Kunst

Kunst abgebohrt, wodurch beyde Brunnen mit einander in Verbindung gebracht wurden.

Nr. 3. oder der neue Haupt = Sohlbrunnen, den ich als den wichtigsten und merkwürdigsten vorzüglich zu sehen Gelegenheit hatte, ist Ao. 1724. entdekt worden; Ao. 1775 und 1776. aber wurde er auf eine neue weit ergiebigere Sohlader, als die übrigen sind, 231 Fuß tief verschrotet und abgeteuft, und von da aus, noch 41 Fuß, bis zur Hauptquelle selbst, abgebohrt, so, daß er in allem 272 Schuh tief liegt. Die wilden Wasser im obern Gebirg dieses Brunnens sind besonders abgefangen und werden durch eine Kunst herausgehoben. Auch bey diesem ist die Fassung vortreflich.

Nr. 4. ist ein alter, wilder Wasserbrunnen, nicht weit von den beyden erstern entfernt, und ist dazu bestimmt, die obere arme Sohle und die wilden Wasser aufzunehmen und abzuführen.

In den ersteren wird die Sohle durch Pumpen, in der lezteren durch ein kostbares Saugwerk heraufgefördert; dann durch Röhren in das daran liegende Gradirwerk geleitet.

Die Sohle sammelt sich in dem untern Bassin des Gradirhauses, und wird durch Pumpen, welche

welche durch Trittscheiben in Bewegung gesezt werden, von da hinauf ins oberste Bassin unter dem Dach des Gradirhauses getrieben.

Ich komme nun zu der Beschreibung des **Gradirwerks.** Es steht nicht weit von den Quellen ab, wie ich schon gesagt habe, an einem ganz freyen und etwas erhöheten Ort, so daß Wind und Sonne mit aller Stärke darauf wirken können; und bestehet aus in einer Reihe fortlaufenden Gebäuden, die 500 rheinländische Ruthen oder nach einer andern Angabe 5600 Fuß rheinländisch lang, 35 = 40 Fuß hoch, und, die Distanzen der Dornwände mitgerechnet, 45 Fuß breit sind. Jede Dornwand hält in der Breite 4 biß 5 Fuß. Die Wände sind doppelt und bestehen aus zwey Stockwerken, die in dem untern sind 21 = 22 Fuß, und in dem obern, unter dem Dach, etwa 12 = 13 Fuß hoch.

Die **Dorngradirung** ist die Hauptsache dabey. Die untern Dornwände stehen auf den Bassins, aus welchen die Sohle hinaufgepumpt wird und in welche sie von den Dornen wieder herabfällt. Ueber dem ersten Stock der Dornwände liegt das **Mittelbassin**, über welchem wieder theils einfache, theils doppelte Dornwände stehen, und auf diesen ruhet das oberste Bassin,

welches

welches für sie der Tropfkasten ist und den Beschluß macht. Das Mittelbassin fasset die herabträufelnde Sohle der obersten Wand auf und ist zugleich der Tropfkasten für die untere Wand.

Durch die sogenannte Geschwindstellung kann man das Herauslaufen der Sohle aus den Bassins auf die Dornwände vermindern und verstärken und ganz hemmen, ie nachdem es der Wind erfordert, so daß in Zeit von 5 Minuten das ganze Gradirwerk umgestellt werden kann. Jedes Bassin hat eine Anzahl Tropfhäne, welche durch eine Oefnung im Tropfkasten die Sohle erhalten, um sie Tropfenweis auf die Dornen fallen zu lassen. Jede dieser Oefnungen nun hat eine Klappe, so daß in einem Augenblick, durch bloses Hin- und Herrücken eines an den Klappen angebrachten Gestells, sämtliche Oefnungen verschlossen, halb oder ganz geöfnet werden können.

Die von Natur 12 bis 14 löthige Sohle wird durch das gradiren auf 21 bis 23 Loth verstärkt, und sie darf nach dem Etat nicht anders versotten werden.

Gradirer, das heißt, Leute, welche die Sohle gegen die Wände mit Schaufeln anwerfen, deren werden wenige unterhalten, weil man

gefun-

gefunden hat, daß der Nuzzen die Kosten gar nicht oder wenig übersteigt.

Die Sohle kann mit leichter Mühe durch Maschinen von dem einen Ende des Gradirhauses zu dem andern gebracht werden. Die genugsam gradirte Sohle wird entweder sogleich nach Schönebeck geschickt, indem man den Zapfen am Boden der vordersten Bassins auszieht, da sie dann von selbst, durch ihren eigenen Fall, in den oben beschriebenen Röhren, nach der Sierey in Schönebeck läuft. Ist man aber dort schon mit einem hinlänglichen Vorrath zum Versieden versehen, so wird sie in die Reservoirs oder Behältnisse, die sich beim Gradirwerk befinden, gebracht.

Diese Reservoirs oder grosen Sohlenbehälter sind unmittelbar unter dem untern Stock der Dornwände unter der Erde angebracht. Jede Dornwand hat ein eigenes solches Reservoir unter sich; sie sind durch Erdwälle verwahrt, mit Thon und Eichenholz ausgefüttert, selbst gegen die Fäulniß gesichert und an 12 = 15 Fuß tief; man kann sie ohne die geringste Mühe vollfüllen, denn man darf nur einen Zapfen des darüber stehenden Bassins aufziehen, so läuft die gradirte Sohle von selbst hinein, und durch Pump-

werk

werk können sie wieder ausgeleert werden. Manchmal behält man auch ungradirte Sohle zum Vorrath darinne auf.

Die Schwarz- oder Weißdorn, aus welchen die Dornwände bestehen, können wohl 7 Jahre Dienste thun, und alle Jahre wird ungefähr nur 1/8 neu angeschaft; man legt sie einige Zeit vorher ins Wasser und legt sie alsdann erst auf. Wenn sie ausgedient haben, das heißt, zu sehr mit einer Rinde von Erde und Salz überzogen sind, so gebraucht man sie zu Dünger oder verbrennt sie auch. Doch als Dünger sollen sie so sehr vortheilhaft nicht zu gebrauchen seyn; ich habe selbst einen Grasplaz, welcher damit gedüngt war, gesehen, und es stand nur kurzes und mageres Gras darauf: doch kommt auch wohl, wie ich glaube, viel auf die Beschaffenheit des Bodens an.

Das Dach des Gradirwerks ist zwar zur Dachgradirung eingerichtet; man macht aber von derselben schon seit einigen Jahren keinen Gebrauch mehr, weil man gefunden hat, daß der Regen sie zu oft verhindert und die schon stark gewordene Sohle wieder schwächt, auch daß die Sonne zu sehr austrocknet und sich zu viel Salz an das Dach anseżt.

Die Eisgradirung wird selten gebraucht, weil die Siederey im Winter beynahe 3 Monate aufhört, und weil sie, wie mich der Kunstmeister versicherte, die Sohle nur etwa um 2 Loth verstärkt.

Im Sommer geht das Gradirwerk Tag und Nacht und ein eigener Kunst- oder Gradirmeister hat die Aufsicht und die Direkzion über das Ganze. Es arbeiten etwa 50 Menschen und mehr als 100 Pferde bey den Maschinen des Gradirwerks. Denn es ist eine Trittscheibe in denselben, welche 9 Pferde auf einmal nöthig hat, um sie in Bewegung zu sezen. Um sie also beständig in Bewegung zu erhalten, sind 36 Pferde für sie allein erforderlich; denn die Arbeit ist sauer und man muß ihnen wieder die nöthige Zeit zum Ausruhen lassen.

Die Hauptabtheilungen des Gradirwerks richten sich nach den Betrieb desselben durch die Maschinen, und nach den Abtheilungen der darunter befindlichen Sohlenbehälter, welche leztere aber durch besondere Zwischenräume in der Erde von einander abgesondert sind; sie hängen aber alle durch Röhrenleitungen und Fluder zusammen, und können sich also unter einander die Sohle zuführen. Ost- und Nordwind befördern das

Stark-

Starkwerden der Sohle am besten. Gewöhnlich arbeitet das Gradirwerk bis in den Monat Dezember. Das Gebäude selbst ist sehr dauerhaft gebaut und mit vielen Windstreben versehen.

Die besondern Abtheilungen, nebst den Gradirkünsten, Maschinen und andern Einrichtungen, sind nun folgende:

1) Die erste und oberste Abtheilung des Gradirwerks gegen Abend heißt das Gradirhaus oder der Behälter Nr. 1. Mit diesem hängt ganz genau

2) Das Gradirhaus Nr. 2. zusammen. Dieses hat aber dennoch seinen eigenen Sohlenbehälter. Für diese beyden Abtheilungen Nr. 1 und 2 sind nun am Ende von Nr. 2. folgende Maschinen:

Das Gebäude, worin die Maschinen dazu befindlich sind, läuft in gleicher Linie mit dem Gradirwerk: und darin befinden sich

a) unten, eine Roßscheibenkunst, durch welche die Sohle aus den Reservoirs in das untere, mittlere und obere Bassin gehoben wird;

b) oben auf dem Dache desselben ist eine Windkunst von ganz besonderer Einrichtung,

tung, ohne alles gehende Räderwerk, welche, vermittelst Kurbel und Gestänge, durch einen zusammengesezten Cylinderhausbaum wirkt, und durch ihre eigenen Pumpen eben so, wie die Roßkunst, ganz für sich die Sohle aufhebt, damit man mit beyden nach Erforderniß der Umstände abwechseln kann.

c) Auf der nördlichen Seite ist ein Wohnhaus, Magazine ꝛc.

3) Das Gradirhaus Nr. 3. in gleicher Flucht mit Nr. 1 und 2.

4) Das Gradirhaus Nr. 4. ist aus verschiedenen Ursachen nicht von gleicher Höhe mit Nr. 3. Zwischen diesen beyden Häusern sind:

a) die nöthigen Kunstfächer;

b) nördlich am Anfang von Nr. 4. ist ein besonderes Kunstgebäude mit einer Elevazions-Scheibenkunst, welche aus dem Behälter Nr. 4. auf beyde obere Bassins von Nr. 3. und 4. würkt, und

c) auf dem Dach von Nr. 3. steht eine kleine Windkunst, von derselben Einrichtung wie oben, auf beyde Oberbassins von Nr. 3. und 4. würksam.

5) Das

5) Das Gradirhaus und der Behälter Nr. 5. von gleicher Höhe und Flucht mit den vorigen.

6) Das Gradirhaus und der Behälter Nr. 6. in eben der Lage. Zwischen diesen beyden Häusern sind:

a) die nöthigen Kunstfächer und Pumpen aus den Behältern, bis in die obern Bassins, zweyfach eingerichtet;

b) südlich ist eine Scheibenkunst in einem besondern Gebäude.

7) Das Gradirhaus und der Behälter Nr. 7. ist durch eine offene Wasserleitung, zur Abführung der Teich = und Feldgewässer, vom Behälter Nr. 8. **im Grunde**, aber nicht oben vom Gradirhaus Nr. 8., getrennt. Aus diesem Behälter wird die völlig gradirte Sohle nach Schönebeck in die Siederey abgeliefert.

8) Das Gradirhaus Nr. 8. macht gegen Osten den Beschluß des Ganzen. Dabey ist

a) ein **doppeltes Kunsthaus**, welches am Giebel des Gradirhauses angelegt ist. Das erste, mit einem Vertikal = Trittrad auf zwey Pferde, ist ohne alles gehende Räderwerk und Kurbelzapfen, und dagegen mit einem Hebelwerk und den nöthigen Pumpen versehen, um die Sohle aus dem Behälter

bis

bis ins Oberbassin, zum Betrieb der Gradirung, zu bringen. Das zweyte Kunsthaus mit einem Trittrad auf ein Pferd, ist eben so, wie das vorige eingerichtet.

b) Die neuen Haupt = und Reserve= Röhrenstrecken, die hier angeknüpft, und so eingerichtet sind, daß man die Leitung der gradirten Sohle nach Schönebeck zum Sieden besorgen kann.

c) Sind die nöthigen Abzugsgräben um das Gradirwerk gezogen, um die wilden Feld = und Tagewasser abzuleiten.

Nun wollen wir der gradirten Sohle nachgehen, die wir unterdessen von dem Gradirwerk bey Grosen = Salza nach Schönebeck in die Siederey haben fliesen lassen.

Von Strecke zu Strecke sind Pfeiler unterwegs aufgerichtet, um den Ort dadurch zu bezeichnen, wo die Röhren unter der Erde liegen; auch sind verschiedene Brunnenstuben angelegt, um, wenn sich die Röhren verstopft haben, durch Hilfe derselben, desto leichter die verstopften Röhren ausfindig zu machen.

Das Siedewerk oder die Kothen liegen ausserhalb der Stadt Schönebeck, und der Elbfluß fließt hart daran vorbey. Die ganze Siederey

besteht

besteht aus 15 Siedehäussern oder Kothen, nebst ihren besondern Magazinen, die einen länglichten Kreis bilden, dessen Mitte für die Arbeitsleute und fürs Einladen leer gelassen ist. Mitten durch diesen leeren Raum geht der Kanal, welcher mit der Elbe verbunden ist, so, daß man von iedem Magazin kaum hundert Schritte hat, um die Salztonnen auf das Wasser zu bringen; und nur eben so weit, das auf der Elbe hergeführte und daselbst ausgeladene Holz in die Siedhäusser zu schaffen.

Ehe ich zur Beschreibung der Siedhäusser selbst fortgehe, muß ich vorher anführen, wie die Sohle, welche vom Gradirwerk hergeflossen kommt, in die Siedhäusser geschafft wird.

In einiger Entfernung von den Kothen = oder Siedehäussern steht das sogenannte Maschinenhaus. Im untern Stock desselben ist ein Bassin, so lang und breit als das Haus, wo sich die Sohle, die vom Salze herüber läuft, sammelt; dieses Bassin mag etwa 7 bis 8 Fuß tief seyn. Im obersten Stock dieses Hauses ist eben ein solches Bassin von derselben Tiefe, Länge und Breite; in dieses wird die Sohle vom untern Bassin durch ein Vertikal = Trittrad, welches durch drey Pferde in Bewegung gesezt wird,

hinaufgebracht. Aus diesem oberen Bassin sind 2 Röhrenstrecken von oben zur Erde herab, und unter der Erde fort — geleitet, welche durch Nebenröhren, die unten angebracht sind, die Sohle nach allen Siedehäussern führen. Hier steigt sie durch ihren eigenen Fall wieder so hoch, daß sie sich von selbst in ein Reservoir, welches wie ein groses Faß gestaltet ist, und vor iedem Siedehaus steht, sammelt. Die Hauptröhre, welche von diesem Reservoir aus in die Kothe geht, theilt sich wieder in sechs Nebenröhren, für iede Pfanne eine, welche gerade überhalb der Pfanne steht. Soll nun die Pfanne gefüllet werden, so darf der Sieder nur den Zapfen dieser Röhre oberhalb der Pfanne ausziehen, so läuft die Sohle von selbst hinein, und füllt die Pfanne. So ist es in allen Siedehäussern und bey allen Pfannen, deren gewöhnlich sechs in einer Kothe sind. Welch ungeheuer grose Ersparniß von Menschenarbeit durch so eine einzige Maschine! Und welche Geschwindigkeit wird nicht dadurch erzielt.

Jedes dieser fünfzehn Siedehäuser oder Kothen hat seinen eigenen Namen, z. B. Magdeburg, Stendal, Breßlau, Berlin ꝛc. Das in ieder Kothe gesottene Salz wird nur in das darnebenstehende und mit ihr verbundene Magazin geliefert, und dort aufgeschüttet, und

es

es darf, z. B. aus dem Siedehaus und Magazin Magdeburg genannt, in keine andere Provinz, als in die Magdeburgische, Salz verkauft werden.

Jedes Siedehaus, oder iede Salzkothe hat 6 Pfannen, deren Beschaffenheit, einer richtigen, gütigen Mittheilung von guter Hand zufolge, folgende ist: sie sind nach rheinländischem Maas 10 Zoll hoch, 8 Fuß und 6 Zoll breit, 15 Fuß und 3 Zoll lang. Es sind zu einer solchen Siedepfanne erforderlich 42 Tafeln Eisenblech zum Boden, 17 Stück Borten zum Rande, und 28 neue Haken zum tragen der Last, denn in der Mitte hängt die Pfanne in Ketten, damit sie sich nicht biegen und brechen kann. Ehedem waren die Pfannen kleiner, und deren mehr als sechs, ich glaube acht, in iedem Siedehaus; nach der neuern Einrichtung aber, seit dem Jahr 1766. sind sie fast noch einmal so gros gemacht worden. Die Wärmepfannen, die sonst auch hier gewöhnlich waren, wurden damals ganz abgeschaft, weil sie zu viel Plaz weggenommen hatten, und ihr Nuzzen sehr gering war.

Sezpfannen (S. Beckmann und Cunradi Technologie l. c.) sind zwar da, werden aber selten gebraucht.

Die Feurung geschieht mit Holz, und man kann leicht denken, daß bey einem so grosen und weitläufigen Werk eine ungeheure Menge verbraucht werden muß. Doch habe ich nicht erfahren können, wie hoch sich die Zahl der Klaftern, die verbrannt werden, belauft. Das grose Holzmagazin des Pachters zwischen Frohse und Schönebeck läßt aber schon auf eine sehr ansehnliche Consumzion schliesen.

Zur Beförderung des Schäumens und der Reinigung der Sohle wird nichts als Ochsen- und Rinderblut gebraucht.

Die Mutterlauge oder der Ueberrest der Sohle, welcher sich nicht krystallisirt hat, wird zum neuen Sud gegossen und nach dem 2ten Sud erst abgegossen und in eigenen Reservoirs aufbehalten, um anderweitigen Gebrauch davon zu machen.

Die Heerde, über welchen die Siedepfannen stehen, sind etwa 4 = 5 Fuß hoch: die Lage der Pfanne ist ganz senkrecht.

Die Trockenkammern oder Darrstuben sind ebenfals vortreflich, auf die bequemste und vortheilhafteste Art angelegt. Sie sind in dem zweyten Stock des Siedhausses. Der Rauch von den Heerden unter den Siedpfannen wird durch

eiserne

eiserne Röhren, die fast so dick als ein Mannskörper sind, und die der Länge nach in den Trockenkammern durchlaufen, in diese Kammern geführt, und wenn alle Pfannen Feuer haben, so ist die Hizze darin kaum auszuhalten. Man stellt das Salz in kleinen Tragkörben in diesen Kammern, um die Röhren herum, zum trocknen auf. Welche Holzersparniß!

Diese Trockenkammern oder Darrstuben kommuniziren mit den unmittelbar an die Siedhäuser angebauten Magazinen durch eine Oefnung, welche mit Brettern eingefaßt ist, und die durch einen hölzernen Deckel verschlossen werden kann; vor diese Oefnung werden die Körbe mit dem getrockneten Salz nach der Reihe hingestellt, und endlich durch die Oefnung in das Magazin hinein ausgeleert, wo es dann so lange liegen bleiben muß, bis es in Tonnen gestampft und so verschickt wird.

Es wird sowol grobes als feinkörniges Salz gesotten, ie nachdem es verlangt wird: denn man weis, daß es blos vom Sieden abhängt. S. die oben angeführten Werke.

Der gewöhnliche Absaz ist iährlich 30,000 Tonnen, iede zu 60 Scheffel gerechnet: also 1,800,000 Scheffel.

Scheffel. Nach dem Preiß habe ich zu fragen vergessen.

Die ganze Saline ist verpachtet — ich habe aber von dem Pachtkontrakt nichts erfahren können, eben so wenig, als ich die Beschreibung dieser Saline, welche zu Halle im Magdeburgischen herausgekommen seyn soll, habe habhaft werden können.

Schon seit vielen Jahren war ein Mann, Namens Gansauge, der geheimerathet wurde, der Pachter; seine Wittwe führt das Werk noch fort und soll iezt ein Vermögen von mehreren 100,000 Rthlr., preuß., besizen.

Der König unterhält aber doch noch ein besonderes Personale, welches die Aufsicht darüber führen muß.

Diese königliche Salzfaktorey besteht aus einem Obersalzfaktor und Rendanten, einem Faktor und Controlleur, einem Salz = Kassenschreiber, Faktoreidiener, einem Oberinspektor, welcher wieder 5 Unterinspektoren und 2 Salzzähler unter sich hat.

Die Oekonomie besorgt der Siedepächter und General = Entrepreneur, welcher auch sein besonderes Comtoir hat. Hierunter stehen die Kothenmeister und die Salzwirker mit ihren Familien

milien und die Unteroffizianten, Oberſiedemeiſter und Kunſtmeiſter: ferner derienige Theil der Schiffarth, welcher den Empfang des Brenn= und Stabholzes betrift. Bey dem Gradirwerk ſind folgende Perſonen: Der **Gradirmeiſter**, welcher die Spezialdirekzion hat; der **Verwalter**, welcher das Dekonomiſche beſorgt; der **Kunſtmeiſter**, welcher die Aufſicht über die Brunnen, Künſte und Maſchinen führt; der **Brunnenſteiger**, der **Müller**, **Ober**= und **Untergradirer**, Knechte bey den Pferden ꝛc.

Auch hier, ſo wie zu Halle im Magdeburgiſchen, beſorgen die ſogenannten **Halloren** das Sieden des Salzes. Sie wurden bey der Errichtung dieſer Saline von Halle hieher verpflanzt und haben ihre Eigenthümlichkeiten eben ſo beybehalten; ſie zeichnen ſich gleich auf den erſten Blick durch ihre Farbe, Kleidung und Sprache aus. Es ſteht eine ganz artige Beſchreibung von ihrer Herkunft und Gebräuchen, nebſt guter Abbildung ihrer beſonderen Tracht in dem Frauenzimmer=Almanach für das Jahr 1786.

Die Hauptſchiffahrts=Angelegenheiten, welche den Transport des Salzes in allen Provinzen und den Rücktransport des Brenn= und Stabholzes betreffen, ſtehen unter der Direkzion

eines

eines Schiffahrtdirektors, in General = Entrepri= se, welcher einen besondern Schiffahrtsinspektor nebst der erforderlichen Zeugverwalterey hält. Die Schiffarth wird theils durch königliche, theils durch Privatgefäse besorgt, deren sie etwa 50 beschäftigt.

Nun nur noch ein paar Worte von den be= nachbarten Salzwerken! Diese ganze Gegend des Herzogthums Magdeburg, in einem Umkreis von ein paar Meilen, ist sehr reich an Salzquellen, und man könnte deren wahrscheinlich noch meh= rere auffinden, wenn man Hofnung hätte, sie benuzzen zu können. Ausser dem Schönebeck= schen werden doch noch zwey betrieben, das obenerwähnte zu Grosen = Salza und eines in dem Städtchen Staßfurth.

Die Saline zu Grosen = Salza bestehet aus zwey Brunnen und 34 Kothen, davon 2 der Kämmerey, 2 der adelichen Pfännerschafts = Kasse und die übrigen gröstentheils adelichen Familien gehören. Seit dem Jahr 1780., da der Pacht= kontrakt zu Ende gieng, hat der Absaz nach Kursachsen fast ganz aufgehört.

Das Staßfurthische Salzwerk bestehet aus 29 Kothen. Die Sohle wird aus zwey in Fel=

sen gehauenen Brunnen unter der Erde in Röhren nach den Kothen geleitet. Im grosen Brunnen ist sie 16 und im kleinen 14 löthig. Im Durchschnitt werden iährlich 37000 Stück gesotten oder 12300 Werke. Das hier gesottene Salz darf aber blos in fremde Länder abgesezt werden. Dadurch, daß Sachsen iezt selbst Salzwerke angelegt hat, ist der Debit des hiesigen Salzes ebenfals sehr vermindert worden, dagegen wird zur Entschädigung, (welches schon seit 1773. geschehen soll) eine bestimmte Quantität zum Debit in Westpreussen, den Staßfurthern abgenommen.

Wie glücklich würde sich manche Gegend schäzzen, nur die Quellen, welche im Magdeburgischen nicht genuzt werden können, zu besizen!

Leben Sie recht wohl, mein Theuerster! ich muß schliesen, weil die Post abgeht. Ewig Ihr

Freund.

Bemer-

Barby.

Bemerkungen über Barby und Gnadenau und einige andere angränzende Orte.

Bester Freund,

Einige Tage, nach Abgang meines lezteren Briefs, brachte ich noch in Magdeburg zu — und ich sollte Ihnen eigentlich von dieser Stadt das, was ich für bemerkenswerth halte, überschreiben. Aber verzeihen Sie mir, daß ich diesmal einen Anachronism mache — die Umstände sind Schuld daran. Ich entschloß mich, von Magdeburg nach Dessau zu gehen, und da Barby und Gnadau nicht weit aus dem Weeg sind, so wählte ich diese Reiseroute. Ich fand hier auch sehr viel, das bemerkt und beschrieben zu werden verdient; mit Vergnügen wendete ich einige Tage dazu an — aber nun, da ich mit allem fertig bin, schon eingepakt und die Pferde bestellt hatte, lief diese Nacht die Elbe so sehr an, daß man mir sagte, ich würde nicht nur in Wassersgefahr kommen, sondern auch äusserst schlechten Weeg finden — und so muß ich wider meinen Willen hier bleiben. Diese Zeit will ich nun

zu einer Epistel an Sie anwenden, und Sie werden es mir nicht verdenken, daß ich lieber von dem Ort, wo ich noch bin, und von den Dingen, die ich zulezt gesehen und deren Eindruck auf mich also noch am frischesten und stärksten ist, spreche, als von einer Stadt, welche ich schon verlassen habe. Sie werden zwar sagen, was kann an einem Ort so viel merkwürdiges seyn, den man kaum im Büsching findet, und Gnadau ist ia ganz unbekannt? — Hören Sie mich aber nur erst — und dann sollen Sie entscheiden!

Doch ich muß erst ein paar Worte von meiner Hieherreise sagen. Barby ist 4 Meilen, die nicht sehr stark sind, von Magdeburg entfernt. Aber der Weeg ist bey nasser Witterung erschrecklich, so schlimm, als man ihn nicht leicht finden wird, besonders von Magdeburg bis Schönebeck; der Boden ist fett und sehr zäh und (ich mögte sagen, zum Schrecken derer, die diesen Weeg im Beruf oft machen müssen) siehet man weit und breit kein Steinchen; die benachbarte Elbe führt keinen Kies, so wie der Rhein, der Main, der Neckar ꝛc., so, daß also wenig Hofnung zu einer Chaussee ist.

Ich wundere mich aber doch sehr, daß ein so reicher König, als Friedrich II. ist, nicht einmal

mal an eine so frequente Landstrase, als diese ist, denn sie führt nach Leipzig, etwas von seinem baaren Schaz wendet. Die armen Fuhrleute bleiben oft halbe Tage lang in den Morastlöchern stecken, und es ist ihnen gar nicht zu verdenken, wenn sie, um diese abscheulich schlechte Strase zu vermeiden, einen grosen Umweg machen. Sie müssen ia, ohngeachtet dieser Plage, und der Gefahr, umzuwerfen, die Waaren zu beschädigen, die Wagen zu zerbrechen und die Pferde zu ruiniren, doch Passagegeld, Zoll und Dammgeld bezalen. Sagt denn Niemand so was dem sonst so sehr auf das Wohl seiner Unterthanen aufmerksamen König, wenn Er diesen Weeg nicht selbst passirt? Seinen Unmuth ein wenig über so schlechte Weege auszulassen, muß man einem Reisenden nicht verargen, wenn man bedenkt, was er dabey empfinden und leiden muß; und diesmal habe ich ihn zum zweytenmal, in gleich schlechter Beschaffenheit, bey üblem Wetter gemacht! Sobald man aus den Vestungswerken heraus ist, so geht die Landstrase dicht an dem Thor des **Klosters Berge** vorbey, sie zieht sich durch das Klosterdorf **Buckau**, und von da bis nach **Fermersleben** ist nur eine kleine halbe Stunde, aber hier ist die übelste Strecke Weegs. Zu beiden Seiten siehet man nichts, als fette Kornfelder, und linker Hand

unten

unten im Thal fließt die Elbe, die gerade sehr hoch gieng. Die Dörfer sehen auf dieser Route nicht sehr gut aus, und doch sollen die Bauren sehr vermöglich seyn, welches der fette Boden auch glaublich macht. Von dem ebenfals klösterlichen Dorf **Fermersleben** geht der Weeg durch **Salpke**, welches dem Kloster unserer lieben Frauen zu Magdeburg gehört, und von da nach **Frohse**, einem Städtchen, das mehr einem Dorf, als einer Stadt gleicht; sie war ehemals eine Art von Immediat- oder Reichsstadt, hat aber, ich weis nicht, **wann** und **wie**, ihre Gerechtsame verlohren und ist iezt in den kläglichsten Umständen, so, daß sie nicht einmal ihr Pflaster unterhalten kann. So wie man aus diesem Städtchen herauskommt, so sieht man, bis nach **Schönebeck** und rechts nach Salza hinauf, zwey Reihen **Kolonisten-Häuser**, welche in gerader Linie und einander gleich gebauet sind, und gut ins Auge fallen. Daß ich darüber ein paar Worte sage, werden Sie wohl von mir erwarten, mein Theuerster!

Der König hat diese Häuser hier auf seine Kosten erbauen lassen, damit die dortigen bisher blos als Waide benuzten Felder besser mögten angebauet werden; auch glaubt man, daß er

die

die Absicht gehabt habe, dadurch die Städte Schönebeck, Frohse und Salza miteinander zu verbinden. Bis iezt ist es aber noch nicht geschehen. Diese Kolonisten-Häuser sind fast alle nur einstökigt, doch von Steinen erbauet, und neben und hinter ihnen liegen die dazu gehörigen Gärten und Felder. Sie wissen wie viel der König auf Kolonisten hält, und wie viel er deren schon in verschiedenen Gegenden seines Reichs angesezt hat. In einem Land, das keine starke Bevölkerung hat, wo der Boden nicht sehr ergiebig, und doch dessen noch viel unangebauet ist, da sind sie auch gewiß, ungeachtet der grosen Kosten, und ungeachtet des geringen Nuzzens, den sie in der ersten Zeit gewähren, doch allemal sehr nüzlich. Die erste Generazion taugt selten etwas, das soll Friedrich selbst geglaubt haben, denn es ist gewöhnlich faules, liederliches Gesindel, das in seinem Vaterland nicht arbeiten mogte, und in einem fremden Lande auf Schlaraffenleben hoffte. Die Nachbarn der Kolonisten versichern auch, daß sie im Sommer mehr stehlen als arbeiten, und im Winter betteln gehen. Aber die Nachkommenschaft wird doch gewöhnlich besser, und nazionalisiret sich. Sie erhalten, das wissen Sie villeicht schon, das Haus nebst einem Stük Feld geschenkt, zehniährige Abgabenfreyheit, und noch andere Unterstüzzungen.

Durch

Durch die auf alle Viktualien gelegte Akziſe bezalen ſie aber doch unvermerkt Abgaben: und wenn man dieſe iährlich auf 3 Rthlr. oder einen Dukaten ſchäzt, ſo giebt es ſo viel Dukaten als Köpfe ſind. Die Koloniſten-Häuſer ſtoſſen, wie ich vorhin ſchon ſagte, an Schönebeck an; man muß durch dieſes Städtchen fahren, welches gut gebauet iſt, und ganz wohl ausſieht; es hat einen breiten Weeg, das heißt, eine breite mit hübſchen Häuſern beſezte Straſe, wie Magdeburg; und man bemerkt wohl, daß hier der Ausfluß der ergiebigen Salzquellen iſt. Es hat auch eine Nebenpoſt. Ich kounte mich nicht aufhalten — man paſſirt dicht an den Salzkothen, auf dem Weeg nach Barby, vorbey. Die Gegend wird noch flacher, als ſie vorher war, auch weniger fruchtbar, und auf den vier Stunden langen Weeg trifft man nichts an, als ein Vorwerk, oder Landguth, Zachmünde, welches dem Kloſter Berge gehört, und einige unbedeutende Dörfer. Aber dicht an Barby verſchönert ſich die Gegend wieder, wozu die Elbe und die Waldungen, und die um die Stadt herumliegenden Gärten vieles beytragen.

Barby war ehemals eine Grafſchaft; die gräfliche Linie ſtarb aber zu Ende des vorigen, oder zu Anfang des iezigen Jahrhunderts aus,

und

und fiel Kursachsen, als Lehensherrn, heim. Seit mehrern Jahren hat diese Grafschaft mit den Regalien die Herrnhuthische Brudergemeinde gepachtet. Ich habe gehört, sie sollen iährlich für die Nuznieſſung der Domainen, und für den Gebrauch des sehr artigen Schlosses, nebst dem grossen Garten 24,000 Rthlr., sächsisch Curent, Pacht geben: von diesen Christen will ich Sie nun; mein Theuerster! noch weiter unterhalten, und Sie sollen mir wohl zugestehen müssen, daß das, was ich in Barby und Gnadau gesehen und gehört habe, gewiß nicht ganz geringfügig sey.

Ich hatte in meiner Jugend viel von diesen Leuten erzählen hören, ich habe selbst des Grafen Zinzendorfs, ihres Stifters, Lebensbeschreibung gelesen, war aber so unglaubig, daß ich das meiste für Fabel hielt; — denn ich konnte mich meiner Natur und Temperament nach nicht überzeugen, daß der Mensch, ia so viele hunderte und tausende, fähig wären, freywillig solche Fesseln und einen solchen Zwang zu übernehmen, und lebenslang zu dulten. Sie wissen, welch ein erklärter Feind der Vernunft unterdrückenden Schwärmerey ich von ieher gewesen bin, und ich vermuthe beynahe, daß Sie glauben, ich wäre, als ein zweyter don Quixotte,

gegen

gegen diese Leute zu Feld gezogen. Nichts weniger, mein bester Freund, Sie haben mich mit der Schwärmerey ausgesöhnt, und ob ich gleich weder Anlage noch Lust habe, ein Schwärmer zu werden, so preise ich doch diese Leute selig — daß es nach unserem System und Gefühl der glücklichste Zustand sey, das behaupte ich nicht, aber daß er es nach dem ihrigen ist, das weis ich gewiß. Der Geizige fühlt sich glücklich bey seinen erworbenen Schäzzen — der Ehrbegierige im Besiz hoher Ehrenstellen — der Trinker bey einer guten Bouteille Wein — der Fresser bey einer wohlbesezten Tafel — der Gelehrte bey ungestöhrter Ruhe und einer guten Bibliothek — der Bauer bey einer Schüssel voll Klösse und einem sanften Nachmittagsschlaf in der Catechisazion — mancher andere nur in den Armen seines Weibes im Bette ꝛc. ꝛc. Nun leugnen Sie mir doch, mein Freund, ob das geistige, das moralische Vergnügen nicht von eben so verschiedener Beschaffenheit seyn könnte! Kurz, ich bin fest überzeugt, daß sich die Herrnhuther seliger bey ihrem Glauben fühlen, als wir andere Christenmenschen! Ich glaubte es sonst auch nicht, aber, wie ich sage, ich bin iezt auf das vestreste davon überzeugt. Wenn Sie etwa vorhaben, mündlich mit mir darüber zu streiten, — so sage ich Ihnen, daß ich mich nicht eher mit Ihnen in

Streit einlassen werde, als bis Sie mir die Frage, ob Sie schon Schwärmer gesehen und beobachtet haben, mit Ja beantwortet haben. Denn den Saz, in der Welt ist alles relativ und hängt von unserer Ueberzeugung und Einbildung ab, den haben Sie mir doch sonst zugegeben — also leugnen dürfen Sie mir ihn nicht und davon werde ich ausgehen; denken Sie nur indessen, bis wir uns wieder sehen, der Sache nach, lesen aufmerksam meine Bemerkungen — und ich hoffe, Sie zu überzeugen und zu gleicher Meynung mit mir zu bringen. Das wissen Sie doch, daß die Herrnhuther mehrere Kolonien angelegt und ausgeschickt haben — eine solche ist auch die Barbyische. Das weis ich nicht mehr, in welchem Jahr sie hieher gekommen und daran liegt uns auch nichts — genug, in Kursachsen werden sie gedultet und darum haben sie hier pachten können. Dem Lande müssen sie sehr viel Nuzzen bringen.

Doch, damit Sie, mein Freund, einen vollständigen Begriff von diesen, meiner Ueberzeugung nach, glücklichen, aber nur relativ glücklichen, Leuten bekommen, so muß ich sie Ihnen zuerst im Allgemeinen schildern und Sie dann aufs Spezielle führen.

Sie

Sie sind eigentlich Augspurgische Confessionsverwandten, sind es aber im strengeren Sinn als wir, — ia im allerstrengsten, den es nur geben kann. Wenn Sie sich näher davon unterrichten und überzeugen wollen, so lesen Sie nur **Spangenbergs**, des Herrnhuthischen Bischofs hier in Barby, Idea fratrum cet., oder sehen zu, daß Sie eines von ihren Gesangbüchern bekommen. Daraus werden Sie mehr als zur Genüge sehen, wie vest diese Leute an den Säzen unserer Vorfahren hängen, und wie heilig sie ihnen sind. Da gilt bey ihnen weder Vernunft, noch Exegese, noch Philosophie — genug, die Voreltern haben dies so gemacht und gedacht, gesagt, geschrieben und drucken lassen, und damit basta — es muß wahr seyn. Und so denken sie alle, sie mögen in Ostindien, Deutschland oder Amerika seyn! Mit dem Untersuchungsgeist!! — ia, da würde man hübsch bey denen ankommen, die alle Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens! Sie glauben alles, was nur in einer der krassesten von unsern alten Dogmatiken stehen kann — — — und doch sind diese Leute glücklich, sehr glücklich! nun, reimen Sie das zusammen, Herr Philosoph?

Da hätte ich aber viel zu thun, Ihnen von ihrem Glauben einen vollständigen Begriff zu ge-

ben — also lieber zu ihrem Aeusseren zurück, das wenigstens vernünftiger, artiger und hübscher ist!

Die Residenz des Bischofs ist für diesmal zu **Barby**, — es ist aber kein bleibender Siz. Der iezige heißt **Spangenberg** und ist ein Mann von 80 und einigen Jahren, den ich persönlich habe kennen lernen. Er trägt sein glänzend silberweisses Haar, welches ihm eine wahre Zierde macht, sein Gesicht ist aber noch das volle, blühende und rothe Gesicht eines Jünglings; seine Figur ist ansehnlich und sein ganzes Weesen hat viele Würde. Man wird ihm auf den ersten Blick gut. Seine Kleidung ist schlicht und simpel, aber anständig. Er hat nichts weniger als den neuen Weltton, aber auch nicht den eines Heiligen, strengen Bigotten oder Schwärmers — es ist ein edler, biederer Ton, der den braven, den würdigen Mann verräth, und sogleich einnimmt und die Herzen an sich zieht — so ein wahrer väterlicher, aber gar nicht affektirter Ton. In langer Zeit hat mir kein Greis so wohl gefallen, als Er. Ruhe und Heiterkeit ist auf seinem Gesicht und in seiner Seele. Er hat viel erfahren, ist in Amerika gewesen und hat sonst grose Reisen gemacht — er hatte auch gar keine frömmelnde, kopfhängerische Miene! Er unterhielt sich mit

mir

mir von Barby, von seinen Schicksalen und führte mich selbst in das Naturalienkabinet.

Da ich hier selbst keinen Gottesdienst mit anhörte, so verspahre ich die Beschreibung davon, bis ich auf **Gnadau**, wo ich ihn anhörte, zu reden komme. Hier ist aber das Naturalienkabinet der Gemeinde und die Universität oder ihre Schule.

Das Naturalienkabinet und die Bibliothek stehen in einem Saal im Schloß beisammen, und an lezterer ist nicht viel vorzügliches, ausser, daß sie eine trefliche Sammlung an Reisebeschreibungen hat. Das Naturalienkabinet ist aber schön, nicht sowol, weil es sehr vollständig wäre, sondern wegen verschiedenen Seltenheiten, die man **nur hier** zu sehen bekommt. Und das kommt daher, weil sich die Gemeinden in Ostindien und Amerika sehr beeifern, alles, was es dort nur merkwürdiges giebt, nach Deutschland zu liefern und weil man es ihnen auch Commissionsweise aufträgt. So findet man hier viel Seltenheiten von Ostindiens und Südindiens Einwohnern, die ich sonst noch nicht gesehen habe. Die gröste und schönste Sammlung von Labradorsteinen, die es villeicht nur irgendwo giebt, ist hier; doch deuchte mich, als überträfe die

Pri-

Privatsammlung eines gewissen Laux, eines Herrnhuthischen Buchhändlers, darin noch diese im Naturalienkabinet. Villeicht bekommnen wir einmal eine Beschreibung davon und das wird lehrreicher seyn, als das, was ich Ihnen nur unvollkommen und unzusammenhängend, so wie es mir mein Gedächtniß wiedergiebt, davon sagen könnte. Es ist aber gewiß sehr sehenswerth.

In die Akademie oder Schule bin ich nicht gekommen, so interessant es mir auch gewesen wäre, zu hören und zu sehen, wie diese Leute die Wissenschaften behandeln, wie sie lehren, wie sie erziehen — allein ich unterließ es aus der Ursache, weil ich hörte, sie sähen es nicht gerne und schlügen es wohl ab, wenn man es dringend verlange — und zudrängen mag ich mich nirgends. Ich weis also weder die Zahl der Professoren, noch der Zöglinge, — noch etwas von der ganzen Einrichtung. Und ich glaube, obige Bemerkungen ausgenommen, nicht viel verlohren zu haben.

Das Observatorium, welches der Akademie gehört, ließ ich mir zeigen; es sind gute mathematische Instrumente da, ein hübscher Quadrant, Seeröhre ꝛc. Die Aussicht von da ist vortreflich, nur konnte ich sie nicht recht genießen, weil es gerade regnete.

Alles, was ich noch über diese Leute zu sagen habe, will ich der Beschreibung von Gnadau beyfügen, welches Oertchen ungemein viel interessantes hat.

Es liegt eine gute Stunde von Barby, der Weeg dahin ist aber sehr schlecht. Ich brachte einen ganzen Tag sehr angenehm und unterhaltend daselbst zu und glaubte in einer neuen Welt zu seyn. Denn, wie ich Ihnen schon gesagt habe, es war das erstemal, daß ich Herrnhuther sah — und in Gnadau fällt dies noch mehr auf, weil es ganz eine herrnhuthische Kolonie ist und Niemand von einer andern Sekte daselbst wohnt, wie in Barby.

So wie ich in das Oertchen hereinfuhr wurde meine Aufmerksamkeit schon gespannt: die Strasen sind breit und gleich und die Häuser sehr artig gebaut und alle weiß beworfen, welches mit den meistens ganz neuen, hellrothen Ziegeldächern einen sehr guten Contrast macht. Ich stieg in dem einzigen dortigen Gasthof ab, der vorzugsweise nur das Wirthshaus heißt und keinen Schild hat.

Der ganze Ort ist erst vor etwa 20 Jahren entstanden und hat seine ganze Existenz der Bru-

der-

bergemeinde zu danken, welche diese Gegend von Kursachen, unter dessen Schuz sie steht, kaufte, sich hier anbauete und den Ort Gnadau, eigentlich Gnaden-Au, nannte. Er besteht iezt aus ungefähr dreysig und einigen Häusern, die zwar in der Gröse verschieden sind, aber nach einerley Modell gebaut. In dem ganzen Ort zeigt sich der Geist der Reinlichkeit, der Ordnung und Industrie und zugleich die Wohlhabenheit.

Das Aeussere der Häuser ist sehr nett, und läßt schon beym Anblick viel Gutes vermuthen. Wenn man sie inwendig sieht, so bestätiget es sich. Auch bey dem gemeinsten und schmuzzigsten Handwerker trift man viel Reinlichkeit und Ordnung im Hause an. Dieß ist der ganz unterscheidende Karakter der Herrnhuther. Ganz natürlich erkundigte ich mich, von was denn die Leute lebten, von was sie sich nährten? Und da hörte ich, daß der gröste Theil, die Wenigen ausgenommen, welche die um das Oertchen herumliegenden Felder bauen, und den Ackerbau treiben, sich vom Kunstfleiß nähre. Kaum hatte ich also ein wenig gefrühstückt, als ich voll Begierde mich auf den Weeg machte, in dem Ort herumzuwandern und so viel mit meinen Blicken aufzufassen, als möglich war. Ich will Ihnen also das in der Ordnung erzählen, wie ich Gnadau betrachtet habe.

Zuerst

Zuerst ließ ich mich in die Kirche führen, ehe noch der Gottesdienst angegangen war, denn es war Sonntag. Das muß ich gestehen, lange hat kein Tempel einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als dieser. Die Kirche ist erst seit einigen Jahren erbaut worden, als die Gemeinde anfieng sich zu vergrösern, ich weis nicht mehr in welchem Jahr; in der Mitte des Sommers wurde sie eingeweyht, und 14 Tage nachher schlug der Bliz in den Thurm, ob er gleich nicht sehr hoch ist, aber die Gegend ringsherum ist eben; der Bliz zündete zwar nicht, beschädigte aber doch, durch Zerschmetterungen, den Thurm und einiges an dem Dach und dem Plafond der Kirche. Weit entfernt, dies für ein Strafgericht Gottes zu halten, gebrauchten sie das natürliche Mittel, einen Blizableiter anzulegen, der von der Spize des Thurms, durch eiserne Stangen über die Kirche herab, in einen Brunnen hineingeht, und seit der Zeit ist auch die Kirche unbeschädigt geblieben; ein Herrnhuther aus Gnadau hat ihn mit geringen Kosten, und sehr geschickt, verfertigt. Sie ist in einem guten aber simpeln Geschmack, in Form eines länglichten Vierecks, gebaut. Das Innere ist ganz weiß, mit etwas weniger Vergoldung, und weder mit Verzierungen noch Porkirchen und Stühlen überladen. An der einen schmalen Seite,

in der zweyten Etage, ist die Orgel angebracht, so, daß sie ihren schönen Ton durch die ganze Länge der Kirche verbreiten kann, und ihr gegen über sind einige mit Fenstern versehene Stühle; für die Vornehmen und Fremden. In der Mitte der längsten Seite der Kirche steht, statt der Kanzel, auf ebener Erde ein mit einem Teppich bedeckter Tisch, hinter welchem ein Stuhl steht — und dies ist der Plaz für den Redner oder Prediger. So wie ich mit Besichtigung der Kirche fertig war, nahm auch der Gottesdienst seinen Anfang, und sie können leicht denken, daß ich diese Gelegenheit nicht werde haben vorbey gehen lassen, — diese Sekte noch näher zu beobachten; besonders bey einer Sache, wo sie sich so sehr auszeichnet.

Auf der Orgel wurde zum Anfang ein ganz sanftes Vorspiel gemacht, das sich gut ausnahm, weil es mir mit der Kirche, der ganzen Art des Gottesdiensts, und dem Aeussern der Herrnhuther so sehr zu harmoniren schien. Darauf wurde das aufgegebene Lied gesungen — auf eine sehr feyerliche Art; denn da hörte man nicht das Geschrey aus vollem Halse, wie in unsern Kirchen; mir kam es vor, als wenn ieder sich vorgenommen hätte, recht piano zu singen, und das nahm sich wirklich recht gut aus, und gab

dem

dem Gesang so etwas feyerliches. Die Poesie des Liedes selbst war ganz Herrnhutherisch, das heißt, voll mystischer und allegorischer, tändelnder Ausdrücke, vom Lamm Gottes und vom Seelenbräutigam; ich habe aber dabey gefühlt, was Empfindung über den Menschen, und besonders, wenn er nicht denkt, vermag; so bald ich über den Inhalt des Lieds nachdachte, so fiel mir freylich das Lächerliche und Absurde auf, und hemmte meine Empfindung, so bald ich aber nicht an das dachte, was ich sang, oder nur zuhörte, so fühlte ich mich in einer äusserst behaglichen, angenehmen, wie es mir schien, doch geistigen Empfindung, der ich gerne und mit Vergnügen nachhieng. Hätte ich nicht das Glück oder das Unglück — denken zu können, gehabt, — wer weis, diese Empfindung hätte n ich, so wie sie viele und die meisten mag verführt haben, bewogen, ein Herrnhuther zu werden. — Sie denken wohl, ich sey angesteckt, und schwärme ein wenig — und doch schreibe ich dieses im ruhigsten Seelenzustand, bey aller Kälte des Verstandes. Ich sage nur, o! Mensch, du bist ein wunderliches Räthsel, kannst dich dir selbst nicht enthüllen! Freund, tadeln Sie nur nicht am Schreibepult, ehe Sie nicht selbst Erfahrungen gemacht haben, sonst kommt Ihre Philosophie und ich miteinander in

Krieg!

Krieg! Darauf machen Sie sich überhaupt nur gefaßt, daß Sie viele Veränderungen in meiner Denkungsart finden werden — und daß es darüber manches, wenn wir uns wieder sprechen, zu debattiren geben wird! Ein Auftritt, eine Begebenheit, eine Idee, die helfe wird, oder die sich durch einen glücklichen Blick an eine Reihe anderer ankettet und mit ihnen verbindet, können grose Revoluzionen im Geist hervorbringen, — können uns wider unsern Willen, und oft, ohne daß wir es selbst genau bemerken, fast ganz umändern und umstimmen.

Doch ich merke, daß ich zu weit abgeschweift bin — ich kehre also wieder zu dem Herrnhutherischen Gottesdienst zurück.

So wie das Lied ausgesungen war, schwieg auch die Orgel und eine feyerliche Stille herrschte durch den ganzen Betsaal! Ein Mann in schwarzem Kleid und Mantel, der Prediger aus Barby, der unter dem lezten Vers an den Tisch gegangen war, stand erst feyerlich und mit Anstand da, und unterbrach nach einigen Sekunden die andächtige, fromme Stille. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen hier den Plan und Hauptinnhalt der ganzen Predigt vorlegen werde —

in

in strengem philosophischem Sinn genommen, war wohl kein ganz genauer Zusammenhang und richtiger Plan darin — denn Sie müssen wissen, diese Leute verachten die Weisheit der Welt mit Paulo, als Thorheit und studiren nicht so mühsam, als wie unsere Prediger, sondern sie verlassen sich auf den Geist, der sie treiben und ihnen das nöthigste und heilsamste eingeben wird. So viel vernahm ich aber daraus, daß er von den Leiden in dieser Welt handelte und das Beyspiel Jesu Christi sehr oft anführte — unter andern bediente er sich eines Ausdrucks, der mir sehr auffiel, er sagte: Christus sey auch oft im Koth und Schlamm dieser Welt bis an den Hals gesteckt, Gott aber habe ihn wieder herausgezogen. Der Christ soll also nur dulten, und Vertrauen auf Gott und den Heyland haben ꝛc.: daß ich mich daran nicht erbaut habe, können Sie leicht denken, daß es mir aber democh interessant war, werden Sie wohl glauben. Zum Beschluß wurde noch ein kurzes Lied gesungen, und die Gemeinde gieng still und mit Anstand auseinander. Der ganze Gottesdienst hatte in allem und allem etwa eine Stunde gedauert. Alle Tage, gegen Abend, etwa um 6 Uhr, ist öffentliche Betstunde in der Kirche, die sehr fleissig besucht wird.

Von der Kirche aus ließ ich mich in das Brüder-

derhaus, wie sie es nennen, führen; man versteht darunter ein groses, geräumiges Gebäude, welches auf Kosten der Gemeinde erbaut worden und von derselben unterhalten wird. Hier wohnen die ledigen Brüder, oder die Junggesellen, zusammen und treiben ihre Künste, oder Professionen, oder Handwerke, aber nicht für ihre Rechnung, sondern für Rechnung des Ganzen. Sie haben Wohnung mit Heizung, Licht, Kost und alles frey: die Materialien werden ihnen geliefert, der Profit beim Verkauf kommt der Anstalt zu gut — denn sie erhalten wöchentlich ein bestimmtes Arbeitslohn. Dieses Haus ist schön und ansehnlich, ebenfals ganz neu und mit einem Blizableiter versehen; es mögen wohl 50 Zimmer darin seyn, nebst einer grosen Küche, Speise- und Schlafsaal. Ich wurde zu verschiedenen Arbeitern geführt und besahe ihre Waaren; denn so bigott und strenge sind sie nicht, daß sie ihre Waaren des Sonntags nicht zeigen und verkaufen sollten. Ich war beym Goldschmidt, beym Zinngieser, Schuster ꝛc., und ich muß sagen, daß ich noch nirgends in Deutschland von Deutschen verfertigte Waaren gesehen habe, die den englischen so gleich kamen oder wirklich so gleich waren, als diese. Sie sind dauerhaft, schön, aber doch simpel, fleissig gearbeitet — kommen auch darin mit den englischen überein, daß sie

sehr

sehr theuer sind, aber sie haben auch in der That grösern innerlichen Werth und Dauerhaftigkeit, als unsere gewöhnlichen, schlecht und obenhin gearbeiteten deutschen Waaren. Ich kaufte verschiedene Sachen beym Goldschmidt und bemerkte denn auch, daß sie nicht mit sich handeln lassen, sondern man muß ihnen bekanntlich bezahlen, was sie fordern; sie lassen auch nicht einen Pfennig ab. Auch dieser Zug gefiel mir ausserordentlich und brachte gleich ein gröseres Zutrauen zu diesen Leuten in mir hervor. Man zeigte mir auch den gemeinschaftlichen Speise- und Schlafsaal — ich fand in beyden, so wie im ganzen Haus, einen grosen Grad der Reinlichkeit, der gewis schwer bey so vielen Menschen zu erhalten ist. In dem Schlafsaal standen dreyssig und einige Betten, die alle numerirt waren — auch hier war nicht die geringste Unreinlichkeit zu entdecken, er ist im obern Stock, helle und luftig, denn die Fenster werden bey Tag immer offen gehalten.

In Absonderung der beyden Geschlechter sind sie sehr strenge: hier im Brüderhaus ist nicht einmal in der Küche oder zum Auskehren und Bettmachen ein weiblicher Domestik. Die Brüder müssen alles selbst besorgen. Eben so ist es auch umgekehrt in dem Schwesternhause, welches

in

in einiger Entfernung von dem Brüderhaus steht. Es ist ebenfals ein grofes, geräumiges Gebäude, von eben der Einrichtung, wie das Brüderhaus — ich bin aber nicht hineingekommen, weil ich hörte, daß sie es nicht gerne sähen, wenn eine ledige Mannsperson sich darin umsehen will. Wenn man Frauenzimmer bey sich hat, so wird man in deren Gesellschaft allenfals zugelassen. Ich habe aber dadurch weiter nichts versäumt, weil man mir sagte, daß die Einrichtung ganz dieselbe wäre, wie im Brüderhaus. Auch die Schwestern treiben darin weibliche Arbeiten und verdienen sich dadurch ihren Unterhalt. Ich habe Strümpfe, Müzzen, baumwollenes und Leinenzeuch von ihrer Arbeit gesehen, welche man mir zum Kaufen anbot und ich fand sie schön und solide gearbeitet.

Ich gieng darauf noch zu einigen andern Arbeitern, die in ihren eigenen Häusern wohnen, ihre Familie haben und für eigene Rechnung arbeiten. Der erste war der Sattler, den ich besuchte und ich sah hier die schönste Lederarbeit, die ich in meinem Leben nur gesehen habe. So geschmackvoll, so niedlich, so reinlich, als sich nur etwas denken läßt. Er handelt auch zugleich mit Pferdegebissen, Sporen, Peitschen und andern Kleinigkeiten. Es ist aber alles sehr theuer — eine englische Peitsche kostet 3 Louisdor — und

davon

davon gehet nichts ab. Darauf gieng ich zum Handschuh = und Hosenmacher — dieser Mann treibt sein Handwerk wirklich im Grosen, er hat 5 = 6 Gesellen und er versicherte mich, daß er doch immer auf Vierteljahre voraus Bestellungen habe. Er versteht sich mit den besten, fast lauter amerikanischen, Häuten, hat einen treflichen Schnitt und näht gut und ausserordentlich schön. Die Preise sind enorm, aber es soll auch eine sehr grose Dauer in den Sachen seyn. Er zeigte mir ein paar gelblederne Beinkleider, die bis an die Knöchel herabgiengen, sie sahen ungemein gut aus und waren von amerikanischem Hirsch, kosteten aber über 20 fl. rhein., nehmlich 11 Rthlr. sächsisch. Er bot mir hirschlederne Reithandschuh, herrlich gearbeitet, das Paar für 1 Rthlr. 12 Sgr., d. i. 2 fl. 42 Kr. rhein., an, und ein paar rehlederne zu 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr. Ich sah ferner schwarz gefärbte lederne Beinkleider bey ihm, die wie der schönste Sammet aussahen — er sagte, daß sie ein Geheimniß besäsen, wodurch die Farbe so schön und haltbar würde, daß sie nicht im geringsten abfärbten. Wenn sie schmuzzig würden, könne man sie mehreremale waschen und auffärben, wodurch sie wieder wie neu würden. Das Paar kostete 7 = 8 Rthl., also beynahe 1 1/2 Louisdor.

Die Offiziere des Leib-Kürassirregiments zu Schönebeck, welches nur eine kleine Stunde von Gnadau liegt, sollen lauter Herrnhuthische Sättel und Beinkleider haben, ob sie gleich Contrebande sind. Ueberhaupt macht die nahe preussische Grenze, daß sie so grosen Absaz haben. Denn gerade, weil diese ausländischen Waaren verboten sind, so wird die Begierde darnach nur desto gröser. Es kommen auch fast täglich Leute von den naheliegenden preussischen Grenzorten her, und das Wirthshaus ist fast nie leer. Endlich gieng ich noch zum Kaufmann, der einen mit Waaren aller Art sehr wohl versehenen Laden hat, der aber nicht ihm, sondern der Brudergemeinde gehört und den er nur, gegen eine gewisse Besoldung, administrirt. Er zieht alle seine Waaren aus Leipzig und kann sie viel wohlfeiler geben, als der preussische Kaufmann, welcher sehr starke Akzise davon bezahlen muß.

Auch das Wirthshaus wird für Rechnung der Gemeinde verwaltet; Essen und Wein ist gut, — aber auch etwas theuer.

Nun muß ich noch einige allgemeine Bemerkungen beyfügen; man sieht überall den Geist der Solidität und der Spekulazion und Industrie bey diesen Leuten. Ihre Häuser sind solide gebaut, und aufs beste und bequemste eingerichtet;

in

in iedem derselben sind schöne grose Fensterscheiben, um das volle Tageslicht bey ihren Arbeiten zu haben. Sie haben alle die sogenannten Sparöfen, von Fayence = Kacheln, die in der Stube geheizt werden, und in denen durch die 3 oder 4 Etagen geschlängelte Röhren laufen, damit sich der Rauch recht lange verweilen, und alle seine Hizze im Ofen lassen muß. Sie heizzen eben so schnell, als die gewöhnlichen Windöfen, halten aber die Hizze länger — die Gegend ist nicht sehr holzreich, also ein solcher Ofen eine wichtige Sache für sie.

Sie sind fast alle einförmig gekleidet: der gröste Theil der Mannspersonen trägt einen Rock von grauer oder einer andern dunkeln Farbe, aber von gutem Tuch, und alle abgestuzte Haare oder Stuzperücken. Es ist daher nicht schwer es einem, auch an einem fremden Ort, anzusehen, daß er ein Herrnhuther ist.

Die Weibspersonen, selbst die von besserem Stande, tragen Camisölchen und Röcke von Ziz, ebenfals von dunkler Farbe, und alle haben einerley Hauben, nebst weissen Schneppen, welche sie sehr verstellen. Ich habe wenige schöne unter ihnen gesehen.

Fast alle haben im Sprechen auch einerley Ton. Er ist leise, ziehend und etwas weinerlich.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Sehr selten findet man lebhafte Personen unter ihnen — fast alle hängen den Kopf etwas auf die Seite. Sie sind ungemein Bescheiden, hüten sich vor allem, was beleidigen könnte, fluchen niemals, und suchen sich zu entfernen, wenn andere fluchen. Ihre Moralität scheint gut beschaffen zu seyn, — das ist aber sehr natürlich, daß ihnen der Sektengeist anhängt. Die Regierung der sämtlichen Brudergemeinden hat eine Art von Conseil in den Händen, welches gewöhnlich zu Herrnhuth seyn soll, und sehr despotisch regiert. Es versezt die Leute nach Gutdünken, es sey von Gnadau nach Amerika, oder umgekehrt. Darunter müssen feine Köpfe und Menschenkenner seyn. Ich mögte überhaupt wissen, durch welche Mittel diese Menschen so zahm und gut gemacht, und in dem strengen Gehorsam erhalten werden. Das kommt nicht allein von den Glaubenslehren her — ich kann mich kaum überzeugen, daß ein so schwärmerischer Kopf, als Graf Zinzendorf, einen so feinen, weitaussehenden Plan habe anlegen können. Die Uebungen des Gehorsams und der Unterwerfung sind hart und strenge: es wurde mir in Barby erzählt, daß ein gewisser Graf, L..r, ein Mann von Kenntnissen, habe, nachdem er sich zu dieser Sekte begeben, die Dienste eines gemeinen Schulmeisters verrichten müssen.

So unedelikat wollte ich nicht seyn und die Leute selbst über ihre Gebräuche, Gesezze und Gewohnheiten befragen — ich kann Ihnen also auch nicht sagen, ob es wahr sey, daß sie, wenn sie heurathen wollen, durch Loos ihre Braut wählen, oder, wie andere sagen, ob sie sich in einem finstern Zimmer, wo mehrere Mädchens verschlossen sind, sie heraussuchen. Es ist bewiesen, daß man ihnen manches Abentheuerliche ohne Grund nachsagt und so manchen ihrer Gebräuche falsch auslegt.

In der ganzen Nachbarschaft umher klagt man über sie, daß sie andern die Nahrung entzögen und daß alles bey ihnen arbeiten lasse oder von ihnen kaufe. Allein dies macht ihnen in meinen Augen sehr viel Ehre, denn das ist eine Folge ihrer Industrie und daß sie gute und dauerhafte Arbeit liefern. Andere sollten nur eben so fleisig seyn! Man könnte diese Leute zum Muster nehmen, um in einem Staat die Handwerker zu verbessern.

Spät gegen Abend fuhr ich erst wieder nach Barby zurück und hielt mich für meine kleine Reise reichlich belohnt. Morgen reise ich ab; das Wasser ist gefallen und guten Weeg kann ich doch nicht abwarten. Leben Sie wohl, Freund!

Kurze Nachricht *) von den Besizungen der Spanier in Amerika, von Pedro de Pasdilla, wirklichem Rath der Audienza zu Mexiko. **)

Aus dem Spanischen übersezt.

Mexiko, die Hauptstadt von Neuspanien oder Nordamerika, ist in Ansehung seiner Gebäude, seiner

*) Da diese Nachrichten in Amerika selbst niedergeschrieben sind und so manches enthalten, das man weder im Robertson, noch andern hieher gehörigen Büchern finden möchte; so glauben wir, daß er, seiner Kürze ohngeachtet, dennoch unsern meisten Lesern interessant seyn könnte. Ein Aufsaz, von einer so erhabenen amerikanischen Gerichtsperson selbst, bleibt immer eine seltene Erscheinung. A. d. H.

**) Audienzen sind Gerichtshöfe, nach dem Muster des Kanzleigerichts in Spanien eingerichtet. Ihrer sind an der Zahl eilf, auch zwölf, wenn man die zu Manila, in den philippinischen Inseln, dazu rechnet. Gemeiniglich werden die Stellen in den Audienzhöfen nur an weise und verdienstvolle Personen abgegeben, weil die Spanische Gravität diese Gerichte

seiner Kirchen, der Anlage seiner Strasen, und der grosen Zahl seiner Einwohner so schön und beträchtlich, als irgend eine andere Besizung des Königs. Der ganze Bezirk der Stadt wird von einem **Vicekönig** regiert *), der über alle Vorfälle,

Gerichte den Vicekönigen dicht an die Seite gestellt und hohe Würde verliehen hat. A. d. H.

*) Nach Vollendung der Spanischen Eroberungen waren deren überhaupt zween, zu Mexiko und Peru, angestellt. Die ungeheure Entfernung der Provinzen von den Residenzen derselben machte eine dritte kleinere königliche Regierung in diesem Jahrhundert nöthig, die nun mit einer vierten vermehrt ist. Die gesezmäsige Besoldung des Unterkönigs von Mexiko beträgt 40,000 Dukaten; allein die ungesezmäsigen übersteigen iene bei den meisten dieser oft 5 bis 10 Jahre saugenden Blutigel um ein beträchtliches. Nur der Namenstag soll an reinen Geschenken oft 60,000 Pesos dem Vicekönig eintragen, der andern tausendfältigen Gelegenheiten zu Gelderpressungen nicht zu gedenken. Durch das Monopol einiger Handelszweige; durch einen einträglichen Antheil an andern; durch Nachsicht bey den Unterschleifen der Kaufleute kann ein Unterkönig sich ein so groses Einkommen erwerben, daß es ihm kaum ein anderer noch so räube-

fälle, die sich hier zutragen könnten, unumschränkte Gewalt hat, und auch Präsident des grosen Raths und der Kanzley oder des Gerichtsstuhls der eilf Beysizer und eines Fiskals ist, der in besagter Stadt Mexiko seinen Siz hat. Die peinliche Kammer macht mit vier königlichen Oberrichtern und einem andern Fiskal mit diesem grosen Rath gemeinschaftliche Sache, wo man denn seine rechtlichen Angelegenheiten vorbringt und betreibt, und wo die Verbrecher, nach Maasgabe ihrer Vergehungen, bestraft werden.

Ingleichen befindet sich hier ein Erzbischof, der über alles, was die Kirche betrift, mit grofer Gewalt, die ihm von Seiner Heiligkeit so wie durch

räuberischer Diener eines Monarchen in den entlegensten Staaten nachzuthun im Stande ist. Doch gab es auch trefliche Männer unter jenen, die ärmer nach Europa zurückkamen, als sie dahin abgiengen. Ihr grofer Lohn ist Seegen von Millionen, die sich unter ihrer Periode von den Seufzern unter vorhergegangenen Tyrannen iedesmal in etwas erholen! Nur der Staatsrath von Indien, dem alle Beamten in Amerika verantwortlich sind, kann auch die Handlungen der Vicekönige vor seinem Tribunal prüfen, sie belohnen und bestrafen. A. d. H.

durch das Herkommen übertragen worden, gebietet, so, daß er daher sowol über die verbotenen Grade der Ehe, als über andere vorkommende bestimmte Fälle, entscheiden kann. Gleiche Gewalt ist auch, wegen der weiten Entfernung von Rom und den Schwierigkeiten, sich dahin zu wenden, allen Bischöfen dieser Distrikte ertheilt worden; die jährlichen Einkünfte des Erzbischofs belaufen sich auf 55000 Piasters. Das geistliche Kapitel besteht aus 24 Stellen, die wieder in 3 Dignitäten, 7 Kanonikate, 6 Präbenden und 6 Kaplaneyen abgetheilt sind. Dies Kapitel ist sehr glänzend, sowol wegen der gelehrten Männer, womit es gewöhnlich besezt wird, als auch wegen der Einkünfte, die sie zu einem ihren Aemtern angemessenen Glanz geniesen.

Auch befindet sich hier ein Inquisitionsgericht, das aus zwey Richtern und einem Fiskal, alle geistlichen Standes, und aus mehrern Unterbedienten, zu den dabey vorkommenden Verrichtungen, z. B. aus einem Obergerichtsdiener, einem Sekretär ꝛc. bestehet. Mittelst dieses Gerichts hat sich die katholische Religion in diesem Lande erhalten, indem es nie geschehen läßt, daß sich irgend jemand von dem Glauben der heiligen römischen Kirche verirre oder absondere. Ein Generalkommissarius der Croisade ist hier auch angestellt,

gestellt, ganz, wie der zu Madrid; er erhebt die Allmosen der heil. Bulle, und besorgt noch andere davon abhängende Geschäfte, die, bey dem starken Abgang, den die Bulle macht, da sie alle 12 Jahre in den dortigen Gegenden publicirt wird, ziemlich beträchtlich sind. *) — Desgleichen ist hier eine königliche Kasse, wo die Schäze des Königs gesammelt und aufbewahrt werden, welches Geschäfte drey Personen auf sich haben, nemlich ein Schazmeister, ein Controlleur und ein Faktor, die zusammen vorzugsweise königliche Bediente heisen, und mit ihren Schreibern ein Gericht ausmachen, worüber der Vicekönig ebenfals die höchste Gewalt hat, indem er nach seinem Gutdünken über iede Finanzangelegenheit, die

die

*) Die Cruzadobulle wird alle 2 Jahre herausgegeben, und enthält den päbstlichen Ablaß für vergangene Sünden und unter andern Freyheiten auch die Erlaubniß, mancherley Arten verbotener Speisen, während der Fastenzeit und Festtage, zu essen. Man bedient sich der Mönche zur Austheilung dieser Bullen, die alle Kunst ausbieten, solche dem Volke anzuhängen. Staunend hört das Volk ihren Deklamazionen zu, und iedermann eilt und kauft für sein leztes Geld das Ding, das ihm zu seiner Seeligkeit als unentbehrlich beschrieben wurde. Robertson sezt den jährlichen Ertrag der Cruzadobulle an zu 150,000 Pesos. A. d. H.

die Auszahlung der Anweisungen, Pensionen u. dgl. betrift, disponiren kann. Jeder dieser Bedienten hat einen Schlüssel zu den Kisten des Königs und verrichten mit ihren Untergeordneten alles, was zum Departement der königlichen Schäze gehört.

So befindet sich hier auch ein Gericht der Zölle oder Auflagen, von welchen die Verwaltung und Handhabung aller dieser königlichen Rechte durch einen Gerichtsschreiber, und die zu Besorgung der Geschäfte ihm zugegebenen Bedienten, geschieht. — Ein ähnliches ist das Steuergericht, wo alle Justiz = und Polizeybeamte wegen allem Bürgschaft leisten, so viel für ihre Gerichtsbarkeiten und Distrikte nöthig ist; dann verwalten sie diese mit voller Auktorität, was nemlich den Artikel der besagten Abgaben betrift. Drey Richter, welche den Titel Rechnungskammerräthe führen, ein Kanzellist und ein Obergerichtsdiener, nebst andern hieher gehörigen Bedienten, formiren die Rechnungskammer. Das Amt dieser Personen besteht darin, daß sie die Rechnungen wieder durchsehn und prüfen, die die königliche Bediente von den Distrikten von ganz Neuspanien über die Zölle und Abgaben einreichen. Sie müssen die darinnen befindlichen Fehler verbessern und sind auch gehalten,

halten, alle zu Gunsten des Königs ausgezognen Rükstände, schleunig darzulegen.

Auch die **Kommerzkammer**, wo man die Angelegenheiten der Kaufleute, die die Bankerutte und den Kredit derselben betreffen, untersucht, und wo man die Sachen, die von gewöhnlichen Richtern gemeiniglich in die Länge gezogen werden, mit Billigkeit berichtiget und beylegt, auch diese macht eine eigene gerichtliche Instanz aus. Sie besteht aus einem Prior und zween Konsuln, die die reichsten und angesehensten Glieder der Kaufmanschaft sind: es ist auch ein Beisizer von bekannter Einsicht und Geschicklichkeit dabey, der durch seine Rathschläge, Gutachten und Rechtsausspruche dieienigen rechtlichen Angelegenheiten entscheidet, die eine grösere Formalität verlangen. Ausserdem ist auch noch, wegen der Appellazionen, die von diesen Rechtsaussprüchen geschehen, ein Rath dabey, den man alle Jahre verändert, man nennt ihn Appellazionsrichter, und von ihm findet weiter keine Appellazion mehr statt. Dies geschieht denn vornehmlich, um die Verzögerungen und die Schäden zu verhüten, die aus dem Gegentheil entstehen könnten. Vorzüglich merkwürdig ist hier das **Münzhaus**, welches so gros und schön ist, als man nur in irgend einem Lande eines haben kann. Es hat Abtheilungen

lungen und Wohnungen für alle dabey angestellte Personen, man verarbeitet in demselben jährlich eine grösere Menge Goldes und Silbers, als sonst irgendwo, weil man hieher das Erz von allen Gegenden Neuspaniens und alle Gold = und Silberklumpen bringt, um es auszuprägen. Hiemit beschäftiget sich eine Menge Leute, wovon ieder nach Masgabe seiner Verrichtung besoldet wird. —

Auch der sehr glänzenden Universität muß ich gedenken. Sie besteht aus einer grosen Anzahl Doktoren und Professoren, so, daß man in ieder Fakultät und in allen Wissenschaften absolviren kann. Man lehrt die Theologie, Philosophie, das kanonische Recht, die Jurisprudenz, Medicin, Astrologie und die Rhetorik. Jeder öffentliche Docente hat ein ihm angemessenes Gehalt, und es giebt darunter so gelehrte und aufgeklärte Männer, daß sie mit ihrer Gelehrsamkeit und mit den grosen Talenten, die sie in den Wissenschaften, die sie lehren, besizzen, sich auf den berühmtesten europäischen Universitäten zeigen und in Ansehen sezen könnten *). Ueber-

haupt

*) So muß die mexikanische Universität warlich in unendlich besserer Verfassung seyn, als die spanischen noch bis diese Stunde sind. Denn diese

werden

haupt sind die Personen dieses Landes sehr fähig und geschickt, es in den Wissenschaften, auf die sie sich legen, weit zu bringen, die Indianer ausgenommen, die sich grösstentheils nur auf die mechanischen Künste legen. Die Stadt Mexiko ist mit 10 Pfarrkirchen, 21 Mönchs- und 19 Nonnenklöstern geziert, ferner mit 2 öfentlichen Gebäuden, worin man iunge Mädchen in der Tugend und in der Einsamkeit zu ihrer Versorgung erzieht; man hat deren noch drey andere; in das eine kommen verheurathete Frauenspersonen, die mit ihren Ehemännern in Uneinigkeit leben, in das andere sperrt man die öfentlichen Frauenspersonen, die durch ihr lasterhaftes Leben der Stadt ein Aergerniß geben, und das dritte ist für diejenigen, die den Verstand verlohren haben. Ueberdies hat die Stadt noch 10 Hospitäler, in deren einem werden alle Kranke, die Aufnahme verlangen, versorgt, und in den übrigen nimmt man diejenigen auf, die besondere Uebel, z. B. Blattern, Geschwüre und andere unheilbare Schäden an sich haben. Zwey davon sind dazu bestimmt, daß man diejenigen, die ihren Verstand verlohren haben, darinnen einschließt

und

werden sich wenigstens nicht mit den berühmtesten protestantischen in Europa messen wollen, wenn auch der spanische Eigendünkel sich noch so viel zutrauen sollte! A. d. H.

und auf sie Acht hat. Das eine heißt St. Peter und ist für die kirchlichen Personen bestimmt, und das andere, St Hipolite, für die weltlichen. Alle haben hinlängliche Einkünfte zum Unterhalt der Kranken und derienigen, die sie warten oder ihnen beystehen. Auch durch die übrigen öffentlichen Gebäude wird die Stadt sehr verschönert; hieher gehört vorzüglich der Pallast des Vicekönigs und des Erzbischofs, worinnen sich alle hievon abhängende Gerichte und Bedienungen befinden, ferner das Zollhaus, die Rathhäuser, die eine ziemliche Anzahl Rathsverwandter von adelicher Geburt haben, nebst zween gewöhnlichen Richtern und einem Polizeylieutenant, welcher vornemlich und zwar Jahre lang präsidirt, auch einen hinlänglichen Gehalt hat, um mit Glanz und Pracht leben zu können.

Der Vicekönig, der die erste Person und (wegen der weiten Entfernung und den Schwierigkeiten, zu Sr. Maiestät zu gelangen) mit der Gewalt versehen ist, alles, was sich in diesen Reichen zutragen kann, zu regieren und zu verwalten, hat einen ansehnlichen Hofstaat, unter andern 3 Sekretäre, einen Oberhofmeister und andere adeliche Hofbeamten, Pagen, Kammerdiener, und 525 Gardisten, die in 300 Soldaten zu Fus, und eine sehr schöne Compagnie, sowol

Grena-

Grenadier als Fusilier, abgetheilt sind, mit einem halben Thaler Löhnung des Tags, welches zehn spanische Reales de Vellon ausmacht. Ausserdem hat er 200 Mann Cavallerie und 25 Hellebardisier mit einem angemessenen Sold, deren Hauptleute und Unteroffizire er als eine Leibwache in seinem Pallast hat, ausserhalb welchem aber sich ihre Quartiere und die Wohnungen befinden, in welche sich alle diese Leute nach der Wache wieder zurückbegeben. Hier befindet sich auch eine metallene Feldartillerie, um sie bey vorkommenden Abschüssigkeiten, so wie an Freudentagen über irgend eine gute Nachricht, gehörig richten und wenden zu können *). Ein anderes Dragonerregiment patrouillirt beständig in der Stadt Mexiko herum bis an den Hafen von Verakruz, besonders begiebt es sich zur Zeit der Schiffsmesse auf die Weege, um alle verdächtige Personen, oder alle Kontrebande an Geld oder an Waaren zu entfernen. Die Stadt Mexiko hat für alle Jahreszeiten schöne und weitläuftige Spaziergänge, denn so wie sie auf Seen gebaut ist, wovon einer in

den

*) Der Hofstaat der Vicekönige ist nach dem Madrider eingerichtet und gröser, als man bei einer abgeordneten Autorität erwarten solte. Doch möchte wohl hier der Spanische Pomp noch zweckmäsiger seyn, als in Spanien selbst. A. d. H.

den andern sich ergießt *), so läuft mitten durch die Stadt ein Wasserstrom in einem so grosen Kanal, daß die Kanots, deren die Indianer sich bedienen, die, wie kleine Boote, ganz aus einem Stücke sind, alle Häuser, nach Art der Indianer, durch eine Seite des Vizeköniglichen Pallastes nach den Plätzen der Stadt bringen. Eine halbe Meile von besagter Stadt, wo der Kanal herkommt, befindet sich einer der berühmtesten Spaziergänge, Domaique und Estaoalko genannt, man kann sich auf den Kanots unter allen Vergnügungen der Musik, und anderer Belustigungen und Erfrischungen dahin begeben, weil, wenn man aus der Stadt kommt, das Ufer auf beyden Seiten grün und angenehm ist, und die breite Landschaft

*) Man vergleiche Robertson im 2 B. S. 62 u. f. Mexiko, oder wie sie vormals unter den Eingebohrnen hies, Teunchtitlan, liegt in einer weitläuftigen Ebene; die von den sie umgebenden Bergen herabfliesenden Wasser sammeln sich in verschiednen Landseen, wovon die zween grösten aneinander hängen. Das Wasser in einem ist frisch, in dem andern etwas salzig. An dem Ufer des lezten war die Hauptstadt von Montezumas Reiche gebauet, in die auch noch einige kleine Inseln gezogen waren. A. d. H.

schaft offen daliegt; das Wasser ist sehr klar, und der Kanal so breit, daß in einem Raum von 5 oder 6 Meilen bis zu dem See Chalko mehrere Kanots Plaz haben, ohne einander im Weege zu seyn; zwischen beyden (Seen) befinden sich viele Dörfer, und eine reizende Gegend, sehr herrlich zum Aussteigen und auf ihren Chinanpas spazieren zu gehen, welches leztere grose Erderhöhungen sind, wie kleine schwimmende Inseln, mit aromatischen Blumen überstreut, die man, da es Zepedes sind, die auf dem Wasser schwimmen, mit einem Kanot von einem Ort zum andern bringen kann. Damit die Wohnungen zur Regenzeit und bey angelaufenem Wasser gegen Ueberschwemmungen gesichert seyen, so ergießt sich dies in einen Kanal, der an dem See angebracht ist, 7 Meilen weit geht, und in der Folge einen grosen Fluß formirt, der sich in den grosen Mexikanischen Meerbusen, oder in die Nordsee, ganz nahe bey Tampiko, ergießt, wo viele Indianer arbeiten, und welchen Kanal die Vizekönige wenigstens einmal während den 5 Jahren ihrer Regierung besuchen müssen, um sich der Arbeit und der Sorgfalt zu versichern, die man anwendet, daß dieser Strom sich in die See ergiesse, und daß das Gewässer nicht zurücktrete und Unheil oder Verwüstungen anrichte. Benannte Stadt hat von allen Seiten

einen

einen freyen Horizont, so, daß solche, ungeachtet sie an und auf die obenerwähnte Seen und Moräste gebaut ist, dennoch, besonders durch den Nord = und Ostwind, immer eine heitere Luft hat.

Vierzehn Meilen von der Stadt erheben sich sehr hohe Berge, einer davon erstreckt sich von Norden nach Süden, und hat wegen seiner runden Form das Ansehen eines Zuckerhuts; alle sind vom Gipfel bis fast an die Mitte beständig mit Schnee bedeckt. Der runde Berg hat eine Oefnung, oder ein Loch, wie ein Kamin, innerhalb welchem sich viel Feuer befindet; bisweilen stößt er eine Menge Dampf und andere Materien, die er von innen ausspeit, von sich, wodurch die Spanier, während ihrer Eroberung von Mexiko, viel Schwefel gewannen, um Pulver daraus zu machen, daran sie Mangel hatten. Daher gab Carl V. einem der damaligen Officiere, der hierauf reflektirt hatte, Namens Diego de Ordaz, unter andern Gunstbezeugungen, auch einen Vulkan ins Wappen. Die Einwohner von Mexiko und aller umliegenden Gegenden versehen sich mit dem Schnee dieser Berge, um ihre Wasser und Getränke damit zu erfrischen, welches dem Könige jährlich über 20000 Piaster einträgt. Es giebt in ganz Neuspanien eine Menge solcher Vulkane, besonders in dem ganzen Theil desselben, der sich von

Gatamala nach Peru erstreckt, und man glaubt, daß diese Gegenden, so wie Neapel und Sicilien wegen des Vesuvs und Aetna, gleichfals dieser Berge wegen, häufigen Erdbeben unterworfen seyen. Die Stadt Mexiko liegt im 21° der nördlichen Breite, zwischen der Linie und dem Tropikus Cankri, demungeachtet ist es hier nicht allzuheiß, sondern sehr temperirt; man empfindet hier nach den Jahreszeiten Wärme und Kälte, und zwar iene im Junius, Julius und August, aber nicht so übermäsig, als in Europa, wegen der starken Regengüsse, die um diese Zeit fallen, und die Gegend erfrischen; Mexiko hat auch noch das Besondere, daß man in den heisesten Tagen, wenn die Sonne von einer Wolke bedeckt wird, eine starke Abkühlung empfindet, also nicht, wie in andern Ländern, wo man, wegen der aus der Erde aufsteigenden heisen Dünste, auch im Schatten noch vor Hizze ersticken möchte.

Neuspanien hat ausser der Stadt Mexiko noch andere ziemlich grose und beträchtliche Städte und Flecken, als Puebla de los Angelos und den Hafen von Verakruz. Diese beyde Orte liegen Mexiko gegen Morgen, erstere ist 22 und leztere 80 Meilen davon entfernt. Verakruz ist sehr volkreich und hat sehr gute Gebäude, allein es ist daselbst sehr heiß und besonders

zur

zur Meßzeit sehr ungesund. Gewöhnlich sterben hier sehr viele Leute. Es liegt im 19° der Breite. Gegenüber, eine halbe Meile davon, befindet sich im Meere ein schönes und festes Schloß, das den Namen St. Juan de Ulua führt. Man legt gewöhnlich einen Feldobristen oder Brigadier zum Kommendanten, mit anständigem Sold, Ehre und Einkommen, hinein. In dieser Vestung und in Verakruz mag die Besazung ungefehr 3000 Mann stark seyn. Gegen Süden von der Stadt Mexiko, etwa 80 Meilen davon, liegt die Stadt Oaiaka. In diesem Bißthume sammelt man die in Europa so sehr geschäzte Cochenille. Weiter nach Süden zu liegt Ciudad Real oder Chiapa de Espannioles, ebenfals die Hauptstadt eines Bißthums, die bey 200 Meilen von Mexiko entfernt und stark mit Indianern bevölkert ist.

Es finden sich hier viele Lebensmittel und eine Menge Zeuge, die in der Provinz Sakonusko verfertiget werden, wo man auch den zum Chokolate so sehr geschäzten Kakao antrift. Weiterhin gelangt man zum Königreich Guatemala, wo sich ein königlicher Gerichtshof, Audienza, eine Kanzley und ein Bischof befindet, und das über 300 Meilen weit von Mexiko entfernt liegt. Geht man auf diesem Weeg nach Süden zu noch weiter fort, so kommt man zu

zwey

zwey andern Bißthümern, Nikaragua und Honduras bey welchem leztern die Landenge anfängt, die das feste Land von Neuspanien mit dem Königreiche Peru verbindet. In dieser ganzen Strecke giebt es, ungeachtet sie sehr beträchtlich ist, keine Kolonie von Bedeutung, ausgenommen einige indianische Pläze und andere kleine Völkerschaften im unkultivirten Zustande. Der ganze Distrikt von Mexiko bis zu den rauhen Gebürgen, auf denen sich sehr gefährliche Stellen befinden, hat noch viel Oedes.

Valladolid, die Haupstadt der Provinz Mechoakan, ist ein Bißthum, und hat in seinem Bezirk sehr gute Städte und Flecken, wovon ich hier nur die königlichen Bergwerke von Guanaiuato, von der Stadt St Louis und von Potici anführen will, wo wegen der Menge Goldes und Silbers, das man aus diesen Bergwerken zieht, ein starker Handel und Gewerbe getrieben wird, und sehr viel Volk sich befindet; die Entfernung von Valladolid beträgt nur 60 Meilen, und liegen Mexiko gegen Abend. — **Guadalaxara** ist die Hauptstadt von Neu Gallizien, und ist der Siz eines königlichen Präsidenten, einer Audienza und eines Bischoffs. Sie liegt bey 120 Meilen weit von Mexiko, und

begreift

begreift innerhalb ihres Bezirks mehrere königliche Provinzen und Bergwerke in sich, die, wegen des vielen Goldes und Silbers, das daraus gewonnen wird, sehr reich und wohlhabend sind, wie z. B. die Stadt **Zakatekas**, die sehr schöne Gebäude und viele Einwohner hat, und wegen des aus ihren Bergwerken gezogenen Goldes und Silbers einen starken Handel und Gewerbe treibt. Dies gilt auch von **Sombrerete** und dem königlichen Bergwerk von **Mazapil**, die beyde nach **Guadalaxara** gehören. Von dem lezteren, das **Mexiko** gegen Abend liegt, kommt man zu der Stadt **Durango**, der Hauptstadt von Neu Biskayen, wo sich ein Bischof und ein Gouverneur befindet; dies Bißthum begreift verschiedene Provinzen, besonders Neu Mexiko, in sich, das ganz nach Norden zu liegt, und mit seinen Colonien an die indianischen Wilden angränzt; desgleichen die Provinz Sonora, die einen Ueberfluß an Gold = und Silberbergwerken hat, und wo es gebräuchlich ist, daß man, wenn es an geprägter Münze, die man braucht, fehlet, mit Gold = oder Silberklumpen einkauft. Neu Mexiko ist von der Stadt Mexiko über 600 Meilen weit entfernt, **Sonora** ungefähr 400 und die Stadt **Durango** etwa gegen 200.

Auf dem Weege von Mexiko aus nach Westen

sten und Norden zu, längs **Guadalaxara**, kommt man nun zu dem Lande der Californier, und zu dem, das über Sonora hinaus sich befindet. Diese Länder liegen an der Südsee und zwar Neu Mexiko mitten in Norden; daher sind diese Gegenden sehr kalt. Der Gouverneur von **Durango** hat etwa 4 oder 500 Mann Soldaten, die an verschiedene Posten ausgestellt sind, um die feindlichen Indianer abzuhalten, wenn sie diese Gränzgegenden zu überfallen und wegzunehmen drohen.

Die Provinz **Sonora** und Neumexiko werden iede durch einen Statthalter regiert, der den Rang eines Generallieutnants bekleidet. — Gegen Norden der Stadt Mexiko, zur Seite des mexikanischen Meerbusens oder der Nordsee, findet man die Provinz des neuen Königreichs **Leon**, die einen Ueberfluß an Pferden und allen Arten von Vieh hat. Von da aus kommt man zu der Provinz **Quaguila**, Neu Estremadura. Besagtes Königreich Neu **Leon** liegt bey 200 Meilen von Mexiko und **Quaguila** bey 280 und in dieser Provinz giebt es viel Baumwolle, Gesäme und Weintrauben, woraus man Wein und Brandtewein macht. Hierauf kommt man zu der Provinz de los Texas oder Neu Philippinien, die an Neu Frankreich gränzt; die Kolonie

louie

lonie Nachitoos, die den Franzosen gehört, liegt 7 Meilen weit von dem den Spaniern zugehörigen Adaez. Von Mexiko bis zu diesem Adaez mag es ungefehr 700 Meilen seyn. Hier befinden sich eine grose Menge wilder Thiere, als Kühe, Stiere ꝛc. mit kleinen Hörnern und einer weichen, sanften Haut, die über den Lenden eine fleischigte Erhöhung hat; diese Thiere sind sehr schön, überaus flüchtig und finden sich nur in dem nördlichen Theile dieses Landes, wo man auch viele Bären antrift; wovon es hier eine Art blauer giebt. Man bedient sich ihres Fetts zu den Raguen, das, so wie ihr Fleisch, ein groser Theil der Einwohner dieser Gegenden und des Königreichs Neu Leon als Nahrung gebraucht. Die Provinzen Quaguila und Texas werden iede durch einen Statthalter regiert, der in ihren Distrikten die politischen und militärischen Angelegenheiten verwaltet und eine Besazung Soldaten hat, um die rebellischen Indianer im Zaume zu halten. Mehrere grose Flüsse durchströmen diese Provinzen; sie kommen von Neu Mexiko und den umliegenden Gegenden und ergiesen sich in den mexikanischen Meerbusen, und nicht, wie die in Holland gestochenen Charten anzeigen, nach welchen der sogenannte nordische Fluß sich in die Südsee ergießt. Der ganze Bezirk, der diese drey Provinzen begreift, von Neu Leon bis

Texas und alles, was sich von Norden nach Osten erstrecken kann, ist ein sehr ebenes und fruchtbares Land. Es muß noch angemerkt werden, daß alle Soldaten, die in diesen und andern an die wilden Indianer anstossenden Gränzen Sr. Maiestät dienen, täglich einen Thaler Sold vom Könige bekommen, welches in Spanien 20 Reales de Vellon ausmacht. Neu Spanien, nach Osten, Westen und Süden zu, ist mit Spaniern bevölkert, die sich die dortigen Indianer unterworfen haben; aber noch bis izt hat man nicht nach Norden zu in den Mittelpunkt desselben vordringen können (wegen der tapfern Indianer, die diese Gegenden bewohnen und die Gränze von Neu Mexiko ausmachen). Gerades Weeges hievon, weiter nach Osten zu, ist die Provinz Texas, die Neu Philippinen genannt, die sich dem Theil nach, der nach Neu Mexiko zu liegt, mit den Wilden endiget (Neu Frankreich gegen über), zwischen welchen die Gränzen ein groser Fluß macht, welcher Missisippi oder der Palisade-Fluß genennt wird. In einer Entfernung von 7 Meilen, von einer zur andern, findet man die französischen und spanischen Kolonien, wovon, wie oben schon angegeben worden, iene Nachitoos und diese Adaez heisen. Hundert Meilen von Verakruz, zwischen Osten und Süden, befindet sich auch eine Halbinsel, nehmlich

lich die Provinz Yukatan, worin Campeche, die Hauptstadt eines Bißthums, liegt, die in politischen und militärischen Angelegenheiten von einem Gouverneur regiert wird, der einer von denen ist, die der König in diesem Lande auswählt. Es giebt hier viel Baumwolle und Zeuge, deren sich die Armen und Landleute in Neu Spanien bedienen. Diese Provinz begreift in ihrem Bißthum auch die Provinz Tabasko und Peten.

Die erste Provinz, die sich hier auf der Halbinsel zeigt und welche Neu Spanien mit Südamerika vereinigt, ist Terra firma. Sie ist deren Hauptstadt; St Fée de Bogota, der Siz eines Erzbischofs, wird in politischen Dingen durch eine königliche Audienza und einem Präsidenten regiert, und begreift einige Provinzen, nemlich Kastilla d'or, Choko, Maxakaibo und Hoayaquil, unter sich. Ehe man zu dieser gelangt, an der Gränze des Bißthums nach Süden zu, Porto Bello gegenüber, das nach Norden zu liegt, findet man die Stadt Panama, die ebenfals ein bischöflicher Siz ist, und wo sich eine königliche Audienza und ein Präsident befindet, sie begreift unter sich die Provinzen Darien, Madelaine und St. Marthe, welches leztere auch ein Bißthum ist; alle aber stehen

unter

unter dem Erzbißthum zu St. Fée. Es hat einen Ueberfluß an Gold, das man aus den Bergwerken von Popayan gräbt, (der Hauptstadt eines Bißthums, das gleichfals unter St. Fée steht) — In Choko findet man Goldstaub in groser Menge, weil gleichsam die ganze Fläche mit Erzadern am Tage gedeckt ist.

Man findet auch aus einer Art Sand, den man aus den Flüssen nimmt, und den die Indianer ganz zu waschen verstehen, das Gold in kleinen Körnern. — Der Cakao ist in den Provinzen Marakaibe und Hoayaquil in grosem Ueberflusse vorhanden. Hierauf kommt man, mittelst des Südmeeres, zu der Provinz Quito, wovon die Hauptstadt gleiches Namens unter der Aequinoktiallinie liegt. Sie ist auch der Siz eines Bischofs, eines Tribunals der königlichen Audienz, nebst eines Präsidenten, der indessen keinen Rang hat. Ungeachtet ihrer Lage ist sie kühler und temperirter, als andre weiter von der Linie entfernte Orte; auch diese Provinz ist reich an Silberbergwerken. Der Nordsee gegenüber ist die Provinz Carakas, 10° von der Linie, mit einem Bißthum und einem Gouvernement, das von der Audienza der gegenüber liegenden Insel Domingo abhängt. Sie hat einen Ueberfluß an Cakao, daher hat sich hier die Biskayische

Handels=

Handelsgesellschaft etablirt, um ihn nach Europa zu schaffen. Auf diese Provinz folgt, nach einer grosen unbewohnten Strecke, die Mündung des Amazonenflusses, welcher einer der berühmtesten in der Welt ist, indem er eine Breite von 80 Meilen hat; er fließt gerade unter der Linie, und scheidet, indem er sich theilt, diese Provinzen von Brasilien, und bildet gegen Norden zu das feste Land von Peru. Die Hauptstadt ist Olinda oder Pernanbuko, liegt zwischen der Linie und dem Tropikus Caprikorni im 3ten Grade; sie liefert viel Holz, das man Bresil nennt, und zum Färben braucht, woher diese Provinz auch den Namen hat. Sie liefert auch einen Ueberfluß an Taback und Zucker. Nach dieser Provinz kommt die de la Plata, die ihren Namen von dem berühmten Flusse hat, der dem Amazonenfluß fast nichts nachgiebt und 40 Meilen breit bey seiner Mündung ist, die sich im 38° südlicher Breite befindet; durch sie laufen Schiffe vom ersten Range, die von Buenos Ayres kommen, sehr weit in das Land, um ihre Waaren für diese und die Provinz Paraguay auszuladen, welchen Namen auch genannter Platafluß führt. Man findet daselbst ein Kraut, welches alle seine Einwohner, so wie auch die von Peru, alle Morgen statt des Chocolate zu sich nehmen, weil sie es für

gut

gut und sehr nahrhaft halten. Sie bereiten es nach Art des Thees zu, und wird, besonders von den Indianern, die es bauen, sehr stark verschmauset. Diese Provinz Paraguay wird durch einen Präsidenten und eine königliche Audienza, die beyde in der Stadt Charkas ihren Siz haben, regiert, und alle, die hier angestellt sind, haben stärkere Einkünfte, als sonst irgendwo in Amerika; in besagter Stadt ist auch ein Erzbischof und die Provinz Buenos Ayres, die einen Gouverneur hat, steht auch unter der königlichen Audienza von Charkas. — Von dem Platafluß läuft eine grose Landstrecke mit einigen kleinen Kolonien von seinem Ufer an der Länge nach hinab, bis man an die Magellanische Strasse kommt, wo das feste Land eine Wendung macht. Nach verschiedenen wilden Nazionen, die diese Gegenden bewohnen, kommt man zu der Stadt Valdivia, die von einem Gouverneur regiert wird und der Gränzort indianischer Wilden ist. Hierauf folgt die Provinz Chili, die der Hauptsiz eines Bischofs, eines Präsidenten und einer königlichen Audienza ist und durch einen Generalkapitain regiert wird, der wegen der tapfern Wilden, die den Spaniern viel zu thun machen, die Waffen niemals aus der Hand legen darf. Die Stadt de la Conception, die Hauptstadt dieser Provinz, wird ungefehr im

34 oder 35° Süderbreite liegen; in einer Entfernung von mehr als 800 Meilen findet man hierauf die Stadt **Lima**, die Hauptstadt von **Peru**, in 12° südl. Breite, wo sich ein Vicekönig befindet, der dieses Königreich und die damit verbundenen bereits erwähnten Provinzen regiert und zwar mit unumschränkter königlicher Macht und Gewalt (wegen der weiten Entfernung und der Schwierigkeit sich an Se. Maiestät zu wenden). **Lima**, die Hauptstadt dieser ganzen Strecke Landes, hat eine königliche **Audienza** und Kanzley, nebst einer hinlänglichen Anzahl Bedienten zu Besorgung aller Rechtssachen und anderer Angelegenheiten dieser weitläuftigen Gerichtsbarkeit. Es ist hier auch ein Erzbischof, nebst einer Menge untergeordneter Bischöfe, in diesen Distrikten, z. B. in **Trugillo**, **Goamanga**, **Cusko** ꝛc. In dem ganzen Bezirk von **Lima** regnet es zu keiner Jahreszeit, sondern das Feld wird durch den des Morgens fallenden starken Thau fruchtbar gemacht; hingegen ist die Stadt mit ihrem Umkreise häufigen Erdbeben ausgesezt, daher finden sich auch hier keine grosen Gebäude. Zwo Meilen davon ist der Hafen **Callado**, einer der berühmtesten im Südmeer, gegen den Mittelpunkt dieses Königreichs zu. Ueber 300 Meilen weit kommt man nach **Potosi**, welches immer ein ausserordentliches Silberbergwerk war und

es noch ist. Das ganze Land Peru ist ohne Berge und Gehölze und in gröserer oder geringerer Entfernung von Völkerschaften bewohnt, die den König von Spanien anerkennen; die Mitte des Landes haben grösstentheils Wilde innen, also nicht wie in Neu Spanien, wo in der Mitte bis an die Gränzen von Neu Mexiko und der Provinz Texas Spanier wohnen und wo man durch die benachbarten Spanier dieser zwo Provinzen noch nicht hat ersehen können, wo sich der Mittelpunkt dieses Distriktes endiget. Auch hat man von diesen zwoen nördlichen Provinzen noch nicht genug Nachrichten, durch die an den dortigen Gränzen Wohnenden, erhalten können, man weis blos einigermassen, daß rohe Wilde diese Gegenden bewohnen, die kriegerisch genug sind, um die Gränzen besagter Provinzen auszumachen, und die man wegen der weiten Entfernung von einem Königreiche zum andern noch nicht hat bezwingen können. **Lima**, die Hauptstadt von **Peru**, ist von **Mexiko**, die Hauptstadt von Neu Spanien, über 1700 Meilen weit entfernt, nach ihrer Lage ist Peru gegen Süden, und Neu Spanien gegen Norden.

Alles das, was man den Mexikanischen Meerbusen, oder das Mexikanische Meer nennt, das die Form eines Hufeisens hat, ist mit vielen

Inseln

Inseln übersäet, wovon die zwo vorzüglichsten sind, die Insel St. Domingo oder Espagnola, und Havana oder Cuba, deren iede 300 Meilen im Umfange hat. Die Spanier besizen die ganze nördliche Seite der Insel St. Domingo, die durch eine königliche Audienza und Canzley nebst einem Präsidenten regiert wird, und die Provinz Carakas, die zu Peru gehört, die Havana, Insel, Portoriko und eine andere, Margarita, nebst mehrern unbeträchtlichen Inseln, unter sich hat. Auf dieser Insel Domingo giebt es eine Menge Vieh, aber der gröste Theil der Einwohner ist arm, und Kupfergeld hier so gewöhnlich als in Spanien. Auf der Südseite der Insel haben die Franzosen ihre Colonien, wovon die vorzüglichsten sind: Guariko, Puertope' und Coa. Dies leztere ist eine Insel auf der südlichen Seite von Cuba und auf eben dieser Seite der Insel Cuba findet man die Insel Jamaica, die von den Engländern beherrscht wird, welche viel Zuker und Honig daraus ziehen. Auf besagter Insel Cuba, die die Spanier allein bewohnen, ist die Hauptstadt Cuba, wo sich eine Cathedralkirche befindet. Was aber die Schönheit des Hafens, die weit grösere Menge der Einwohner und andere Umstände betrift, so ist St. Christoph weit beträchtlicher als Havana. Die Bay und

die Vestungswerke davon sind sehr wichtig, da sie einer Menge Schiffe Sicherheit gewähren und gegen ieden Feind eine Vertheidigung sind; der Eingang in die Baye ist nemlich sehr schmal und auf ieder Seite desselben befinden sich Forts in korrespondirenden Lagen, vor welchen die Schiffe, eines nach dem andern, vorbeysegeln müssen, weil iedesmal durch besagten Eingang nur ein einzelnes einlaufen kann; eben dies gilt auch vom Auslaufen derselben, wobey sie ganz nahe an die Forts hinsegeln müssen, die am besagten Eingange einander gegenüber stehen. Ein Bischof hat hier seinen Siz, so wie ein Gouverneur, der sie in politischen und militairischen Angelegenheiten regiert. Das vorzüglichste an diesem Plaze ist, daß er der Schlüssel zu ganz Neu Spanien ist, indem man ihn schlechterdings passiren muß, um den Canal von Bahama zu gewinnen. Denn man hat, wegen der vielen Seeströme, der übrigen kleinen Eilande, und der gefährlichen Klippen, keinen andern Weeg, um aus diesem Meere nach Europa zu segeln. Alle Schiffe, die von Neu Spanien und Peru kommen, laufen in diesem Hafen ein, um sich mit Wasser und andern Reisebedürfnissen zu versehen, und wenige Tage nach ihrer Ausfahrt aus demselben fangen sie an, die Segel auszuspannen und aus dem Kanal auszulaufen. In

die=

diesem Hafen mag eine Besazung von ungefähr 3000 Mann liegen. In eben dieser Bay befindet sich ein berühmter Schifswerft. Die ganze Insel hat einen Ueberfluß an Tabak, Cedern Palmbäumen und anderm kostbaren Holze, und vielerley Arten von Zuker. Dieser Hafen ist von **Verakruz** über 320 Meilen entfernt, und liegt im 23°. Die Schiffe und Flotten, die von Spanien nach **Verakruz** segeln, versehen sich mit frischem Wasser zu **Portoriko**, welche Insel 1200 Meilen von Cadiz und 800 Meilen von **Verakruz** entfernt ist. Auf der einen Seite der Havana = Insel, nach Norden zu, befindet sich eine andere Provinz, **Florida**, die einen Gouverneur und eine Besazung Soldaten hat, um die indianischen Wilden und andere Feinde im Zaume zu halten. Weiter nach Norden zu liegt Neu England und Virginien, dergestalt, daß Neu Spanien in seinen fruchtbarsten und weitläuftigsten Gegenden mit Spaniern bevölkert ist. Auch in seinem Innern, nach Norden zu, findet sich, ungeachtet der weiten Entfernung, manche spanische Provinz. Die Streke Landes zwischen der Provinz **Texas** und **Florida** ist von verschiedenen indianischen rohen Völkerschaften bewohnt; in der Mitte derselben liegt Neu Frankreich, und auf der andern Seite von **Florida**, nach Norden und Osten zu, Neu England,

so, daß auf dem festen Lande von Neu Spanien die Spanier den grösten und besten Theil besizen, und die Franzosen und Engländer nach Norden zu Kolonien haben.

Reise von Franken nach Sachsen, an einen Freund in N.

N. d. 12. Nov. 1787.

Mein theuerster Freund,

Mit Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch, Ihnen von meiner leztern Reise nach Sachsen einige Nachrichten zu geben. Allein ich muß gleich zum voraus um Verzeihung bitten, wenn Sie die Bemerkungen, die ich Ihnen werde mittheilen können, nicht so reichhaltig und interessant finden sollten, als Sie etwa erwartet hatten. Die Unbereitschaft, in der mich meine Reise überraschte, und die Eile, mit der ich sie, der Absicht derselben gemäß, betreiben muste, waren es hauptsächlich, die mich hinderten, so viel und so genau zu beobachten, als ich wünschte und unter günstigern Umständen vilieicht gekonnt hätte; halten Sie es daher mehr für Bereitwilligkeit, Ihnen zu willfahren, als für Ueberzeugung von meiner Fähigkeit, Ihrem Wunsche vollkommen Genüge leisten zu können, wenn ich bey der Befriedigung desselben so wenige Schwierigkeiten mache, und wundern Sie sich nun nicht, wenn mein Reisejournal bis zu meiner Ankunft in Jena

ziem-

ziemlich kurz und mager ausfallen wird. Da es theils schon mit in dem Plan meiner Reise lag, mich hier etwas länger zu verweilen, theils auch noch einige besondere Umstände mich hiezu veranlaßten, so hatte ich während dieser Zeit Gelegenheit, über die dasige, nun wieder so blühende, Universität, von der wir beyde schon längst so gerne etwas näher hätten unterrichtet seyn mögen, verschiedene Bemerkungen zu machen, wovon ich Ihnen die vorzüglichsten mittheilen werde, und die, wenn sie auch sonst auf kein Verdienst sollten Anspruch machen können, doch wenigstens das der Unpartheilichkeit haben und sich grösstentheils auf eigene Beobachtung gründen werden. Vielleicht kann ich Sie dadurch für meine übrige Kürze einigermassen schadlos halten. Also zuförderst etwas von meiner Reise bis Jena. Da sie den Distrikt von A. bis Mergentheim selbst unlängst, und zwar mit etwas mehr Muse, als ich, bereist haben, und mir auch auf diesem Theil meiner Reise nichts besonders merkwürdiges aufgestossen ist, so halte ich mich hiebey nicht auf, sondern gehe sogleich zu dem weitern Verfolg meiner Wanderung fort. Gleich hinter Mergentheim oder vielmehr Mergenthal (welches leztere wenigstens, wie ich zuverlässig weis, besonders in den benachbarten Gegenden der gewöhnlichere Name dieser Stadt ist) zieht sich der Weg nach

Würzburg ein paar Meilen weit längs der Tauber durch ein überaus anmuthiges, auf beyden Seiten mit Rebengebürgen umschlossenes und mit Städtchen und Dörfern besäetes Thal hin, das sich hinter Bischofsheim links nach Wertheim zu beugt, indeß der Weg allgemach sich erhebt, und abwechselnd durch Ackerfeld und Gehölze über Hügel und Vertiefungen nach Würzburg führt. Sie können sich leicht vorstellen, theuerster Freund, was es für ein Vergnügen seyn muß, iene reizende Gegend an einem schönen Herbsttage zur Zeit der Weinlese zu bereisen. Man hat zwar alsdann freylich nur erst ein schwaches Bild von Ihren malerischen, schon in der Beschreibung entzückenden Rheingegenden; allein man hat dann doch schon mehr, als blose Beschreibung davon, und es kostet der Phantasie nun weit weniger Mühe, das schwache Bild mehr auszumalen, und es seinem Urbilde näher zu bringen, als sie es, auch bey der vollkommensten Beschreibung, nimmermehr vermöchte. — Es war ein schöner Herbstabend, als ich bey Würzburg anlangte. Ich wurde von dem Anblick dieser Stadt, die in einem Kessel von Bergen liegt, deren Gründe etwas geschlungen sind, sehr angenehm überrascht. Man bekommt sie nemlich von der Seite, wo ich herkam, nicht eher zu sehen, als bis man ganz nahe dabey ist.

ist. Waldungen und vorstehende Hügel entziehen sie dem Auge, aber dann hat man auch auf einmal den vollen Anblick von ihr und der sie umgebenden herrlichen Gegend, und dieser Anblick kann kaum ie reizender seyn, als er sich damals meinem Auge darbot. Die eben untergehende Sonne, der in ihrem Widerschein glühende, sanft dahin gleitende Main, die vor mir ausgebreitete dampfende Stadt mit ihren Thürmen und Pallästen, die hohe Marienburg mit ihren flimmernden Fahnen *), die mit dem Segen des Jahres überdeckte, von der sinkenden Sonne nur noch schwach erhellte Gegend, das Geräusch der nahen Stadt,

*) Ich wunderte mich, so oft ich nach Würzburg kam, wie doch die Erbauer des neuen Residenzschlosses die herrliche Lage des alten, jenseits des Mains, gleichgültig ansehen konnten. Man muß selbst in diesem und ienem gewesen seyn, um dort die tiefe Lage, die bornirte Aussicht, den dürftigen Gartenraum, die kostbaren Meubles und Tapeten, gegen diese gesunde Höhe, dicht am Main, von der man die ganze Stadt mit einem Blick überschauet, in Vergleich stellen zu können. An dem Hügel dieser alten Residenz wächset der so berühmte Leistenwein, der einst den Schweden so baß behagte. Im Keller dieser Burg bekam ich ihn zu versuchen, und aus der Schwane ergözte ich mich am Anblick seiner Reben. A. d. H.

Stadt, durch die Stille des Abends erhöht, der heitere Himmel, die reine, laue Luft — dies zusammen machte ein unbeschreiblich schönes Ganzes, und auf Ihren Freund, den nichts so sehr entzückt, als die Schönheiten der Natur, den tiefsten Eindruck. Auch das Innere der Stadt entsprach der Erwartung, die ihr Anblick von aufen bey mir erregt hatte, vollkommen. Sie ist zwar, wie unsere meisten alten grosen Städte, grösteutheils nicht sehr regelmäsig gebaut, hat aber doch, so viel ich bemerken konnte, einzelne schöne Strassen und Pläze und eine grose Menge ansehnlicher und schöner Gebäude. Die Volksmenge muß hier, nach der zu urtheilen, womit ich, ohne irgend eine besondere Veranlassung, die Strassen angefüllt fand, ziemlich beträchtlich seyn. Ich suchte die kurze Zeit meines Aufenthaltes dahier so gut als möglich zu benüzen, und bemerkte beynahe überall, wo ich hin kam, Spuren eines blühenden Wohlstandes, und ein sehr ungezwungenes, munteres und gesittetes Betragen, worüber ich mich um so mehr freuete, da ich beydes in den meisten katholischen Städten, die ich bisher zu besuchen Gelegenheit gehabt habe, in dem Grade anzutreffen nicht gewohnt gewesen war. Ich bedauerte, daß ich nicht länger bleiben und meine Neubegierde über

eines und das andere noch befriedigen konnte. *)

Der Weg nach **Schweinfurt** ist einige Stunden über Würzburg hinaus sehr angenehm; denn so lange währt noch die Chaussee, die hier, so wie gewöhnlich nahe an den Residenzen, am besten ist; nun aber hat die Herrlichkeit mit einemmale ein Ende, und nun mag der arme Reisende, den sein Unstern bey schlimmer Witterung hieher führt, zusehen, wie er weiter komme; denn nach dem schweren und steinlosen Boden, den man hier antrift, zu urtheilen, muß der Weg dann kaum zu passiren seyn. Ich traf zwar zum Glücke gerade gute Witterung, allein ich hatte darum nicht minder Ursache, den Verlust dieser für Reisende so wesentlichen Bequemlichkeit, deren Abgang mir immer fühlbarer wurde, ie weiter ich nach Sachsen zu kam, zu bedauren. Von Schweinfurt kann ich Ihnen, da ich blos durchgefahren bin, nicht viel sagen; die Stadt präsentirt sich zwar, zumal von ferne, dem Auge ganz gut, und hat auch einen ziemlich beträchtlichen Umfang, sie ist aber darum im

Innern

*) Wir halten unsre Leser wegen dieser Stadt und besonders auch wegen der Verhältnisse des Fürstbischofs zu seinem Lande nächstens schadlos. A. d. H.

Innern nichts weniger als schön. Sie hat zum Theil sehr breite Strassen, die aber ganz regellos gebaut sind. Ihre beyden Hauptnahrungszweige sind Getreide und Weinbau; und hievon fallen denn die Spuren sogleich allenthalben in die Augen. Auserdem zieht die Stadt unter andern auch noch einen beträchtlichen Vortheil aus den in ihren Waldungen geschlagenen Eichstämmen, wovon jährlich eine ziemliche Quantität nach Holland abgeführt wird. Die Gegend um Schweinfurt ist übrigens, so wie überhaupt die mehresten Maingegenden, sehr fruchtbar und angenehm. Besonders haben die umliegenden Ortschaften und Ländereien ein sehr gutes und wohlhabendes Ansehen, wozu die daselbst häufig wachsenden Gemüse nicht wenig beytragen, wie man auch bey Erfurt und Nürnberg wahrnehmen kann. Die Orte sind gröstentheils mit einem niedern Gemäuer umgeben, von ansehnlicher Gröse und gut gebaut. Hierinnen müssen ihnen freylich die benachbarten Würzburgischen um vieles nachstehen, wovon besonders gegen das Hennebergische und Coburgische zu viele das Bild einer auffallenden Dürftigkeit an sich tragen, ungeachtet diese Gegenden ienen an Fruchtbarkeit hie und da nicht viel nachgeben. Meine Reise durch einen beträchtlichen Theil derselben war indessen an Bemerkungen nicht sehr fruchtbar; doch beobachtete ich mit Vergnügen

die

die mannichfaltige Abwechselung der Gegend, des Bodens, des Anbaues desselben, und besonders die Verschiedenheit der Einwohner, in Vergleichung mit den Bewohnern anderer Gegenden, an Kleidung, Mundart u. dgl. Dies Vergnügen wurde bald ungleich vermehrt, oder vielmehr verdrängt durch den Genuß einer Natur-Schönheit, den ich gar gerne mit Ihnen hätte theilen mögen, und der mich um so mehr ergözte, ie weniger ich denselben erwartet hatte. Ich war nemlich bereits ziemlich lange auf einem steinigten Wege in einem unfreundlichen Gehölze immer bergan gefa[illegible], und fieng eben an, mich nach einem besseren Weg und einer unterhaltenden Gegend zu sehnen, als ich mich unvermuthet auf dem obersten Theile des Gehölzes befand, und von da aus eine Aussicht hatte, wie ich noch wenige gehabt zu haben mich erinnere. Vor mir hin nämlich breitete sich ein ungemein anmuthiges Thal aus, dessen Umfang mehrere Meilen betragen mochte, und in blauer Entfernung von einer Reihe Gebürge begränzt wurde, die nach dem Standorte, von wo aus ich die Gegend übersah, so ziemlich die Form eines Halbzirkels bildete, und mit dem Thale, das sie umschlossen, dem Auge einen überaus ergözenden Anblick gewährten. Ich hatte Mühe, mich von der Betrachtung dieses herrlichen Amphithea-

phitheaters loszureiſſen, und bedauerte nur, daß mir die Geographie dieſer Gegenden nicht geläufig genug war, oder daß ich niemanden bey mir hatte, der mir von den Ortſchaften, womit ich die äuſerſten Berge und das Thal ſelbſt beſezt ſah, und wovon einige ganz beträchtlich zu ſeyn ſchienen, einige nähere Auskunft hätte geben können. Mein Weg gieng nun eine ziemliche Strecke weit durch dieſen reizenden Grund hin, dann hob er ſich wieder und brachte mich über Hügel und Thäler, durch manche ſehr angenehme Gegenden, nach Hildburghauſen. Sie werden über meine geſchwinde Art zu reiſen lächeln, mein Beſter: allein ich kann Ihnen nicht helfen; Sie müſſen ſich ſchon noch ein Weilchen Extra-Poſt gefallen laſſen. Kommen wir nur einmal nach Jena, da ſoll es ſchon langſamer gehen: villeicht dürfte ſich Ihr Lächeln alsdann wohl eher in ein ungeduldiges Fragen verwandeln: ob es denn noch nicht bald wieder weiter gehe? oder ſollte es mir wohl gar glücken, Sie für dieſen meinen Lieblingsort durch eine getreue Abſchilderung deſſelben ſo einzunehmen, daß Sie ſelbſt noch etwas länger zu bleiben wünſchten? — Doch dies wird ſich ſchon zeigen. Laſſen Sie uns indeſſen eilen, bald dahin zu kommen! — Hildburghauſen iſt bekanntlich die erſte ſächſiſche Stadt für diejenigen, welche auf der Seiten, von welcher

cher ich herkam, aus dem Reiche nach Sachsen reisen; man wird hieran durch mehrere Umstände, z. E. durch die von den im Reiche gewöhnlichen verschiedenen Münzsorten, Kleidung (besonders des andern Geschlechts), Sprache und Gewerbe der Einwohner u. dgl., erinnert. Der Unterschied ist in der That auffallend. *) Die Stadt hat sich von ihrem leztern Brandschaden dem Aeuserlichen nach nun fast gänzlich wieder erholt und kann verschiedene schöne Strasen und Gebäude aufzeigen. Besonders ist die abgebrannte Kirche wieder sehr gut aufgebaut. Die Werra, die an der Stadt vorbey fließt, ist, ungeachtet

*) Fast hätte ich vergessen, zu bemerken, daß nun auch die sächsischen Posten angehen, durch die man zuweilen auf eine sehr unangenehme Art erinnert wird, daß man sich nicht mehr im Reiche befindet. Von nun an sizt man auf offenen Postchaisen, auf nakten Bretiern, Wind und Wetter blos gestellt, und doch — mehr Post-Theuerung, als im Reiche, und weit elendere Pferde, je tiefer man nach Sachsen kommt. In Churfachsen fand ich die Postillons unersättlicher, als irgendwo, und durch allerlei zu entrichtende Abgaben auf und unter der Station, die Postzahlung fast höher, als selbst im Dänischen, wo man ungleich schneller fährt, und nicht so mannichfaltigen Prellereien ausgesezt ist.

tet sie kaum drey Meilen weit davon entspringt, hier schon ziemlich beträchtlich. Nicht sehr weit von der Stadt befindet sich auch der bekannte Gleichberg, der aus zwo Spizen besteht, wovon die eine merklich höher als die andere ist. Villeicht erinnern Sie sich noch, daß man diesem Berge vor einigen Jahren in den Zeitungen die Ehre anthat, und einen Vulkan aus ihn machte, welche fürchterliche Rolle man ihm iedoch bald wieder nahm. Man sieht ihn noch ziemlich weit in den Thüringer Wald hinein, der gleich hinter Hildburghausen anfängt, und ununterbrochen bis Ilmenau (und noch etwas darüber hinaus), beynahe eine Tagreise lang, währt; die Reise durch diesen Theil desselben ist in vielem Betracht vorzüglich beschwerlich und unangenehm, und muß, besonders bey stürmischer Jahreszeit und schlimmer Witterung, ein unfehlbares Mittel seyn, auch den gelassensten und geduldigsten Mann aus der Fassung zu bringen. An manchen Stellen scheint man der Gefahr, in einem iähen steinigten Hohlwege mit dem Pferde zu stürzen, oder den Wagen zu zerbrechen, nur um deswillen entkommen zu seyn, um bald darauf in einem moorichten Grunde in die Gefahr, zu versinken, zu gerathen. Auf den Höhen fühlt man iedes scharfe Lüftchen doppelt: der Schnee fällt hier früher und schmelzt später,

als in andern mildern Gegenden. Dabey ist in diesem Theile des Waldes die Gegend überaus tod und einförmig: kein Laut, der das Daseyn eines beseelten Wesens verriethe, auser dann und wann das melancholische Gekrächze irgend eines scheuen Waldvogels, oder die dumpfen eintönigen Schläge eines in den Abgründen vergrabenen Eisenhammers; ein ewiges oder doch nur wenig unterhaltendes Gemisch von waldichten Höhen und Tiefen, von schrofen Felsen und grausenvollen Klüften; nur hie und da ein grünes Plätzchen und nur selten ein Dörfchen in einem einsamen Grunde versteckt, oder auf einer lüftigen Höhe aus den Gipfeln der Bäume hervorragend; — doch lassen Sie uns eilen, diese unwirthbaren Reviere zu verlassen: mich friert, wenn ich nur daran denke. — Ilmenau ist ein sehr lebhaftes dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt gehöriges Bergstädtchen. Ist man darüber hinaus, so verliert sich der Wald allmählig. Ein paar Meilen davon liegt die Stadt Ilm. Ein sehr artig gebautes, volkreiches und munteres Städtchen, das seinen Flor unstreitig den vielen hier angelegten Manufakturen und Fabriken zu danken hat. — Von hier an sind nur noch wenige Meilen bis Jena. Der lezte Ort von einiger Bedeutung, den ich bis zu meiner Ankunft daselbst passirte, war das Graf

Halz-

Hazfeldische Städtchen Blankenhayn, von dem ich Ihnen aber, weil ich nur vorbeygefahren bin, nichts zu sagen weis, als daß es mir ebenfals ziemlich gewerbsam geschienen hat, und in einer ganz angenehmen Gegend liegt. Von Ilmenau an war der Weg bisher grösstentheils eben, ie näher man aber an Jena kommt, desto deutlicher zeigen sich die Spuren der nahen Jenaischen und der benachbarten Berge, von denen Sie villeicht schon werden gehört haben. Wirklich hat man auch von der Seite, ehe man nach Jena kommt, sogleich einen davon von ziemlich beträchtlicher Höhe zu passiren. Dann windet sich der Weg etwa eine halbe Stunde lang durch ein schmales tiefes Thal und — nun, da sind wir in Jena. Lassen Sie uns immer hier ein Weilchen ausruhen? Denn man stößt sich den Rücken wund, bevor man all die Steine und Berge passirt, die zwischen unser körperlich nahrhaftes Franken, und Geistnährendes Sachsen gewälzet sind. Ich habe Ihnen schon zu Anfange meines Briefs gesagt, daß ich mich etwas länger hier verweilt habe, als es die eigentliche Absicht meiner Reise war. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich diese Zeit so gut als möglich zu benuzen gesucht habe, um mich über eines und das andere, das diese Universität betrift, etwas näher zu unterrichten; und ich freue mich nicht

wenig, daß ich mein vorzüglichstes Augenmerk gerade auf diejenigen Punkte gerichtet habe, über die Sie in Ihrem schäzbarsten Briefe einige nähere Auskunft zu erhalten wünschten, und die ich denn sogleich nach der von Ihnen befolgten Ordnung vornehmen und dann noch einige Bemerkungen hinzufügen will, die Ihnen gleichfals nicht ganz uninteressant seyn werden.

Erwarten Sie von mir keine ängstlich genaue topographische Beschreibung von **Jena** und der umliegenden Gegend. Ich hatte weder Lust, noch Zeit, noch Gelegenheit genug, mir die dazu erforderlichen Kenntnisse zu sammeln. Wollen Sie indessen etwas ausführliches darüber lesen, so empfehle ich Ihnen hiezu des Hofkammerrath **Wiedeburgs Beschreibung** von Jena, die vor etlichen Jahren herausgekommen ist, und alles hieher gehörige enthält. Ich begnüge mich blos, Ihnen hier einen allgemeinen Abriß vorzulegen, und ich will hiebey lieber etwas zu kurz seyn, als Gefahr laufen, Sie durch allzugrose Umständlichkeit zu ermüden, und dabey doch nur zu wiederholen, was villeicht gröstentheils bereits schon vor mir gesagt worden ist. Jena ist nicht sehr gros; aber doch auch nicht so klein, als es von einigen angegeben wird. Die Stadt selbst ist zwar von keinem beträchtlich grosem Umfan-

ge;

ge; auch die Vorstädte und einzelnen Wohnungen auserhalb der Stadt bedeuten an sich so viel nicht, aber doch machen sie zusammen ein ziemlich hübsches Ganzes aus, das, zumal in einiger Entfernung, gut ins Auge fällt, und dem Ort ein gröseres Ansehen giebt, als er, in der Nähe betrachtet, wirklich hat. Die Stadt ist dem grössten Theile nach nicht unregelmäsig gebaut. Die meisten Häuser sind sehr hoch und lang, und die Strasen mehr enge als breit: dadurch ersezt die Stadt wieder einigermasen, was ihr am Umfange abgeht: indessen findet sich dabey der Uebelstand, daß von den leztern manche doch wirklich zu enge sind, und von den ersteren viele die schmalere Seite nach der Strase zu haben, indeß der längere Theil zwischen die anstosenden Häuser ungebaut ist, welches natürlicherweise Mangel des Lichts und andere Unbequemlichkeiten zur Folge haben muß, und durch verlezte Symmetrie das Auge beleidiget. Die mehresten Häuser sind bemahlt, bald mit mehr, bald mit minderm Geschmack, ie nachdem es die Laune ihrer Besizer wollte: die wenigsten sind, auser an dem untersten Stockwerke, mit Läden versehen. Die Fenster werden nach der Strase zu geöfnet, und ein Flügel besteht gewöhnlich aus einer einzigen Glasscheibe, oder wenigstens nur aus zwoen; die nicht seltenen Neckereyen des Windes kom-

men daher bisweilen ziemlich hoch zu stehen. Die Häuser sind inwendig sehr geräumig, und Stuben und Kammern allenthalben, wo es sich nur irgend thun lies, angebracht. Eine nicht geringe Zierde für Jena ist der grose viereckigte Markt, der besser, als der übrige Theil der Stadt, bepflastert ist, und von einer Reihe schöner, dicht aneinander gebauten Häuser umschlossen wird. Er ist, besonders nach Tische und gegen Abend, der gewöhnliche Sammelplaz der Studenten, und auch an den übrigen Tageszeiten kein ungewöhnlicher Spaziergang derselben. Ehehin gieng es auf diesem Marktplaze sehr wunderlich zu und der Stoff zu so mancher studentischen Kazbalgerei wurde hier ausgeworfen; allein der Tummelplaz ist durch die edle Wachsamkeit der Jenaischen Gelehrten nun wirklich in eine Promenade umgeschaffen, auf der man sich unangefochten, wie in ienen der Bäder, einfinden kann.

Unter die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, z. B. das weitläufige Universitätsgebäude, nebst der damit verbundenen Kirche, die Stadt- oder Johanniskirche u. a. gehört auch besonders das herzogliche Schlos, das iedoch diesen Namen etwas uneigentlich führt. Eine ansehnliche und sehenswerthe Bibliothek und Naturaliensammlung

und

und eine Sternwarte befinden sich auf demselben. Unter den Privatgebäuden aber ist das vorzüglichste das sogenannte Wuchererische Haus, das auch noch bisweilen Klein = Altorf genennt wird, weil nemlich damals, als Jena seine Studenten noch nach Tausenden zählen konnte, hier allein so viele, als beynahe in ganz Altorf zusammen, gewohnt haben sollen. Es ist auch noch gegenwärtig immer sehr stark besezt. Man hat von da aus eine sehr schöne Aussicht auf den reizenden Saalgrund. Die Stadt hat drey Hauptausgänge oder eigentliche benannte Thore, die aber weder Wache haben, noch geschlossen werden, welches beydes hingegen von den Thoren gilt, die zu Ende der Vorstädte und bey den übrigen Eingängen angebracht sind. Die Mauer, die die Stadt umschließt, ist von ungleicher Höhe und Dicke und noch mit einigen alten gothischen Thürmen versehen; so ist auch der Graben, der zunächst an derselben die Stadt umgiebt, von verschiedener Tiefe und Breite und in der Mitte mit Weiden besezt, wodurch villeicht, so wie durch die nahestehenden Bäume, die schädlichen Folgen, die sonst aus den an verschiedenen Stellen desselben zu mancher Jahreszeit aufsteigenden Dünsten für die Nächstwohnenden entstehen könnten, einigermassen mit vermindert werden. Dicht an demselben hin geht rings um die Stadt ein gröstentheils

theils mit einer schattichten Allee bepflanzter Fahr- und Gehweg, der als ein angenehmer Spaziergang häufig besucht wird. Mit Spaziergängen aller Art ist Jena überhaupt reichlich versehen. Einige davon sind in der That überaus anmuthig. Unter die vorzüglichsten gehört denn unstreitig das bekannte sogenannte Jenaische Paradies, das schon Vater Hagedorn, als er hier studirte, für einen seiner Muse würdigen Gegenstand hielt, und das sie wenigstens dem Namen nach bereits kennen müssen. Man muß freylich seine Begriffe von einem Paradies ziemlich herabstimmen, wenn man Aehnlichkeit finden soll, allein man wird doch auch damit in seiner Erwartung nicht so gar sehr getäuscht, als einige wollen. Es liegt ganz nahe bey der Stadt, und ist ein länglichter, mit Weiden und andern Bäumen besezter, und mit verschiedenen durch Natur und Kunst gebildeten Gängen durchzogener grüner Plaz, den auf der einen Seite die Saale und auf der andern eine Reihe Gärten umschließt. Man braucht etwa eine gute Viertelstunde, um ihn zu umgehen. Die schöne Aussicht auf die umliegende Gegend, die von der Saale herwehende und durch die schattichten Bäume noch vermehrte Kühlung und das angenehme Grün, womit sowol der Plaz selbst, als auch das gegenüberstehende Ufer der Saale bekleidet ist, machen

wirk-

wirklich diesen kleinen Bezirk, zumal im Sommer, zu einem ungemein ergözenden Spaziergang. Hier war es, wo der tiefe Denker, der gewissenhafte Lehrer, der vernünftige Christ, Danov, seinen Tod in der Saale fand. So charakterisirte ich ihn erst nach einer kurzen persönlichen Bekanntschaft, so lehrte mich ihn sein Lebensbeschreiber kennen, so fand ich ihn in seinen Schriften, so lautet der Nachhall von ihm in Jena, der das Teufelsgekrächze einiger Teufelspatrone der Nachbarschaft endlich zum Schweigen gebracht hat. Der hiesige sogenannte Hofgarten ist von geringer Bedeutung, und zeichnet sich weder durch Umfang noch durch hervorstechende Parthien merklich vor andern Privatgärten aus. Er wird aber doch, so wie auch noch verschiedene andere Gärten, die zur Sommerszeit geöfnet werden, fleisig besucht. Die unterhaltendsten Spaziergänge gewährt indessen die Gegend um Jena herum selbst, und hievon muß ich Ihnen doch auch ein paar Wörtchen sagen. Ich habe verschiedentlich darüber urtheilen gehört. Einige erheben sie eben so sehr, als andere sie herabsezen. Villeicht haben im Grunde beyde recht und fehlen nur darinnen, daß sie in ihren Behauptungen zu weit gehen. Bey unsern Urtheilen über die Schönheiten eines Gegenstandes läßt sich ia überhaupt selten etwas bestimmtes festsezen, und ieder hält

gemei=

gemeiniglich das für schön oder häßlich, was ihm so dünkt, indes villeicht ein anderer eben so viel Grund in sich zu finden glaubt, gerade der entgegengesezten Meynung zu seyn. Lassen wir hier einem ieden seinen Wahn, wenn er ihn beglückt! Wer sich freylich nur an einfachere, sanftere Naturschönheiten gewöhnt und sein Ideal einer schönen Gegend etwa nur aus den kleinen Hügeln und Vertiefungen, Lustwäldchen und Bächen seiner vaterländischen Fluren zusammengesezt hat, dem wird die Jenaische Gegend nicht sonderlich gefallen; wer aber an einer mannichfaltigeren, kühnern Mischung Vergnügen findet, und für eine gewisse angenehme Regellosigkeit des Schönen Sinn hat, den wird das kontrastirende Gemisch der Jenaischen Berge und Thäler, Klippen und Abgründe, Waldungen und Auen ungleich mehr ergözen, als der Anblick mancher andern, blos ihrer Regelmäsigkeit wegen als schön gepriesenen Gegend. Ich wenigstens würde, wenn ich Parthey nehmen sollte, nach meinem Gefühle mich ohne Bedenken für die leztere erklären, und in diesem Betrachte die Jenaische Gegend vielen andern weit vorziehen. Ich will iedoch damit keineswegs behaupten, daß unser liebes Vaterland nicht noch eine Menge ungleich vorzüglicherer Gegenden habe, und es kann auch seyn, daß mich meine Vorliebe für den Ort selbst

hierin-

hierinnen etwas partheiisch macht, oder daß vielleicht in diesem Punkte mein Geschmack von dem gewöhnlichen einigermassen abweicht; indessen kann ich Sie doch versichern, daß mir in den verschiedenen Distrikten, durch die ich noch bisher gekommen bin, nicht viele Stellen aufgestossen sind, die in einem ähnlichen Bezirke so viele Mannichfaltigkeit und Interesse vereinigt hätten, und daß ich die Schilderungen, die mir vorher schon von verschiedenen von den Reizen dieser Gegend gemacht worden waren, vollkommen zutreffen und die Urtheile der Mehresten hierüber bisher mit dem meinigen übereinstimmend gefunden habe. Wirklich war auch die schöne Gegend von Jena mit eine der vorzüglichsten Ursachen, warum es mir überhaupt in diesem Orte so wohl gefallen hat, und ich erinnere mich der Augenblicke, die ich ihr habe widmen können, noch mit dem lebhaftesten Vergnügen; und doch war die Natur damals schon allmählich in ihrem Hinsterben begriffen, wie viel angenehmer muß nicht erst hier der Frühling oder der Sommer seyn? Aber die kahlen Berge, die Jena umschließen? — Beydes, mein Lieber, bedarf einiger Einschränkung: nicht alle, ia die wenigsten sind so unangebaut und unbedeckt, daß ihr Anblick dem Auge nicht noch immer Mannichfaltigkeit genug gewähren könnte; und dann dürfen Sie sich auch

die

die Sache nicht so vorstellen, als ob sich eine Reihe derselben dergestalt um Jena herumzöge, daß dieser Ort dadurch gleichsam als in einem Gefängniß eingesperrt sey, und wenigstens nur einige schmale und versteckte Ausgänge habe. Dies dürfte höchstens dem Auge, wenn es nur von einer gewissen Seite die Stadt betrachtet, einigermassen (scheinbar) so vorkommen.

Wie sehr würde nicht eine solche Lage dadurch, daß sie der Luft allen freyen Durchzug verwehrte, der Gesundheit des Orts nachtheilig seyn, und wie unangenehm würde nicht dadurch alle Aussicht beschränkt werden? Beydes findet indessen keineswegs statt; vielmehr gestatten die mancherley zwischen den Bergen hinlaufenden und sich durchkreuzenden Thale, besonders das lange und breite Saalthal, nicht nur der Luft stets einen ungehinderten Durchgang, sondern sie ergözen auch das Auge durch die Aussicht, die sie ihm öfnen, um so mehr, ie mehr sie mit den aus ihrer Mitte und zu ihren Seiten sich erhebenden Bergen kontrastiren. Im Winter, ich gestehe es gerne, bekommt freylich die Gegend ein etwas rauhes und traurendes Ansehen; allein, welche auch noch so reizvolle Gegend bleibt von dieser trübenden Jahreszeit unverschont, und wird denn nicht von dem wiederkehrenden Früh-

ling

ling der Verlust dieser Reize doppelt ersezt? — Doch, ich fange an, weitläuftiger zu werden, als eigentlich meine Absicht war. Also genug hievon! Die verschiedenen einzelnen Merkwürdigkeiten der umliegenden Gegend übergehe ich, weil sie theils ohnehin schon bekannt genug sind, theils auch Sie villeicht nicht genug interessiren und mich nur von meinem Zweck zu weit abführen würden. (Doch nur ein Paar, die mir so eben beyfallen. Sie haben villeicht schon von dem sogenannten Fuchsthurm bey Jena gehört. Es ist dies ein auf dem schmalen Rücken des nur eine Viertelstunde von Jena entlegenen Fuchsberges befindlicher ziemlich hoher und breiter, sehr stark gemauerter runder Thurm, auf welchem vor einiger Zeit ein Dachwerk angebracht worden ist, zu dem man von innen durch eine Treppe gelangt, und von wo aus man eine sehr unterhaltende, ziemlich weite Aussicht hat. Es ist mir kein besonderer Gebrauch bekannt, der gegenwärtig von diesem sonderbaren Thurm gemacht würde. Einer der angenehmsten Spaziergänge ins Freye ist auch der sogenannte Philosophengang. Er scheint ganz den stillen Betrachtungen des einsamen Naturfreundes geweiht zu seyn, und zieht sich eine ziemliche Strecke weit längs dem Rücken eines fruchtbaren Berges hin. Er ist auf beyden Seiten mit einer hohen, dich-

ten Hecke besezt, die sich an manchen Stellen nur darum zu öfnen scheint, um dem Auge die entzückendste Aussicht auf die an die Seite und den Fuß des Berges sich anschmiegenden Gärten und Saatfelder, auf die durch ein lachendes Thal sich hinwindende, an beyden Ufern mit Weiden und Erlen besezte Saale und die blaue Tiefe, in die sie sich verliehrt, auf die gegenüberstehenden und zu beyden Seiten emporragenden Berge, mit den dazwischen hin sich krümmenden Thalen und auf die darein verstreute Ortschaften und Ansiedeleyen zu verschaffen). So würde ich Ihnen auch einen geringen Gefallen zu erzeigen glauben, wenn ich Ihnen die verschiedenen, zunächst um Jena befindlichen Dörfer und einzelne Wohnungen, die von Jena aus fleisig besucht werden, und ihren Werth blos von der Güte des Biers oder der Unterhaltung, die man daselbst antrift, erhalten, nach der Reihe aufzählen und beschreiben wollte. Ich werde weiter unten noch einmal darauf zurück kommen müssen. —

Einiger der vorzüglicheren, etwas weiter von Jena entlegenen Orte, die ebenfals öfters besucht werden, muß ich indessen doch kürzlich erwähnen. Hierunter hat denn natürlich Weimar die erste Stelle. Diese Stadt liegt ungefähr ein

Paar

Paar Meilen von Jena. Der Weg dahin zeichnet sich durch eine merkwürdige, eine halbe Stunde von Jena befindliche Stelle aus, die die Schnecke genennt wird und in einem breiten, einen iähen Berg sich hinanwindenden Weg besteht. Vormals muß dies wirklich eine für Reisende gefährliche Stelle gewesen seyn, gegenwärtig aber sind so gute Anstalten getroffen, daß es blos einem Zufalle oder einer Unvorsichtigkeit zugeschrieben werden müste, wenn iemand hier Schaden litte. Der Weg, der abwechselnd besser und schlimmer ist, zieht sich dann immer auf der Höhe hin, die nur hie und da durch unbeträchtliche Vertiefungen unterbrochen wird, und sich in einem kleinen Gehölze endigt, gleich hinter welchem Weimar liegt, das man daher von der Seite nicht eher zu sehen bekommt, als bis man sich ganz nahe dabey befindet. Die Stadt liegt in einem angenehmen Thale an der Ilm, und zeichnet sich nicht so sehr durch Umfang und Schönheit, als durch den hier herrschenden Wohlstand und guten Ton aus (welchen leztern Vorzug überhaupt die meisten sächsischen Städte, zumal Residenzen, besizen). Das abgebrannte Schloß liegt grösstentheils noch in seinen Ruinen, und muß, nach diesen zu urtheilen, sehr weitläuftig und schön gewesen seyn. Unweit der Stadt ist das herzogliche Lustschloß **Belvedere**,

von wo aus man, wie es der Name schon giebt, eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend hat. Die herzogl. Weimarische, eine starke Meile von Jena entlegene und auf einem steilen Berge an der Saale befindliche, Stadt und Vestung **Dornburg** wird ebenfals fleisig von Jena aus besucht. Nicht nur der Weg, der dahin führt, ist sehr angenehm, sondern man hat auch von hier aus eine der reizendsten Aussichten in die längs der Saale sich hinziehenden und andere benachbarte Gegenden. Das Altenburgische, anderthalb Meilen von Jena an der Saale liegende, Städtchen **Cahla** wird hauptsächlich der zunächst dabey befindlichen **Leuchtenburg** wegen besucht. Diese Festung liegt auf einem ziemlich hohen Berge; man kann daher von da aus einen sehr beträchtlichen Distrikt übersehen. Ein herzogl. Zucht- und Arbeitshaus und einige andere Merkwürdigkeiten befinden sich daselbst. So viel indessen, mein Theuerster, und fast schon zu viel auf Ihre erste Frage.

Ich konnte es wohl vermuthen, daß Ihre zwote sogleich die seyn würde: wie der gegenwärtige litterarische Zustand der Universität beschaffen sey? und wie mir die Jenaischen Professoren und Studenten gefallen hätten? Ihre Meynung war aber hiebey wohl nicht, zu verlangen,

langen, daß ich in ein umständliches Detail eingehen und diese Fragen erschöpfen sollte. Hiezu wäre theils ein längerer Aufenthalt, theils auch überhaupt eine tiefere Einsicht in die verborgenen Triebwerke der Maschine erfoderlich gewesen. Ich begnüge mich daher blos (und mehr werden Sie auch mit Ihren Fragen nicht haben sagen wollen), Ihnen treu zu berichten, was ich während meines Aufenthaltes auf dieser Universität als unbefangener Beobachter bemerkt habe, ohne übrigens dadurch irgend iemanden, der von seinem Standorte aus die Lage der Sachen anders wahrgenommen haben sollte, im mindesten zu nahe treten zu wollen.

Nach meiner Einsicht befindet sich die Universität, in litterarischer Hinsicht, gegenwärtig in dem erwünschtesten Zustande, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie es in diesem Punkte kühnlich mit unsern besten Universitäten aufnehmen könne. Wird sie gleich von diesen villeicht in manchen einzelnen Stücken übertroffen, so hat sie auch an ihrem Theile wieder eigene Vorzüge, die, was ihr hier abgeht, ersezen, und ihre Ansprüche auf den Rang unter den ersten deutschen Universitäten um so geltender machen. Der bisher an andern Universitäten, zumal an Göttingen, so sehr gerühmte und dort so sichtbar verbreitete

breitete Geist des Studiums wird auch hier immer allgemeiner, und ausgezeichneter Unfleis erfährt nun hier so gut, als nur irgend anderswärts, die ihn mit Recht treffende Verachtung. Die Professoren sind in der Abwartung ihrer Stunden eben so gewissenhaft, als der größte Theil der Studirenden in der Besuchung derselben. Jene werden, auser dem innern Rufe der Pflicht, hauptsächlich auch durch die zahlreiche Menge ihrer Zuhörer hiezu aufgemuntert, und diese suchen durch Ihren Fleis Jener Eifer zu beleben, und die dadurch für Sie entspringende Vortheile zu benüzen. Da der Luxus aller Art hier nur in einem sehr schwachen Grade herrscht, so sind weder die Einen noch die Andern den mancherlei daraus entstehenden, dem Studiren so nachtheiligen Zerstreuungen ausgesezt; und da der Aufenthalt hier für einen Studirenden, zumal bey einer guten Einrichtung, gar nicht kostbar ist, so kann sowol derienige, dem nur mäsige Renten zu Theil geworden sind, als der, welcher sich einer nahmhaftern Einnahme zu erfreuen hat, seine Studien hier bequemer und mit mehr Muse, als auf irgend einer andern, villeicht in einigen einzelnen Punkten vorzüglicheren, aber dabey ungleich theurern Universität, betreiben. Diese Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Studirens wird noch durch verschiedene demselben

selben günstige Umstände, z. B. durch die verschiedenen, hier befindlichen, zu einem sehr uneingeschränkten Gebrauch offenstehenden, öffentlichen und Privatbibliotheken und Leseanstalten, durch den sehr leicht zu erhaltenden, und mit wenigen Umständen verbundenen Zutritt bey den Professoren, u. a. dgl. sehr glücklich vermehrt. Und wäre auch dies alles nicht, so würde schon die einzige Betrachtung, daß die Universität gegenwärtig, beynahe in iedem Fache, die vortreflichsten Männer aufzuweisen hat, vermögend seyn, sie über viele andere weit zu erheben. Da der Werth dieser Männer bereits gröstentheils so allgemein anerkannt ist, so würde ich wohl etwas sehr vergebliches unternehmen, wenn ich mich bemühen wollte, denselben hier erst weitläuftig auseinander zu sezen; indessen muß ich Ihnen doch, weil Sie es verlangen, von einigen, die **Uns** vorzüglich interessiren, einige nähere Nachrichten geben, die Sie aber nur als schwache Grundlinien zu einem Gemälde, dessen weitere Ausführung und Vollendung ich der geübtern Hand, irgend eines Meisters, überlasse, ansehen werden. Herr D. G., von dem Sie zuerst etwas wissen wollen, ist ein sehr würdiger Gelehrter. Die Weitläuftigkeit und Gründlichkeit seiner Einsichten steht zu der Güte seines Herzens in dem schönsten Verhältnisse. Man er-

zählt verschiedene edle Handlungen von ihm, die seinem Karakter ungemein viel Ehre machen; und villeicht sind hievon nur erst die wenigsten bekannt worden. Sein Vortrag ist voll Gründlichkeit und Würden, und sein Auditorium immer dicht besezt. Sein äuserliches Betragen ist in einen gewissen Ernst gehüllt, der für den, der ihn nicht näher kennt, leicht etwas abhaltendes haben dürfte: es ist dies aber mehr Folge seines Temperaments, und seiner ganzen soliden Art, zu denken und zu handeln überhaupt, als etwa eine aus ungeselligen Grundsäzen entspringende Austerität. Nur die geringste Veranlassung — und sein Herz öfnet sich sogleich, und nimmt durch seine Güte unwiderstehlich für sich ein. Das Glück hat ihn übrigens auch in den Stand gesezt, seinen wohlwollenden Gesinnungen, im erforderlichen Falle, die gehörige Wirksamkeit ertheilen zu können. Er besizt unter andern nahe bey Jena, in einer herrlichen Gegend, einen der schönsten Gärten, mit einem sehr geschmackvoll gebauten Landhause, wo er die angenehmere Jahreszeit hindurch, seine Tage im Schoose der Natur und häuslichen Freuden, als ein Weiser, verlebt. —

Herr D. D. ist bekanntlich einer unserer ersten Gottesgelehrten. Seine Gründlichkeit im

Denken,

Denken, sein Scharfsinn, seine feine Menschenkenntniß, seine ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse in seinem eigentlichen Fache, seine Art, sich auszudrücken ꝛc., haben ihn längst über das Mittelmäsige erhoben, und sein Werth ist von dieser Seite zu bekannt und entschieden, als daß ich nöthig haben sollte, hierüber nur noch ein Wort hinzuzufügen: aber auch von Seite seines moralischen Karakters empfiehlt sich dieser berühmte Gelehrte. Seine Handlungen werden durch den Geist der Religion, die er lehrt, beseelt, und stehen mit seinen Grundsäzen im geringsten nicht im Widerspruche. Sein Vortrag findet sehr uneingeschränkten Beyfall. Er ist im Ganzen nicht unangenehm, und immer dem Gegenstande, womit er sich beschäftiget, angepaßt; und daher, ie nachdem dieser es will, bald ernsthafter, bald aufgewekter, bald mehr auf Ueberzeugung, und bald mehr auf Rührung gerichtet. Wenn er sich bis zum Feyerlichen erhebt, ist die Wirkung davon gemeiniglich sehr stark. In seinen dogmatischen Vorträgen dürften freylich manche feinere Winke für die grösere Menge seiner Zuhörer verlohren gehen, allein für diese sind sie auch wohl zunächst nicht. Man vermißt indessen eine gewisse kluge Freymüthigkeit dabey keinesweges. In seinen moralischen Vorlesungen verbindet er philosophische und christliche Moral

sehr geschikt miteinander, und macht beyde für das Leben sehr praktisch; daher ist der Nuze, den er dadurch stiftet, unstreitig sehr beträchtlich. Er ist übrigens ein angenehmer Gesellschafter, und weis den Gelehrten mit dem Weltmann, und den Ernst der Moral, mit einem sokratischen Lächeln sehr glücklich zu verbinden. — Herr Hofrath U. ist unstreitig einer unserer scharfsinnigsten Denker. Hat er auch nicht immer das Verdienst, selbst zu erfinden, so gebührt ihm doch in dem Falle allemal das bisweilen ungleich grösere, das bereits erfundene gut zu ordnen, und anzuwenden. Es ist immer helle bey ihm, und wo er forscht, wird es Tag. Er hat den Menschen tief studirt, und ist in die Geheimnisse der spekulativen Philosophie, besonders der Metaphysik, sehr glücklich eingedrungen. Er spricht ganz als Eingeweihter davon. Dabey ist er ein für den Menschenfreund sehr erfreulicher Beweis, daß man auch bey nicht gemeinen philosophischen Kenntnissen gar wohl ein gefühlvolles, für allgemeines Menschenwohl, empfindliches Herz haben könne. Und gewiß, wenn auch seine Grundsäze nicht an sich schon sich iedem Freunde der Wahrheit aufdrängen, so würde schon ihr schöner Einfluß auf die Handlungsweise dessen, der sie hegt und vorträgt, eine nicht geringe Empfehlung für sie seyn. Er

ist

ist leutselig und gefällig, theilnehmend, nachsichtsvoll gegen anderer Schwächen und Versehen, fern von eitelm Stolze auf menschliches Wissen, und im Besize noch so mancher anderer Tugenden, die, indem wir seinen Verstand bewundern, uns zwingen, auch seiner moralischen Denkart Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sein Vortrag ist überaus faßlich und lehrreich, und fast immer unterhaltend. Er ist ganz Meister in der Kunst, sich, ohne iedoch dabey seinen bessern Köpfen lange Weile zu machen, zu dem Begreifungsvermögen des unfähigsten seiner Zuhörer herabzulassen, und die abstraktesten und verworrensten Materien bis zu einem sehr hohen Grade der Deutlichkeit, zu versinnlichen, und auseinander zu sezen. Er dringt beständig auf Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, und verfolgt sie bis in ihre feinsten Elemente. Ich habe einen und den andern seiner Zuhörer über Dunkelheit seines Vortrages klagen gehört; allein nur eingeschränkte Köpfe können so urtheilen. Wer U. nicht versteht und keinen Sinn für seine Lehren hat, muß, meiner Ueberzeugung nach, überhaupt auf Empfänglichkeit für die erhabenen und beglückenden Lehren der Philosophie Verzicht thun. Er mag wohl einst die Stelle, die man ihm anweißt, ganz gut ausfüllen und in dem Kreise, in dem sich sein Le-

ben dreht, auch wohl manches Gute stiften können; allein ein Weiser, ein in sich selbst groser Mann — der wird er wohl schwerlich iemals werden. Der Jüngling aber, dem es darum zu thun ist, frühzeitig die Dinge in der Welt und sein Verhältniß zu ihnen aus dem gehörigen Gesichtspunkte betrachten, und über die wichtigsten Angelegenheiten seines, und überhaupt des menschlichen Lebens, richtig urtheilen zu lernen, der mag sich glücklich schäzen, wenn es ihm gelingt, in den Unterricht eines so helldenkenden Mannes und in eine nähere Bekanntschaft mit demselben zu kommen. Er wird am Ende der Bahn, die er mit einem solchen Führer durchwandert hat, sich wie in einer neuen Welt befinden, und alle Dinge um sich her gleichsam mit ganz andern Augen, als zuvor, ansehen. Die dadurch bewirkte Umwandlung seiner ganzen Art zu denken und zu handeln wird auf sein folgendes Leben den entscheidendsten Einfluß haben, und wohl ihm, wenn er damit und mit seinen übrigen Verhältnissen immer eine so glückliche Vereinigung zu treffen weis, daß es ihn nie reuen darf, die Erfahrung davon gemacht zu haben. — U. ist übrigens, wie sein Freund Kant, ein sehr angenehmer und unterhaltender Gesellschafter, und ein Beweis mehr, daß der Philosoph von Profession und der Mann von Weltkenntniß und

feiner

feiner Lebensart gar wohl beysammen bestehen könne. —

Herr Hofrath E. ist einer von den Wenigen, die uns wieder mit dem Menschengeschlechte aussöhnen müssen, wenn eine Reihe unangenehmer Erfahrungen uns geneigt machen will, geringer, als etwa sonst, von demselben zu denken. Er ist in ieder Hinsicht der vortreflichste Mann, den ich noch kennen gelernt habe. Man weis nicht, ob man mehr die Gröse seines Verstandes bewundern, oder die Güte seines Herzens verehren soll. Ich schäzte bisher in ihm blos den Mann von seltener Geisteskraft und von glänzenden schriftstellerischen Talenten, nun, seitdem ich ihn näher kennen zu lernen das Glück gehabt habe, liebe ich auch den Mann von edlem wohlwollenden Herzen in ihm, und schäze ihn um deswillen doppel: hoch. Ich hatte Gelegenheit, ihn in verschiedenen Verhältnissen zu beobachten, und immer fand ich ihn gleich gros und liebenswürdig. Auf dem Katheder, im Zirkel seiner Freunde, unter seinen holden, blühenden Kleinen — überall zeigt sich die erhabene, stille Gröse des Mannes und iede seiner Handlungen ist der Abdruck seiner überwiegenden, durch sein ganzes Wesen verbreiteten Herzensgüte. Der Adel seiner schönen Seele malt sich in seinem

Auge,

Auge, und sein bloser Blick müste schon vermögend seyn, eine noch nicht ganz verdorbene Seele von ihren Verirrungen zurück zu bringen. Seine Miene ist immer heiter, und ein Zeuge ienes innern Friedens, der aus dem Bewußtseyn eines reinen Herzens und eines schuldlosen Wandels quillt. Er verbreitet von der Stelle aus, die er gegenwärtig bekleidet und die er so ganz auszufüllen weis, unglaublich viel Gutes um sich her, und sein Verlust, den einige fürchten, wäre für die Universität unersezlich. Er ist nicht blos der Lehrer, sondern auch der treueste Rathgeber und Freund seiner Zuhörer, und wird dadurch erst denselben wahrhaft nüzlich. Sein Zimmer wird öfters kaum leer von Jünglingen, die über ihre mancherley Angelegenheiten sich mit ihm zu unterreden und seinen Rath sich zu erbitten kommen, und selten unbefriediget von ihm gehen. Nie verräth seine Miene die kleinste Spur des Verdrusses oder einer Zerstreuung, wenn er durch ihre Besuche von seinem Pult abgerufen und etwa worinnen gestört wird. Theilnehmend und unbeschränktes Zutrauen einflösend läßt er sich iedesmal zu dem Detail ihrer Anliegenheiten herab und öfnet ihnen, wenn sie es nur einigermassen verdienen, ohne Rückhalt sein Herz. Er wird daher auch von allen mit Leidenschaft verehrt und geliebt, und wirklich gehörte auch eine

im hohen Grade gefühllose Seele dazu, gegen so viel Verdienst und Güte unempfindlich zu seyn. Sein Vortrag ist überaus angenehm; etwas blumigt, aber nicht überladen, und immer voll Sachen. Er weis auch der unfreundlichsten Materie ein lachendes Gewand umzuwerfen. Er darf überhaupt nur auftreten, um sogleich aller Herzen für sich einzunehmen. Sein Hörsaal ist daher in allen seinen Vorlesungen, besonders in seiner herrlichen Litterärgeschichte, beständig vollgedrängt. Immer faßt er, zumal bey verworrenen und streitigen Materien, sogleich den Hauptpunkt, hält ihn unverrückt fest, und giebt ihm, wenn es eine Streitfrage betrift, gleich anfangs alle Stärke, deren er fähig ist. Der Zuhörer wird dadurch in den Stand gesezt, die Sache sogleich aus ihrem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, und die Meinungen anderer richtig zu beurtheilen; statt daß bey einer umgewandten Methode die Aufmerksamkeit schon bey der Aufzählung der verschiedenen Meinungen der Gegner ermüdet, und alsdann das, worauf es bey der Sache eigentlich ankommt, entweder ganz überhört, oder doch nur halb gefaßt wird und im ganzen immer noch manches dunkel bleibt. Seine Vorträge sind mit einer schönen, einnehmenden Philosophie durchwebt, und mit ächtem, attischem Wiz gewürzt; nie hört man von ihm

einen

einen Scherz, der seiner unwürdig wäre, und wodurch andere Lehrer so oft auf Kosten des guten Geschmacks und ihrer Würde ihre Zuhörer zu belustigen suchen. Er weis sich dabey in einer ununterbrochenen Gleichmüthigkeit zu erhalten, und hat es eben dieser wohl hauptsächlich mit zuzuschreiben, daß ihm seine Forschungen in dem Gebiete der Wissenschaften so glücklich gelingen, und daß er daher einen ungleich ausgebreitetern Nuzen stiften kann, als ein anderer, dem diese, einem akademischen Gelehrten so nothwendige, Eigenschaft mangelt. — Ich könnte Ihnen, mein Theuerster, noch vieles von diesem vortreflichen Manne sagen, wenn ich den Eingebungen meines Herzens, das ganz für ihn schlägt, folgen wollte; allein ich würde nur die Gränzen meines Briefs zu weit ausdehnen, und Ihnen dabey doch nur ein schwaches Bild von einem Manne entwerfen, den man, um ihn ganz schäzen zu lernen, selbst sehen und hören muß.

Herr Prof. S., der sich als Redakteur der Litteraturzeitung so sehr um die Litteratur verdient macht, hat sich hinlänglich legitimirt, daß er dem Posten, den er izt bekleidet, vollkommen gewachsen sey. Er ist ebenfals sehr gefällig und zuvorkommend; auch ist sein Vortrag nicht unange-

angenehm, und doch hat er gewöhnlich nicht so viele Zuhörer, als man erwarten und wünschen sollte; die Schuld hievon liegt daher wohl weder an seinem Vortrage noch an dem Gegenstande desselben, sondern vielmehr an dem bey dem grösern Theile der Studirenden wenigstens bisher noch herrschenden Geschmack (der allerdings eine kleine Rüge verdient), vermöge dessen solche Kollegia, die nicht zunächst innerhalb des Kreises der gewöhnlichen sogenannten Brodstudien liegen, z. B. philologische, mathematische u. dgl. nicht so zahlreich besucht werden, als sie es verdienen, und als man auf einigen andern deutschen Universitäten bemerken kann. (Doch muß ich, um hernach nicht noch einmal darauf zurückkommen zu müssen, hier zugleich mit erinnern, daß es das Ansehen hat, als ob diese eingeschränkte und unrühmliche Art zu studiren gegenwärtig auch hier seltener zu werden anfange, und daß besonders das Studium der Philosophie immer mehr emporzukommen scheint. So kamen in den lezteren Jahren verschiedene philosophische Kollegia, die sonst gar nicht oder doch nur von wenigen besucht wurden, z. B. die philosophische Anthropologie und Geschichte, Aesthetik u. a. unter einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Zuhörern zu Stande. Man kann auch das Studium der sogenannten Nebenwissenschaften in Jena um so eher erwarten, da

es theils nicht an geschickten Männern dazu fehlt, theils auch die Einrichtung so getroffen ist, daß man, welches besonders von dem theologischen Kursus gilt, mit seiner eigentlichen Wissenschaft nicht so lange, als auf einigen andern Universitäten aufgehalten wird, sondern noch Zeit genug übrig behält, sich nebenher auch in andern nüzlichen Wissenschaften umzusehen. Auch wird, um in der einmal angefangenen Parenthese, diesem so oft gebrauchten Freybrief gegen die Fesseln eines strengern Zusammenhanges, auch dis noch zu sagen, eine heilsame Lesebegierde nun in Jena immer allgemeiner. Diese hat seit einigen Jahren vorzüglich Herr Mylius, ein edelgesinnter vielversprechender junger Mann, durch seine daselbst errichtete academische Leseanstalt sehr glücklich anzufachen und zu erhalten gewußt, und sich wirklich dadurch um die Universität und manchen wisbegierigen Jüngling kein geringes Verdienst erworben. Doch kann, wie ich bereits erinnert habe, diese Lesebegierde, die denn freylich bisweilen bey manchem in Lesesucht ausartet, und dann natürlicherweise statt zu nähren, überfüllt und schwächt, auch durch mehrere andere Bibliotheken und Leseanstalten befriedigt werden. Und nun kein Wort weiter zur der ohnedies schon zu langen Parenthese.)

Auser

Auser diesen würdigen Männern, mit denen ich Sie so eben etwas näher bekannt zu machen gesucht habe, lernte ich noch verschiedene andre kennen, denen ich ebenfals in Rücksicht auf ihre Verdienste meine Hochschäzung nicht versagen konnte, wovon ich Ihnen aber, um mich nicht zu weit von meinem Zwecke zu verliehren, und weil diese Männer Sie zunächst nicht so sehr, als die vorhergehenden, interessiren, weiter keinen nennen will. Ueberhaupt aber habe ich gefunden, daß sich die Jenaischen Professoren grösten-theils durch unermüdeten Fleiß, durch ein gefälliges Betragen, durch einen angenehmen Vortrag, durch eine einfache Lebensart und andre rühmliche Eigenschaften sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Die Stunden, die ich während meines Aufenthaltes in Jena bey ihnen zugebracht habe, gehören mit zu den angenehmsten und glücklichsten meines Lebens, und ihr Andenken soll mir immer theuer und werth seyn. —

Die Anzahl der Studirenden in Jena wird gegenwärtig über 600 angegeben, und hieran mag man auch nicht unrecht haben; sie nimmt wenigstens seit einiger Zeit sehr merklich zu, und die grösten Hörsäle fangen allmählig an zu klein zu werden. Dauert dieser Anwachs noch einige Zeit verhältnißmäsig so fort, als seit etlichen

lichen Jahren her, so läßt sich allerdings viel gutes für die Universität erwarten; ob aber die Rückkehr des goldenen Zeitalters für die Jenaischen Bürger, die davon schon so viel schönes träumen, wirklich schon so nahe sey, als diese sich einbilden, und ob sich nach der gegenwärtigen Lage der Sache überhaupt erwarten lasse, daß die Universität sich ihres alten Glanzes, in so ferne derselbe in einer ungewöhnlich grosen Anzahl Studierender bestund, ie minder werde rühmen können; dies dürfte freylich noch manchem Zweifel ausgesezt seyn: sie mag sich indessen einstweilen mit ihrer gegenwärtigen Anzahl begnügen, die doch nun beynahe um die Hälfte beträchtlicher ist, als vor noch nicht gar vielen Jahren, und unsern vorzüglichsten Universitäten nicht viel nachgeben wird. Ich kann hiebey nicht unterlassen, zu bemerken, daß es ein überaus ergözender Anblick ist, eine so zahlreiche Menge, grösstentheils blühender Jünglinge, aus allen Gegenden unsers Vaterlandes, und aus dem fernern Auslande beysammen zu sehen, die, so verschieden sie ursprünglich von einander sind, sich alle zu einem gemeinschaftlichen Endzweck vereinigen, und zu Erreichung desselben Ein harmonisches Ganzes bilden. Wem es darum zu thun ist, Menschen aller Art und unter ieder Lage zu studiren, der findet hier ein

weites

weites Feld zu seinen Beobachtungen, und wird manche Bemerkung und Erfahrung machen können, wozu er auf einer eingeschränkteren Stelle wohl schwerlich Gelegenheit haben würde, der Freund vaterländischer Geschichte (ich nehme hier das Wort in seiner weitläuftigern Bedeutung, nach welcher es nicht blos Thatsachen unter sich begreift) wird hier manche schäzbare Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung seiner Kenntnisse in diesem Fache sich sammeln können. Ein aufmerksamer Beobachter wird ferner mit Vergnügen bemerken, wie z. B. hie und da der Keim manches Genies nun bey erweiterten Kenntnissen sich immer mehr entwickelt, und für die Folge die schönste Blüthe und Reife verspricht, wie unter edlen Jünglingen, deren Herzen der Himmel für einander geschaffen zu haben schien, Freundschaften ächter Art, die nicht wie die gewöhnlichern sich schon mit dem academischen Leben, sondern nur erst mit dem Tode sich endigen, gestiftet werden; wie hier so manche Tugend erzeugt oder geläutert, so manche Versuchung muthig bekämpft wird u. s. w. Mir wenigstens schien auch auf dieser Seite betrachtet, das academische Leben immer sehr angenehm, und ich wundere mich nicht, daß Meiners in seiner Schuzschrift für das Leben eines academischen Gelehrten auch dieses Umstandes mit gedenkt,

wenn

wenn er gegen die verschiedenen mit diesem Stande verbundenen Unannehmlichkeiten und Beschwerden auch die mancherley Entschädigungen dafür und verschiedene einzelne Vorzüge aufstellt, die derselbe vor andern Ständen voraus hat. Auch der Freund körperlicher Reize und Schönheiten wird den Augenblick so vieler Jünglinge überaus ergözend finden. So bemerkte ich, um nur bey Jena stehen zu bleiben, unter den hier Studirenden verschiedene, die als wahre Modelle jugendlicher Kraft und Schönheit gelten können, und den schönsten griechischen, oder wenn Sie lieber wollen, englischen Formen, nicht weit nachstehen dürften, und ich fand auch hiebey bestätiget, daß es auch unserm deutschen Vaterlande nicht an körperlichen Vollkommenheiten fehle, die das eigensinnigste Kennerauge befriedigen könnten, und daß die Natur nicht blos damit zufrieden gewesen sey, uns ein feines Schönheitsgefühl einzupflanzen, sondern, daß sie auch Formen um uns her gebildet habe, an denen wir diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne (dies Eigenthum schöner Seelen), ohne immer zu dem Auslande unsere Zuflucht nehmen zu müssen, üben und schärfen können, und die uns um so mehr Vergnügen gewähren, ie weniger unser Auge durch den allzuhäufigen Anblick derselben ihrer zu sehr gewohnt wird. Verzeihen Sie mir immer, mein

Theuerster, diese kleinen Abschweifungen, auf denen Sie mich bisweilen in meinem Briefe antreffen werden, und die ich mir, ausser in einem Briefe an einen so gütigen, nachsichtsvollen Freund, worin ich mich, ohne ängstliche Hinsicht auf rhetorischen Zwang, ganz den Ergiesungen meines Herzens überlassen darf, wohl selbst kaum verzeihen würde. Was den Ton betrift, den ich unter den Jenaischen Studenten dermalen herrschend gefunden habe, so muß ich Ihnen sagen, daß ich überhaupt ganz wohl damit zufrieden bin; er hat etwas geselliges und dabey etwas männliches und geseztes, das mir überaus gefiel und das zwischen dem allzujugendlichen und tändelnden, und zwischen einem gewissen grosthuenden, bald ins lächerliche und bald ins beleidigende fallenden Wesen, das ich auf einigen andern Universitäten bemerkt habe, ein sehr glückliches Mittel hält. Sie werden es villeicht etwas befremdend finden, daß ich von einem gewissen besondern Tone rede, der hier und auf andern Universitäten herrschen soll, gleichsam als ob der Student im Ganzen genommen, sich nicht überall durch gewisse gemeinschaftliche ihm bald mehr, bald minder rühmliche Grundsäze und Eigenheiten vor andern Ständen auszeichne; und ich gebe auch selbst gar gerne zu, daß man allerdings bey seinen Behauptungen und bey der

Bestimmung der iedesmaligen Verschiedenheiten nur gar zu leicht hier zu weit gehen könne, und daß es z. B. sehr übereilt geurtheilt wäre, den ersten besten von Jena, Leipzig oder Göttingen kommenden Studenten sogleich für einen Renommisten, süssen Herrn oder Grossprecher zu nehmen; allein dabey kann doch auf der andern Seite auch wohl nicht geleugnet werden, daß bey ienen fast Allen gemeinschaftlich zukommenden Eigenschaften doch beynahe wieder iede einzele Universität, nach ihrer individuellen Beschaffenheit, etwas eigenes habe, woran gewöhnlich der gröfere Theil der iedesmal auf derselben befindlichen Studirenden, denn von diesen ist hier immer nur die Rede, Antheil nimmt, und wornach eigentlich ihr Unterschied von andern Universitäten, in Rücksicht des auf ihr herrschenden Tons, bestimmt werden muß.

(Die Fortsezung folgt im zweiten Bande.)

Bemerkungen

über Lothringen und dessen Hauptstadt Nancy; im Jahr 1787.

Nancy, oder in Elsasischem Deutsch Nanzig, die Hauptstadt des Herzogthums Lothringen, ist ehemals eine Vestung gewesen, welche aber iezt demolirt ist. Sie war auch die Residenz der Herzoge, ehe die Provinz an Frankreich abgetreten, oder vielmehr vertauscht wurde. Die Stadt ist nur von mittlerer Grösse, aber ungemein schön; alle Häuser in der Neustadt sind massiv, von gleicher Farbe und Bauart und nach der Linie gezogen. Die Strasen sind grösstentheils lang, und von ansehnlicher Breite; das Pflaster wird aufs Beste unterhalten. Die Altstadt ist auch nicht ganz schlecht, aber doch nicht so regelmäsig und schön gebaut, als die Neustadt. Im Winter ist die ganze Stadt erleuchtet, welches in den langen Strasen, wie eine festliche Illumination aussieht, und einen schönen Blick gewährt. Die Stadt hat zwar viel verlohren, seitdem die Provinz ihre eigenen Regenten nicht mehr hat, und besonders durch den Tod des

menschenfreundlichen und edeldenkenden Königs Stanislaus; doch ist sie noch sehr volkreich und hat von ihrer äusern Schönheit bis iezt nur wenig verlohren.

Noch iezt hat darin seinen Siz ein Bischof, der unter dem Erzbisthum **Trier** steht, und das **Parlement.**

Die vornehmsten königlichen Aemter und andere viele öffentliche Anstalten sind ebenfals hier, welches der Stadt nicht wenig Leben giebt und ihr zugleich sehr vortheilhaft ist. Diese sind: (es sey mir erlaubt, die französischen Namen herzusezen, weil sie sich nicht gut verdeutschen lassen) eine Chambre des Comptes, eine Cour und Hotel des Monnoies, eine Universität, ein Presidial und Baillage royal, eine Iurisdiction consulaire, oder Stadtmagistrat, die Bureaux-Generaux des Reçettes, des Fermes, et des Domaines, eine Maitrise des Eaux et Forêts, die Reçettes particuliéres des Finances et des Bois, das Rathhaus, eine Lieutenance - Generale de Police, Prevoté - General de Maréchauffée, die königliche Sozietät der Wissenschaften und schönen Künste, die Bibliothek der Sozietät, die Colleges royaux de Medecine et de Chirurgie. Ferner sind von öffentlichen Gebäu-

häuden und Anstalten hier eine Domkirche (eglise Cathedrale - Primatiale), eine Abtey, eine Maltheser = Commanderie, eine königliche Mission, 7 Kirchen (Paroises), 23 Mönchs = und Nonnenklöster, 5 Maisons de Charité, 2 Zuchthäuser, und überhaupt eine grose Zahl von öfentlichen und privat Gebäuden. Das Haus des Gouverneurs steht auf einem herrlichen Plaz, la Carriére genannt, es ist ein wahrer Pallast, ganz in neuem Geschmack gebaut, hat schöne äusere Verzierungen und ist doch nicht damit überladen. Der iezige Gouverneur, der Mar= schall de Choiseul - Stainville hat es inwendig so meubliren und verzieren lassen, wie es seiner Würde und seinem Reichthum gemäs ist. Es würde eines der schönsten und vollkommensten Gebäude seyn, wenn die Höhe mit der Länge in richtigem Verhältniß stünde; so ist es aber zu lang und nicht hoch genug.

Das Rathhaus, das Komödienhaus, die Ferme, und mehrere andere, welche das Quar= ré, la place royale genannt, begränzen, sind sehr schöne Gebäude, und dienen der Stadt zu nicht geringer Zierde. Ich übergehe noch die Be= schreibung mehrerer, sehr schöner Privathäuser, weil es mich zu weit führen würde.

Die

Die Altstadt hat nur zwey Zugänge, nehmlich das Thor Notre Dame genannt, auf der Seite nach Mez, und das Citadellthor; die Kommunikazion aus der Neustadt geht durch einen schönen Triumphbogen dahin, welchen man Porte royale nennt. Die Strasen in der Altstadt sind, wie ich schon gesagt habe, sehr unregelmäsig, doch sind mehrere recht schöne Gebäude darin. Sie schliest den schönen Plaz, la Carriére genannt, ein, welcher einer der schönsten in der Stadt ist; er hat die Gestalt eines Oblongums, in der Mitte ist wieder ein durch Terrassen und Alleen abgesonderter Plaz, welcher zum Spazierengehen, und zum Exerziren der Wachtparade dient; das schöne Gouvernementgebäude begränzt seine ganze Fronte; die zu beyden Seiten herunterlaufenden Häuser, sind alle einförmig, und schön gebaut, welches König Stanislaus auf seine Kosten hat thun lassen; die Façaden sind schön, aber auch nur diese sind neu gebaut worden, dagegen sticht nun das Hintertheil der meisten Häuser, weil nur wenige reiche Besizer haben, sehr ab; welches das Auge zu seinem Verdruß, auf den Spaziergängen in der Pepiniére, bemerken muß. Ferner, die Citadelle, das Palais, das heißt, das Parlementshaus, das Gebäude für die Chambre des Comptes und die Kasernen, sind auch in der Altstadt —

und

und die lezteren sind so schön, als ich sie noch nirgends gesehen habe — sie gleichen einem königlichen Pallast. Die Neustadt, welche erst unter Herzog Karl des Dritten Regierung ist angebauet worden, hat 18 regelmäsige Strasen, von welchen man sechs Ausgänge, oder Thore hat; nehmlich, la Porte Royale, St. George, St. Catherine, St. Nicolas gegen Strasburg, St. Iean und St. Stanislas gegen Paris. Und ausser diesen ist ganz neuerlich, etwa vor 2 Jahren, noch ein siebentes geöfnet und erbauet worden, St. Louis genannt. Alle Thore der Neustadt sind nach dem besten Geschmack gebaut, und geben eine gute Aussicht. Die vornehmsten, grösten und schönsten Pläze der Neustadt sind: la place royale und la place d'Alliance — sie sind so schön, als man sie nur selten in einer Stadt finden wird.

Der erstere, la place royale, hat wenigstens 1000 Fuß im Umkreis, und ist, wie ich oben schon gesagt habe, von den schönsten öffentlichen und Privathäusern eingeschlossen. In die Mitte dieses Plazes hat der verstorbene pohlnische König Stanislaus dem damaligen König von Frankreich, Ludwig XV., zu Ehren, eine bronzene Statue errichten lassen, welche den König auf einem Piedestal zu Fuß, mit dem Kommandostab,

dostab, und das Haupt mit Lorbeern umgränzt, vorstellt, sehr gut gearbeitet ist, und dem Plaz zu nicht geringer Zierde dient.

Der zweyte, la place d'Alliance, hat fast dieselbe Gröse, und ist mit einer schönen Baumallee umgeben. So angenehm und schön auch dieser Plaz ist, und so gut er zu den Promenaden dienen könnte, so wird er doch wenig besucht, weil er zu weit von den Hauptstrasen entfernt, am Ende der Stadt liegt.

Nancy spielte zu Ende des vorigen Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle unter den Städten und Vestungen, aber in dem Ryßwicker Friedensschluß war es eine Bedingung, daß ihre Vestungswerke sollten demolirt werden, welches auch geschah. Der Herzog Leopold wendete nach dem Krieg viel auf sie, und verschönerte sie beträchtlich. Zu der Zeit fieng die Stadt an, sich wieder aufzunehmen: es zogen viele neue Anbauer herbey, und die glückliche Friedenszeit, nebst der großmüthigen Unterstüzung, machten, daß viele schöne Gebäude aufgeführt wurden.

Der Herzog selbst gieng mit gutem Beyspiel voran, und ließ auf die gothischen Ruinen des alten Residenzschlosses ein schönes, neues Gebäu-

de

de sezen. Schade war es nur, daß der Todt dieses Herrn ihn an der Ausführung seines Plans hinderte — denn sein Nachfolger, welcher den höchsten Thron erstieg, aber eben deshalb nicht im Lande bleiben konnte, brachte das nicht zur Vollendung, was sein Vater so gut angefangen hatte. Aber Stanislaus, ehemaliger König von Pohlen, hielt die Lothringer reichlich schadlos. Er war einer der besten Fürsten, von dem sein Biograph mit allem Recht sagte: „das war ein Weiser, der sich von den Souverainitätsrechten nichts weiter vorbehielt, als das Recht und die Macht, Gutes zu thun.„ Da ich hier seiner erwähne, so muß ich doch gelegenheitlich auch über seinen Tod etwas sagen, dessen Art mir Personen, die ihn noch gekannt haben, beschrieben. Er war schon ein achtziger, aber noch frisch und gesund, nur ausserordentlich dick und stark. Er pflegte Morgens früh gewöhnlich eine Pfeiffe Taback zu rauchen; eines Tags, denn er war sehr religiös, als ihm sein Frühstück gebracht war, befahl er, daß man ihn allein lassen solle, weil er seine Andacht halten wollte. Er that es während des Frühstückens und indem er seine Pfeiffe Taback rauchte. Diese löschte ihm aber aus, und weil er ungestöhrt seyn wollte, so zündete er sie lieber selbst im Kamin an, ehe er iemand rief. Da er aber dick und unbehülflich

war,

war, so kam bey dem Niederbücken der untere Theil seines Schlafrocks an das Feuer, und ehe er es sich versah, war er mit Feuer und Brand umgeben; seine Schwerfälligkeit, und der Schrecken, machte, daß er nicht geschwind genug den Schlafrock auszog, und von sich warf. Ehe ihm iemand zu Hülfe kommen konnte, war er schon sehr verbrannt, doch lebte er noch, starb aber kurz darauf an den Folgen des Brandes. Bey seiner Sekzion fand man, daß er innerlich noch ganz gesund war, und daß er also, ohne diesen leidigen Zufall, villeicht hätte hundert Jahre alt werden können. Mit Recht beweinen, wovon man weiter unten die Beweise finden wird, die Lothringer seinen zu frühen Verlust.

Er trug das Meiste zur Verschönerung der Stadt Nancy bey. Ao. 1751. errichtete er dem König Ludwig XV. die oben erwähnte Statue; er ließ bald darauf den Triumphbogen oder die Porte royale aufführen; er legte la place d' Alliance an; Thore, schöne Gebäude und regelmäsige Strassen entstanden auf seinen Wink, denn um sich ihm gefällig zu machen baute alles, was Vermögen und Lust hatte, in Nancy. So wurde diese Stadt bald eine der schönsten im Reich und noch iezt ist sie, in Rücksicht auf Schönheit, der Hauptstadt weit vorzuziehen.

Die Stadt Nancy existirte zwar schon seit dem eilften Jahrhundert; aber es war mehr eine Vestung oder Castell, als eine Stadt; denn erst mit dem 14ten Jahrhundert, als die Herzoge sie zur Residenz machten, fieng sie an, sich zu vergrösern. Die Kirche der Franziskaner Mönche, welche Ao. 1477. von dem Herzog Renatus II. war erbaut worden, wurde von der Zeit an der Begräbnisort für die herzogliche Familie. Herzog Carl der Grose war es, welcher den Grund zu der Capelle in der obengenannten Kirche, welche links am grosen Altar ist und insgemein nur la chapelle ronde genannt wird, ob sie gleich eigentlich achteckigt ist, legte. Sein Sohn, Henry le bon, vollendete sie. Und Franz III., nachheriger Kaiser, hat sie, ehe er sein Herzogthum vertauschte, so schön verzieren lassen, daß sie mit Recht für eines der schönsten Denkmähler im Lande gehalten wird. In der Gruft oder dem Gewölbe unter dieser Capelle sind die Gräber der herzoglichen Familie, welche man nach chronologischer Ordnung arrangirt hat. Die Leichensteine, deren die meisten von italienischem Marmor und sehr gut gearbeitet sind, stehen in der Capelle und Kirche, in die Mauer bevestigt. Der verstorbene König Stanislaus hat, nebst seiner Gemahlin, sein Begräbniß auserhalb der Stadt, vor dem Thor

St. Nikolas zu bon secours, einem Minoriten-kloster nebst einer Kirche, in der Vorstadt der Neustadt, St. Nikolas genannt.

Der Grabstein des Königs ist sehr schlecht und plump gearbeitet, ein so treflicher Regent, der so viel zur Verschönerung beygetragen hat, war eines schönern Denkmahls werth — doch ist dies nicht die Schuld der Lothringer; es kam, glaube ich, zufälligerweise durch die Ungeschicklichkeit des Künstlers so — und die Thränen der Lothringer, die noch iezt oft für ihn fliesen, und ihr dankbares und für ihn ruhmvolles Andenken an ihn, sind besser als Lobreden und Epitaphien von Carrarischem Marmor. Seine Asche ruhe sanft! Das Epitaphium der Königin ist besser gearbeitet, als das ihres Gemahls, doch kommt es bey weitem an Schönheit und Zierlichkeit dem Mausoleum des Marschalls von Sachsen zu Strasburg nicht gleich.

Jezt hat Nancy ein Parlement, von eben der Einrichtung, wie die andern französischen Parlementer. Unter den Herzogen war es der höchste Gerichtshof im Land — Frankreich hat aber auch diesem Collegium, so wie der ganzen Provinz, viele von seinen Rechten entzogen. Die Geschäfte sind zwar dieselben geblieben, aber

nicht

nicht die Gewalt. Man weis aus der Geschichte, daß die französischen Parlemente in den ältesten Zeiten eben das gewesen sind, was noch iezt die Reichstage in Deutschland und in Pohlen sind; die Könige waren damals nur primi inter pares und ihnen wurde die Ausführung der Entschlüsse, welche auf den Reichstagen sind gefaßt worden, aufgetragen. Durch verschiedene günstige Umstände vermehrten die Könige ihre Macht und Ansehen; sie entzogen nach und nach der Nazion mehrere Gerechtsame, theils durch List, theils durch Gewalt — die Despotie wurde gegründet, und seit mehreren Jahrhunderten sind die Parlemente nichts mehr, als Justiztribunale — zum Schein zwar hat man ihnen das Recht gelassen, die königlichen Verordnungen erst zu billigen oder einzuregistriren, ehe sie vollzogen werden, aber dies ist nur Schein, denn wenn sie sich weigern und widersezen, so kommt der König selbst ins Parlement und hält ein lit de iustice, das heißt, er zwingt das Parlement, seine Verordnung anzunehmen. Beharrt es auf seiner Verweigerung, so wird entweder das ganze Parlement oder die Hauptpersonen exilirt, nicht selten abgesezt. Ungeachtet des despotischen Verfahrens der Könige giebt es doch noch viele Patrioten, welche auf Kosten ihrer Ruhe und ihres Glückes die Rechte der Nazion muthig vertheidigen.

digen. Und iezt scheint der günstige Zeitpunkt vorhanden zu seyn, da die Parlemente villeicht ihre alten Rechte wieder erlangen werden. Denn der elende Zustand der Finanzen zwingt iezt das Ministerium, in vielen Stücken nachzugeben.

Das Palais oder die Cour, wie es auch heißt, worin sich das Parlement versammelt, steht auf dem Plaz la Carriére. Es versammelt sich alle Tage, ausgenommen an den Festtagen nicht — zur Bequemlichkeit der Prozessirenden und derer, welche zum Parlement gehören, werden eigene Parlementskalender verfertigt, woraus man leicht sehen kann, an welchen Tagen Session ist oder nicht. Das Parlement besteht aus 4 Abtheilungen (chambres), deren iede einen eigenen Präsidenten und ihre besondere Räthe hat.

Die erste Abtheilung heißt, la grande Chambre und hat einen premier Presidents, 2 Presidens - à - Mortier oder Oberrichter, und 11 Räthe; unter welchen leztern 2 Geistliche sind. Zum Beweis, daß die Geistlichkeit sich überall gerne eindrängte — besonders in Regierungs- und Justizsachen.

Die zweyte Abtheilung heißt, la Chambre de la Tournelle oder das Criminalgericht; die Geschäfte

schäfte darin werden von 2 Presidens - à Mortier und 10 Räthen besorgt.

Die dritte Abtheilung heißt, la Chambre des Enquêtes (Gerichtskammer), wo die Appellazionen in den Prozessen angenommen werden. Sie bestehet aus zwey 2 Presidens à - Mortier, 9 weltlichen und einem geistlichen Rath.

Die vierte Abtheilung heißt, la Chambre des Requêtes du palais (wo die Bittschriften angenommen und untersucht werden.) Hier sind ein President und vier Räthe.

Die Procureurs au Parlement sind diejenigen Personen, an welche man sich wenden muß, wenn man einen Prozeß bey dem Parlement anhängig machen will; sie geben die nöthigen Nachrichten über das, was man zu thun hat; sie führen ihre Parthie zu den Präsidenten und Räthen und empfehlen sie ihnen; bey der ersten Instanz dörfen sie zugegen seyn und ihrer Parthie rechtlichen Beystand leisten und endlich sind sie es, welche die Bezahlung der Prozeßkosten besorgen, sich aber insgemein bey der Wiederbezahlung recht wohl bedenken. Sie haben, so wie alles, was zum Parlement gehört, eine ausgezeichnete Kleidung, welche schwarz und beynahe

von demselben Schnitt und Form ist, wie die Kirchenröcke der Protestantischen Geistlichen. Sie haben auch eben solche weisse Krägen oder Ueberschläge: ihre Haare oder Perücken hängen hinten fliegend herab, so wie sie die Assessores beym Reichskammergericht tragen. Sie sind in Frankreich unter allen Personen der heiligen Justiz am meisten verhaßt, weil sie die Rechnungen machen und die Auszahlung der Prozeßkosten zu besorgen haben.

Die Parlements-Advokaten sind in Eyd und Pflicht genommen und der Rang eines Parlements-Advokaten ist sehr gros. Die Titelsucht ist in Frankreich überhaupt nicht so herrschend, als in Deutschland, und man ist gewöhnlich mit dem Rang und Titel zufrieden, den das wirkliche Amt giebt. Die Clienten können sich ihre Advokaten selbst wählen, kennen sie aber keinen, so schlägt ihnen der Procureur einen vor. Der angenommene Advokat informiret sich darauf näher von der Sache, instruirt den Prozeß und macht ihn bey dem Parlement anhängig. Da alles nach der Reihe geht, so wird die Zeit bestimmt, wann der Advokat im Parlement auftreten, die Sache mündlich vortragen und vertheidigen kann. Denn alle Prozesse werden in Frankreich noch mündlich geführt; es tritt ein

Advokat

Advokat pro und contra auf, und ieder trägt seine Rechtsgründe auf die scheinbarste und eindringendste Art vor. Wenn Beyde ausgeredet, oder, wie der eigentliche Terminus ist, plaidirt haben, so treten die Präsidenten und Räthe zusammen und votiren, welche Parthey Recht habe; plurima vota entscheiden und der Urtheilsspruch wird de facto diktirt und nach der Session die Sentenz für beyde Partheyen ausgefertiget.

Auch die Parlements = Advokaten haben fast dieselbe Kleidung, wie die Procureurs, sie gehen auch schwarz und mit fliegenden Haaren: es ist keine bestimmte Anzahl, denn ieder, welcher Talent und die nöthigen Kenntnisse besizt, kann sich unter die Zahl derselben aufnehmen lassen. Diese Art, den Prozeß durch Reden zu führen, hat die Folge, daß diese Leute ihre Sprache und die Redekunst studiren müssen. Und man findet sehr viele unter ihnen, welche die wahre Beredsamkeit besizen, einen reinen und bestimmten und zierlichen Ausdruck und eine feine und reine Aussprache haben. Ich muß gestehen, daß diese Art die Prozesse im Parlement zu behandeln, einen ganz neuen und starken Eindruck auf mich gemacht hat, und ich dachte mir so recht lebhaft das römische Forum dabey. England

und Frankreich sind die einzigen Staaten, wo, ausser dem geistlichen Stand, die Beredsamkeit noch in Uebung ist. Und dies bleibt nie ohne Einfluß auf die Sprache und nicht ohne Wirkung auf die ganze Nazion.

Die zwey General-Advokaten sind eigentlich Deputirte des Königs, deren Pflicht es ist, zu wachen, daß keine Ungerechtigkeit vorgehe, und in verwickelten und schweren Fällen ihre Meynung zu sagen.

Die General-Procureurs sind gleichsam die General-Direkteurs des Parlements, in welchem sie aber nur erscheinen, wenn sie eine königliche Ordre zu publiziren haben: ihre Substituten besorgen die andern Geschäfte, und erstatten ihnen Bericht von dem, was vorgeht.

Das Parlement hat iährlich zweymal Ferien; die Osterferien dauren nur einige Wochen, aber die Herbstferien (les vacances de la vendange), die in der Mitte des Augusts anfangen, dauren drey Monate. Zu der Zeit geht der gröste Theil der Vornehmen und Begüterten auf seine Landhäuser, und Nancy ist alsdenn in dem Fall, wie London, wenn das Parlement dimittirt ist. Die Stadt wird etwas leer und weniger lebhaft.

In der Mitte des Monat Novembers werden die Parlementssizungen wieder aufs neue eröfnet, dies ist gleichsam das Parlements = Neujahr. Die Eröfnung geschieht mit grofer Feyerlichkeit — und da ich gerade zu der Zeit daselbst war und sie mit ansah, so muß ich doch hier eine kurze Beschreibung davon geben.

Den 13 Nov., an einem Montag, versammelten sich, früh um halb zehn Uhr, sämtliche zu dem Parlement gehörige Personen in dem grofen Saal des Parlements = Hauses.

Alle Präsidenten und Parlementsräthe hatten ihre lange, rothe, feyerliche Amtskleidung an. Die Präsidenten tragen, zur Unterscheidung von den Räthen, noch einen kleinen Mantel von Hermelin über dem rothen Kleid; sie haben auch Hüte von besonderer Gestalt, die sie in der Hand halten. Sämtliche Präsidenten und Räthe sezten sich im Kreise um den Altar herum, welcher in dem grofen Saal errichtet war, und hörten die grofe Messe an.

Der Bischof muß, wenn er zugegen ist, die Messe selbst lesen, welche mit Vokal = und Instrumental = Musik begleitet ist, die aber beyde nicht viel bedeuten. Während des Meßlesens

geht die Frau oder die Tochter eines der ersten Parlements = Glieder, von einem Parlements= diener (huissier) begleitet, der ihr Plaz macht, herum und fordert mit Darreichung eines Geld= beutels sowol von den Parlements = Gliedern, als auch von den Zuschauern, so wie etwa der Klingelbeutelträger bey uns, ein Allmosen; dies heißt faire la quête. Es ist für einen Prote= stanten immer auffallend, der nicht so, wie der Catholik, an solche religieuse Demuthsübungen gewöhnt ist! Als die Messe geendigt war, ver= liesen die Präsidenten und Räthe den grosen Saal und begaben sich in ein anderes Zimmer, la chambre du Conseil genannt, wo sie miteinan= der sprachen und sich wärmten. Etwa nach ei= ner Viertelstunde kamen sie wieder in den Saal zurück, und nahmen in dem untern Theil desse= ben, dem Altar gegenüber, Plaz, wo eine Er= höhung war, auf welcher Bänke und Sessel stan= den, nebst einem ausgezeichneten Siz für den Präsidenten. Ein Advokat trat auf und hielt eine Rede auf die Eröfnung des Parlements, welche Complimente für die Parlements = Glie= der und das Lob der Justiz enthielt. Nach geen= digter Rede traten einige Advokaten und Pro= cureurs hervor, die sich vorher schon bey dem Präsidenten gemeldet hatten, und schwuren den

Eyd

Eyd der Treue. Darauf gieng die ganze Versammlung auseinander.

Den folgenden Tag nahmen die Sizungen ihren Anfang und dann werden sie, die Festtage ausgenommen, ununterbrochen fortgesezt bis zu den Osterferien.

Um mich vollkommen über die Verfassung der französischen Justiz zu unterrichten, unterließ ich nicht, auch einer Sizung beyzuwohnen, um plaidiren und das Urtheil fällen zu hören. Die Sizungen sind eigentlich von zweyerley Art, die sogenannte audience grande, wo die Präsidenten und Räthe in ihrer oben beschriebenen feyerlichen Kleidung erscheinen und sämtliche Mitglieder, ohne Ausnahme, erscheinen müssen. Diese wird aber nur gehalten, wenn ein wichtiger und verwickelter Prozeß soll entschieden werden, und es wird iedesmal an der Barr angezeigt, welchen Tag und wegen welcher Sache eine dergleichen gehalten werden wird.

Die gewöhnliche Sizung (l' audience simple, ou ordinaire) ist fast täglich und für Sachen von minderer Wichtigkeit. Die Präsidenten und Räthe haben alsdann auch nur schwarze Kleider, eben so, wie die der Procureurs, oder wie die

schwar=

schwarzen Kirchenröcke unserer Geistlichen, an. Eben der Saal, wo die Feyerlichkeiten bey der Wiedereröfnung gehalten werden, ist auch für die gewöhnlichen Sizungen bestimmt. Die Richter sizen, wie ich oben schon gesagt habe, auf einer Erhöhung am Ende des Saals, auf welcher rings herum Bänke bevestigt sind. Zu ihren Füsen, im Parterre linker Hand, sizen der Sekretair oder Parlementsschreiber und der erste Parlementsdiener (le premier Huissier), welche ihre besondern Pulte oder Schränke haben, theils um darauf zu schreiben, theils die Akten darein zu verschliesen. Rechter Hand im Parterre sind noch Reihen von Bänken für die Advokaten und **Procureurs.** Im Winter nehmen die Sessionen früh um 9 Uhr ihren Anfang, im Sommer etwas früher und dauren bis Mittags um 12 Uhr; Nachmittags werden sie Sommer und Winter wieder von 2 Uhr bis 5 Uhr fortgesezt. Der Anfang ist allemal mit dem Schlag 9 und 2 Uhr; deswegen versammeln sich die Mitglieder immer einige Minuten vorher in der **Chambre du Conseil**, welche an den Saal stößt, und so wie es schlägt kommen sie in den Saal herein; der **Huissier audiencier**, oder der Wachthabende, geht voraus in den Saal und ruft: **Paix, Silence!** Sobald die Mitglieder sich niedergesezt haben, so steht der Advokat, welcher seine Sache

vorzutragen die Erlaubniß hat, auf; grüßt die Richter, macht einen kurzen Eingang mit einer Captatione benevolentiae, trägt die Sache darauf selbst vor und stellt die Gründe dafür in das beste Licht. Wenn er seine Rede geendigt hat, so steht der Advokat der Gegenparthie auf, stellt die Sache aus dem für seine Parthie vortheilhaftesten Gesichtspunkte vor, sucht die Gründe seines Gegners zu widerlegen und bemüht sich, den lezten Eindruck zu dem stärksten zu machen.

Wenn nun beyde Partheyen ihren Vortrag gemacht haben, so steht einer von den Avocats généraux auf, nähert sich der Barr, und giebt einen kurzen Auszug von den für und wider vorgebrachten Gründen, und endigt damit, daß er sagt, wie Er die Sache entscheiden würde. Der erste Präsident steht darauf von seinem Siz auf und auch die Parlements-Räthe; sie machen, ie nachdem sie für oder wider eine Parthey sind, 2 Parthien und treten zu einer Berathschlagung zusammen, von welcher man aber wenig oder nichts hören kann — und nach derselben spricht der Präsident das Urtheil öffentlich aus, im Namen der ganzen Versammlung, und der Sekretär oder Greffier des Parlements fertigt es sogleich schriftlich aus. Fast alle Pro-

zesse

zesse werden auf diese Art entschieden. Nur Sachen von der allergrösten Wichtigkeit werden schriftlich verhandelt.

Es finden sich unter der grosen Zahl der dortigen Advokaten manche sehr gute Redner, die ihre Sache mit vieler Urtheilskraft ordnen und vortragen, die einen guten Ausdruck, feine Aussprache und viel Suada haben.

Man sagt auch hier der heiligen Justiz nach, daß Gold ihr manchmal die Augen blende, und die Ohren gegen die Rechtsgründe verstopfe! Ja selbst Amor spielt dabey zuweilen einen seiner gewöhnlichen Streiche! Ich könnte dies mit einem Beyspiel, das sehr auffallend ist, belegen, wenn ich nicht, um ihm den Stempel der Warheit aufzudrücken, die Namen nennen müßte — und da gebeut mir die Ehrfurcht und Bescheidenheit, der hohen Dame, welche sich noch tugendhafter, als Lukrezia, bezeigte — und die eine Deutsche ist, zu schonen! Damals aber wurde Justizia's unheiliger, untreuer Priester, nach Verdienst bestraft.

Diese Art, die Prozesse mündlich zu führen, hat ihre Vortheile, es wird alles eindrücklicher durch die mündliche Vorstellung gemacht, aber

auch

auch ihre Nachtheile. Es geht den Herren Parlementsräthen oft, wie den Zuhörern in der Kirche — sie schlafen gerne darüber ein, besonders im Sommer Nachmittags, da Wärme und die Verdauung gleich stark zum Schlaf einladen. Wenn man sie nur nicht schnarchen hörte, so könnte man in der Ferne glauben, sie säsen voll tiefen Nachdenkens, in sich selbst verschlossen, da!

Die Baillage ist die unterste Gerichtsinstanz; sie wird aber nicht zum Parlement gerechnet. Hier geschehen die gerichtlichen Untersuchungen und Verhöre — und die Akten werden dem Parlement vorgelegt, um darnach das Urtheil abzufassen.

Die Chambre des Comptes (königliche Rentkammer) macht ein besonderes, vom Parlement abgesondertes, Departement aus, und besorgt die Verwaltung der königlichen Finanzen. Sie hat ebenfals einen Präsidenten und eine Anzahl von Räthen; die Abgaben werden von der Ferme an sie bezahlt, davon bestreitet sie zuerst die Salaria und die andern Ausgaben, welche der König in der Provinz zu machen hat, stellt darüber Rechnung und schickt den baaren Bestand nach Paris an das Departement général des Finan-

ces.

ces. Ungeachtet dieses Kollegium ganz vom König abhängt und besoldet wird, so denkt es doch sehr patriotisch für die Provinz, sucht die Privilegien der Provinz zu vertheidigen, und hat sich schon öfter, mit Gefahr exilirt und abgesezt zu werden, den Neuerungen widersezt, welche die Vorrechte der Provinz schmälerten oder untergruben. Es verdient daher mit Recht die grose Achtung, in welcher es bey den Lothringern steht!

Die Ferme, das heißt, dieienige Gesellschaft, welche die Einkünfte der Provinz gepachtet hat, steht unter der Chambre des Comptes und muß sie auch als ihren Richter erkennen. Auserdem hat sie auch noch die Oberaufsicht über den Handel.

Die Stadt hat auch noch ihren eigenen Magistrat, er besteht aus dem Maire royal (einem Deputirten des Königs, der das Präsidium führt), 6 Echevins (Schöppen), einem Schazmeister und einem Sekretär. Aber er hat durch die Despotie fast alle seine Rechte und Ansehen verlohren, die er ehemals hatte, und seine Hauptgeschäfte sind iezt nur, die Sorge für die Unterhaltung der öfentlichen Gebäude, des Strasenpflasters, der Erleuchtung der Strasen, und Justizsa-

stizsachen von minderer Wichtigkeit. Er läßt durch Commissärs die Beyträge von der Bürgerschaft erheben. Aber die Bürger klagen sehr, daß die Taxen immer erhöhet, das Geld nicht mit Treue angewendet und die Arbeitsleute nicht richtig bezahlt würden.

Die Polizey wird von einem Lieutenant général, einem Procureur, einem Secretaire-Greffier und Commissaire verwaltet, unter welchen eine Anzahl Huissiers oder Polizeydiener stehen. Sie werden vom König gesezt; die vorgeschriebenen Grundsäze sind recht gut (denn die Polizey ist überhaupt in Frankreich das Beste) und werden so ziemlich in Ausübung gebracht. Die Reinlichkeit auf den Strasen der Stadt, ein Werk der Polizey, ist sehr lobenswerth. Sobald viel Schnee fällt, oder der Koth auf den Strasen tief wird, oder wenn das Eis das Gehen gefährlich und beschwerlich macht, so läßt der Polizey-Lieutenant einen Tag ansagen, an welchem ieder Bürger den Plaz vor seinem Haus muß reinigen lassen: es sind, sobald der Unrath auf Haufen gebracht ist, sogleich eine Menge Karren da, welche ihn aus der Stadt hinausführen. Dies macht, daß die Luft nicht so leicht unrein wird, und daß man auch bey nassem Wetter ziemlich trocken in der Stadt gehen kann.

Nur in der Aufsicht über die Becker, Schläch-ter ꝛc. soll der Polizey-Lieutenant nicht so genau seyn, und man hat ihn im Verdacht, daß er sich öfters bestechen lasse.

Die ganze Nacht hindurch geht eine Patrouille, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen. Demungeachtet fallen im Winter doch grose Unordnungen und Ausschweifungen vor. Es giebt oft Schlägereyen, wenn die Bürger spät und betrunken von den Kaffee- oder Weinhäu-sern zu Hause gehen. Nach 10 Uhr ist man in den kleinen Nebenstrasen nicht vor Dieben si-cher; ia von gewaltsamen Einbrüchen in der Stadt selbst hat man Beyspiele. Die Patrouille soll auch nächtliche Ausschweifungen anderer Art verhindern; wenn sie liederliche Weibspersonen findet, so soll sie sie zum Polizey-Lieutenant füh-ren. Aber der Patrouille-Sergeant macht es, wie unsere Bettelvögte in Deutschland. Gegen eine gewisse Abgabe läßt er die Mezen ihr schändli-ches Gewerb treiben; und nur an den sehr häß-lichen, die nichts oder nicht viel verdienen und also nichts abgeben können, zeigt er seinen Diensteifer.

Die Universität ist erst nach des König Sta-nislaus Todt von Pont-à-Mousson, einer klei-

nen

nen Lothringischen Stadt, 5 lieuës von Nancy, hieher verlegt worden. Herzog Carl III. hat sie Ao. 1572. in iener Stadt gestiftet. Das Universitätsgebäude steht in Nancy in der Stanislaus-Strase; es ist massiv, groß, schön und ganz neu. Die Professoren der Medizin und der Jurisprudenz halten ihre Vorlesungen darin. Es befindet sich auch darin ein Naturalienkabinet und ein schöner Bibliothekſaal, worin aber noch keine Bücher sind, weil die Universität nicht viel Fonds hat.

Die Professores haben geringe Besoldungen — und es ist nicht möglich, daß die französischen Universitäten das werden können, was die Unsrigen, weil ihrer zu viele sind und nur wenige einen hinlänglichen Fonds haben.

Der iedesmalige Bischof von Nancy ist beständiger Canzler, und einer von den Domherren Vicekanzler.

Die ganze Universität besteht: 1) aus der theologischen Fakultät, welche von 2 Professoren versehen wird; 2) der Juristischen, welche mit 5 Professoren besezt ist; 3) der Medizinischen, die 6 Professoren 4) der Fakultät der schönen Künste, welche auch 6 Professoren hat.

Wenn ein Professor krank ist oder sonst Verhinderungen hat, daß er nicht lesen kann, so müssen die Vikarien oder Substituten, deren eigentlicher Name in der französischen Universitätssprache Agrégés ist, für sie die Arbeit versehen. Nur begreife ich nicht, wie ein anderer seinen Vortrag gleich in Zusammenhang mit dem Vortrag des eigentlichen Lehrers sezen kann. Zu dem Universitäts-Personal gehören auch noch der Notarius, Sekretär, Rendant und die Pedellen (Massiers). Die Studenten bezahlen, so wie es in Deutschland geschieht, die Kollegien. Die Art zu studiren ist sehr flüchtig und da auch der Schulunterricht nicht der beste ist, so ist es gar nicht zu verwundern, daß gründliche Gelehrsamkeit in Frankreich selten ist.

Die Schulen, Colleges genannt, sind nicht sehr gut bestellt und kommen den unsrigen an Güte bey weitem nicht gleich. Mit vollem Recht kann man behaupten, daß die Franzosen in der Erziehungskunst weit hinter den Deutschen sind. Ueberall herrscht noch mönchische Gelehrsamkeit und Klostermethode. Ruthen und Stock sind noch sehr gangbar. Auch die französischen Schulen haben sehr viel durch Aufhebung des Jesuiterordens und dessen Entfernung vom Schulunterricht verlohren; denn die Jesuiten waren

ren immer geschickter und fleisiger, als die andern Geistlichen. Freylich hat das Erziehungsgeschäft ihren Einfluß sehr vermehrt, sie lernten die fähigen Köpfe kennen, zogen sie an sich und bekamen durch die Erziehung viel Einfluß in die Familien. Doch sollen sie in Behandlung ihrer Schüler immer sehr unpartheyisch gewesen und dem Reichen und Vornehmern keinen Vorzug gegeben haben. Die Lehrer werden iezt aus andern Orden genommen, aber sie kommen den Jesuiten an guter Lebensart und Geschicklichkeit nicht gleich.

Die königliche Schule (le College royal) wird iezt von den chanoines reguliers de la Congregation de notre Sauveur versehen. Das Personale dabey ist: 1) der Prinzipal oder Direktor; 2) ein Principal honoraire; 3) Sous-Principal; 4) der Präfektus und dann die Lehrer von der 2ten bis zur siebenten Klasse herab.

Die königliche Akademie der schönen Künste und Wissenschaften wurde den 28ten Dezember 1750. gestiftet. Sie hält ihre Sizungen im 2ten Stock des Rathhauses, wo auch ihre Bibliothek steht, die ganz artig ist. In dem Sessionszimmer hängen die Porträte von allen den Personen, worunter auch Frauenzimmer sind, welche einen

Preis

Preis erlangt haben. Die Bibliothek steht Montags, Mitwochs und Freytags, von Nachmittag um 2 Uhr bis 5 Uhr, zum Gebrauch offen. Die Mitglieder werden eingetheilt in **Académiciens honoraires, titulaires — resïdans et non resïdans**, und **Associés** oder auswärtige Mitglieder, davon man die Namen und die Zahl in dem **Almanac de Lorraine et Barrois** findet.

Das **Comödienhaus** steht, wie ich oben schon gesagt habe, auf dem place royale. Der Saal ist oval, sehr gros, wohl eingerichtet und gut verziert; die Logen sind wohl angebracht, austapezirt und mit Stühlen und Bänken versehen. Nur das **Parterre noble** hat Size: im eigentlichen Parterre muß man stehen. Sie wird ziemlich fleisig besucht und die in Nancy liegenden Regimenter geben iährlich eine gewisse ansehnliche Summe. Als etwas dem Geist der französischen Nazion so ganz angemessenes und eigenes muß ich anführen, daß sich in den Logen keine Mannsperson einer Dame vorsezen darf, wodurch schon mancher Fremde, der diese Sitte nicht wußte, in Verlegenheit gesezt worden ist. Denn wenn es auch die Dame selbst nicht verlangt, so muß es doch geschehen. Sobald nehmlich nur Eine Person im **Parterre** bemerkt, daß in einer Loge eine Dame hinten sizen muß und

einer

einer der vordern Pläze von einer Mannsperson beſezt iſt, ſo wird gleich gerufen: place aux Dames — das ganze Parterre vereinigt alsdann ſeine Stimme und es wird nicht eher Ruhe, bis die Mannsperson Plaz gemacht hat. Dies wiederfuhr einſt auch einem Fremden, ſeine Nachbaren in der Loge erklärten ihm, was das Geſchrey zu bedeuten hätte und riethen ihm zu weichen. Er war aber eigenſinnig, behauptete, daß er den Plaz bezahlt habe und wich nicht — darauf entſtand ein ſo ſtarkes und anhaltendes Geſchrey, daß nicht fortgeſpielt werden konnte, und der Gouverneur, der gerade drinn war, ſich genöthigt ſah, dem Fremden durch den wachthabenden Unteroffizier ſagen zu laſſen, er mögte ſich entfernen.

In der Zeit zwiſchen den Akten hat man Langeweile und Unannehmlichkeit — denn obgleich Muſikanten da ſind, ſo ſpielen ſie doch nicht, wie es in Deutſchland gewöhnlich iſt, um dieſe Lücke auszufüllen, ſondern ſparen ihren Odem und Finger zur Muſik der Operetten auf. Während dem hört man alſo nichts, als den Lerm vom Parterre, und wenn die Pauſe etwas lange dauert, ſo wird geklatſcht und commencés, commencés! gerufen, bis der Vorhang aufgezogen wird.

Der Direktor des Theaters ist auch zugleich der Pachter desselben. Er bezahlt für den Gebrauch des Hauses etwas gewisses an die Stadt, und auch etwas dem Mareschall für die Erlaubniß, spielen zu dürfen. Er nimmt die Akteurs und Aktrisen an, und bezahlt ihnen den Gehalt, über den er mit ihnen übereingekommen ist. Die entrée wird also an ihn bezahlt, und der Ueberschuß, nach Abzug der Kosten, gehört ihm. Wenn wöchentlich vier Vorstellungen gegeben werden, so bezahlt man monatlich 18 Livres de France für einen Plaz auf dem Parquet oder Parterre noble, und in den Logen. Hat man nicht abonnirt, so kostet die entrée 2 Livres, 8 Sols. Wenn Abonnement suspendû ist, so kostet die entrée 3 Livres, oder 1/2 Laubthaler; denn es wird allemal ein ganz neues, oder wenigstens bisher noch nicht aufgeführtes Stück gegeben. Weil dies für den Directeur vortheilhafter ist, so läßt er es dann nicht an öftern solchen Vorstellungen fehlen. Es ist aber für die Abonnenten sehr unangenehm — denn er wählt dazu immer die Tage, an welchen man gerne das Schauspiel besucht, die Sonn = und Feyertage. Die Abonnenten sind also entweder gezwungen, auch noch diesen Extraaufwand von 3 Livres de France zu machen, oder zu Hause zu bleiben.

Die

Die Gesellschaft ist für das Theater einer Provinzialstadt wirklich sehr gut. Die iezigen Akteurs und Aktrisen haben mehr Talent zur Oper, als zur Komödie — und da auch der Franzos überhaupt den Gesang und das Scherzhafte liebt; so werden selten grose Lust- oder Trauerspiele gegeben, wo Helden oder Könige Rollen haben, weil die Gesellschaft nicht recht dazu geschickt ist, sondern meistentheils Operetten. Ich weis, daß oft an einem Abend drey kleine Operetten aufgeführt wurden — und gewöhnlich, wenn auch einmal ein groses Lust- oder Trauerspiel gespielt wird, macht doch noch eine Operette den Beschluß. Unter den Mannspersonen ist Einer, welcher die Liebhaberrollen, und zwey, welche die Rolle eines Alten sehr gut spielen. Unter den Frauenzimmern zeichnet sich Eine im Spiel und im Gesang besonders aus, sie ist auch dem Rang nach die Erste. Dies ist Mademoiselle *Rousseloi*; ihre Stimme ist stark und rein, sie singt mit der grösten Geläufigkeit die schwersten Passagen, und steigt mit ungemeiner Leichtigkeit und Annehmlichkeit in die höchsten Töne hinauf. Ihre Handlung ist voll Affekt, ihre Bewegungen natürlich und ausdrucksvoll, und ihr Anstand edel und schön. Ich habe sie die Rolle der Dido machen sehen — und konnte ihr meine Bewunderung nicht versagen.

Sie ist ganz Herr über ihre Stimme und Gestikulazion. Sie hätte schon auf das Pariser Theater mit vortheilhaften Bedingungen kommen können, hat es aber ausgeschlagen, weil sie dem iezigen Directeur in Nancy, wegen ihres Vaters, Dankbarkeit schuldig zu seyn glaubt — und gewiß würde das Nancyer Theater durch sie unendlich verliehren.

Mademoiselle Moinsy ist die 2te Aktrise und Sängerin; sie hat viel Stimmhöhe, singt auch rein und künstlich, aber es fehlt ihr viel von der Stärke und Annehmlichkeit der Stimme der Mademoiselle Rousseloi. Zwey von den Akteurs singen einen guten Alt und Tenor, auch sind zwey ganz gute Bassisten da. Die Aussprache der meisten ist rein und gut; vorzüglich auf die französischen Operetten paßt der Ausspruch des Lord Chesterfield: qu'il faut laisser le jugement avec son argent à l'entrée à l'opera. Denn ausserdem, daß eine Operette überhaupt schon sehr vieles unnatürliches hat, sind die französischen auch meistens burlesk und unwahrscheinlich, und der französische Gesang ist weit unverständlicher, als ieder andere.

Ein Hauptgegenstand, der die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes und des Kosmopoliten vorzüg-

vorzüglich auf sich zieht, ist der Wohlstand und das Glück der Mitmenschen, und alles was Bezug darauf hat, was es mehrt, was es mindert. Ehemals war man wirklich zu nachlässig, wohlthätige Handlungen öffentlich bekannt zu machen, man übergieng gemeinnüzige Einrichtungen, und nüzliche Anstalten mit Stillschweigen, und damit erlosch das Andenken so manches wohlthätigen Menschenfreundes. Weit sorgfältiger behielt man das Andenken böser Menschen, und alles das, was Unglück, Noth und Elend bewürkte, auf. Daher mußte ia die noch iezt häufig herrschende alt = theologische Meynung von der Grösse des menschlichen Verderbens, und daß des Uebels in der Welt weit mehr, als des Guten sey, entstehen. In dieser Rücksicht ist es immer ein guter Gedanke, auf den man in neuern Zeiten verfallen ist, gute Handlungen eben so wohl, als böse bekannt zu machen — und wenn es nur nicht mit übertriebenem Lob geschieht, so ist es die beste Belohnung für ein edles, wohlthätiges Herz; andere werden zur Nachahmung angereizt, und der mit der Welt Unzufriedene, siehet daraus, daß doch noch in der Welt auch Gutes geschieht.

Wohlthaten, gute Handlungen und Gesinnungen der Grosen und Regenten, nüzliche Anstalten,

stalten, die sie treffen, Verordnungen und Einrichtungen zum Besten ihrer Unterthanen, verdienen wohl vorzüglich die Bekanntmachung — wegen ihres ausgebreiteten Einflusses und ihrer guten Wirkungen auf eine grösere Zahl. Sie können Beyspiele und Muster für andere werden, die gerne Gutes thun wollen, und nur nicht wissen, wie und wo sie es anfangen sollen. — Wer könnte, wenn er in Lothringen ist, das viele Gute, das der erhabne König Stanislaus gestiftet, übersehen, oder es verschweigen? Wenige Regenten werden seyn, die ihren Unterthanen so wahre Väter waren, als Er den Seinigen. Und mit eben so viel **Weisheit** als **Freygebigkeit** erzeigte Er seine Wohlthaten. Die Lothringer haben zum Beweis ihrer Dankbarkeit, auf eine sehr schickliche Art, das Andenken davon aufbehalten. Sie haben in einem eigenen Buch alles Gute, welches ihnen ihr gütiger Regent erwies, aufzeichnen lassen, iede Einrichtung nebst ihrem Zweck genau beschrieben, und die Summe des Aufwands angegeben — es ist betittelt: **Précis des Fondations et Etablissements, faits par sa M. le Roi de Pologne, Duc de Lorraine et de Bar. Nancy 1758.** Ein Monument, welches einem solchen Gegenstand mehr angemessen ist, mehr unterrichtet, und den Wohlthäter mehr

verherr-

verherrlicht, als das kostbarste Mausoleum von Carrarischem Marmor.

Es sey mir erlaubt, daraus einen kurzen Auszug zu geben — denn da die meisten Stiftungen für die Stadt Nancy gemacht worden sind, so ist eine Beschreibung der erstern, zugleich Beschreibung der Stadt selbst.

Man wird daraus ersehen, daß die Hauptabsichten des guten Königs auf Beförderung der Religion, Unterstüzung der Armen, Beförderung des Handels und Wohlstandes, und auf die Verschönerung der Stadt Nancy giengen. Sehr vorsichtig und weise war es, daß er iede seiner Stiftungen von dem König von Frankreich hat bestätigen lassen, damit dieser, als sein Nachfolger, sie auch zu unterhalten, verbunden wurde.

Daß Er in der Religion nicht aufgeklärt dachte, erhellet freylich ganz deutlich — doch hat Er mit den geistlichen Stiftungen gewöhnlich noch andere Zwecke verbunden, so, daß sie nicht bloß Oerter der Faulheit und der Schwelgerey wurden — und bleibt nicht doch die Quelle dieser Wohlthätigkeit, und die Absicht immer lobenswerth? Er stiftete:

1) Das königliche Seminarium der Missionen in der Vorstadt St. Pierre bey Nancy. Er schenkte dem Noviziathaus der Jesuiten die Summe von 626 Livres iährliche Einkünfte, und ein Guth von 400 Pfund iährlicher Revenüen, um davon 8 Missionairs aus dem Mittel der Jesuiten zu unterhalten, welche iährlich nach Bestimmung der Bischöffe im Lande sollen ausgeschickt werden. Der König von Frankreich konfirmirte und ratifizirte dieses Institut An. 1740.

2) Das Kloster de la Charité, welches er mit Geistlichen von dem Orden St. Iean de Dieu besezte. S. M. stiftete es Ao. 1750. zu Nancy, lies dazu ein eigenes Haus erbauen und ganz einrichten, welches 69234 Pf. kostete. Die Absicht der Stiftung gieng dayin, daß der Pater-Provinzial des oben genannten Ordens beständig 3 Subiekte liefern solle, welche hinlänglich Kenntniß von der Chirurgie und Pharmazie hätten. Der König sezte für einen ieden 500 Pf. zur Unterhaltung in Kost, Wohnung, Kleidung ꝛc. aus, und 400 Pf. für die Unterhaltung Eines Bedienten. Derienige von den Klosterbrüdern, welcher die Missionairs in der Absicht begleitete, um den armen Kranken zu Hülfe zu kommen, erhielt noch 200 Pf. mehr, als Ersaz für die Reisekosten.

Sie

Sie sind verpflichtet, sich an diejenigen Oerter zu begeben, wo epidemische Krankheiten herrschen, für die Kranken zu sorgen, sie mit Arzneymitteln und dienlicher Nahrung unentgeldlich zu versorgen — und sich die gehabten Auslagen und Reisekosten aus dem königlichen Fonds wieder ersezen zu lassen. Ferner müssen sie die Kranken in den Gefängnissen besuchen und die Kranken in den Vorstädten von Nancy umsonst kuriren. Der König hat dieser Anstalt in seinem Testament ein Legat von 20,000 Pf. vermacht, um sie davon zu unterhalten.

3) Stiftete Er 24 Freystellen im Hospital St. Iulien zu Nancy für 24 Waisenkinder, Ao. 1747. Stanislaus ließ dem königlich französischen Schaz eine Summe auszahlen, welche 8900 Pf. jährliche Interessen abwarf; diese Interessen wurden auf die Einkünfte von Lothringen angewiesen und Se. allerchristliche Maiestät versprach, dieses Institut auf immer zu garantiren.

Stanislaus ließ an das Hospital noch ein Gebäude ansezen und es mit Betten, Leinenzeuch und andern Geräthschaften versehen, welches auch noch die Summe von 40150 Pf. gekostet hat.

Das Hospital mußte sich verbindlich machen: 1) in Zukunft das Gebäude, nebst den Geräthschaften in brauchbarem Stand zu erhalten. 2) Nur Waisenkinder, die von Geburt Lothringer oder Barer sind, aufzunehmen und den doppelt verwaißten den Vorzug zu geben. 3) Nur diejenigen Subiekte anzunehmen, welche die Todtenscheine von ihren Eltern, ihren Tauffschein und ein Attestat von ihrem Pfarrer oder Ortsobrigkeit mitbringen, daß sie arm, von guten Sitten und mit keiner ansteckenden Krankheit behaftet seyen. 4) Im Fall, daß einige sich übel aufführten, oder mit ansteckenden Krankheiten befallen würden, so sollen sie sogleich fortgeschaft werden, ihnen aber den Ueberrest von dem, was ihr Unterhalt bis zum Ablauf des Jahres, von ihrem Eintritt an gerechnet, gekostet haben würde, an baarem Geld zu geben, und ihnen die vollständige Kleidung, nebst Hemde, welche sie auf dem Leib haben, zu lassen. 5) Wenn mehr als 24 sich melden, sie durch das Loos zu wählen. 6) Jedes Subiekt nur 4 Jahre darin zu lassen. 7) Sie in der katholischen Religion, im Lesen und Schreiben unterrichten und zu denjenigen von den Handwerkern, welche im Hospital sind, und wozu sie die meiste Lust haben, anhalten zu lassen, und sie in allem frey zu halten. 8) Sie einförmig, simpel, aber reinlich und vollständig

kleiden zu lassen, und während den 4 Jahren zweymal. Sowol die Knaben als Mädchen bekommen Kleider von braunem Tuch, und Schuhe, so oft sie sie nöthig haben. 9) Ihnen mäßige, aber gute und gesunde Kost zu geben; zum Frühstück und Vesper ein Stück Brod; vor gewöhnlich, Mittags und Abends Suppe und ein Stück Rindfleisch, und an Fasttagen, Suppe, Gemüß und Eyer. 10) Da die Kinder auch nachher versorgt seyn wollen, so soll von dem übrig bleibenden Rest der Revenüen iährlich für ieden von den 12 Knaben 75 Pf., und für iede von den 12 Mädchen 125 Pf. von den Direktoren zurückgelegt werden, welches in 4 Jahren für die Knaben ein Kapital von 300 Pf., und für die Mädchen von 500 Pf. macht. Diese Summen werden ihnen ausbezahlt, sobald sie sich häuslich niederlassen; wenn sie aber als Bedienten oder Soldaten, und die Mädchen in guten Häusern in Dienste gehen, so bekommen erstere 100 Pf., die leztern 200 Pf., und der Rest wird nicht eher ausbezahlt, als wenn sie nach einem Jahr ein Zeugniß von ihrer guten Aufführung, oder daß sie ein schickliches Etablissement gefunden haben, beybringen. Wenn eins von diesen Kindern stirbt, so erben die nächsten Blutsverwandten das für dasselbe im Hospital zurückgelegte Kapital.

Die

Die Summe der ganzen Stiftung beläuft sich iezt auf 218, 150 Pf. de France. Wer gesteht nicht zu, daß diese Stiftung mit eben so viel Weisheit, als Freigebigkeit gemacht worden ist? Aber nur Grose, nur Könige können sie nachahmen!

4) Er stiftete die Kirche und das Kloster à notre Dame à Bonsecours. Die Franziskaner hatten zwar schon ehemals eine Kirche und Kloster hier; die Gebäude waren aber alt und ganz verfallen; Stanislaus lies sie gleich zu Anfang seiner Regierung in Lothringen ganz neu erbauen und verwendete darauf die Summe von 96176 Pf., 14 Sols, 9 Deniers. Die Patres wurden verpflichtet, eine bestimmte Anzahl von Messen zu lesen und öfentliche Betstunden zu halten. Zum Ersaz des Lichts, Brod, Weins ꝛc., welche zu den Messen nöthig sind, schenkte ihnen der König noch die Summe von 31000 Pf. Ferner, als die 2 Messen Requiem gestiftet wurden, erhielten sie noch 3000 Pf.

Die andern Geschenke, welche der König dieser Kirche noch machte, sind: 1) eine mit Diamanten besezte Sonne; 2) eine goldene Krone und Szepter, 9 Mark, 6 Unzen an Gewicht haltend; 3) Christus und die 12 Apostel von Silber, 396 Mark an Gewicht. Der Werth von diesem allem wird auf 22148 Pf. geschäzt.

Für

Für Seelenmessen für sich und seine Gemahlin (sie sind beyde in dieser Kirche begraben) machte Er noch ein Geschenk von 6000 Pf.

Die ganze auf diese Stiftung verwandte Summe macht 158324 Pf.

5) Eine Stiftung, um den armen Unterthanen in Lothringen und Bar, welche durch ansteckende Krankheiten, Hagelschlag und Feuersbrunst Schaden gelitten haben, wieder aufzuhelfen.

Der König machte schon Ao. 1748. einen Fonds von 6000 Pf., er fand aber bald, daß eine so mäsige Summe bey weitem nicht zureiche; durch ansehnliche Vermehrungen, die Er von Zeit zu Zeit hinzufügte, entstand endlich ein Kapital von 260,000 Pf., welches in den königlich-französischen Schaz gelegt wurde, und die Interessen von 13000 Pf. werden iährlich von den Gefällen der Domainen, Gabellen und Taksakzise in Lothringen und Bar erhoben. Diese Summe wird zur Kurirung und Unterhaltung an ansteckenden Krankheiten darnieder liegender Armen in kleinen Städten, Dörfern, Flecken ꝛc. angewendet. Im Fall, daß nicht viele Kranke sind und ein Ueberschuß bleibt, so erhalten ihn diejenigen, deren Erndte der Hagel

vernich-

vernichtet hat, oder deren Häuser abgebrannt sind. S. M. hat die ersten Präsidenten und General-Prokureurs des Parlements und der Chambre des Comptes, nebst den Lieutenants-Généraux des Baillage et de Police zu Nancy, zu beständigen Kommissairs bestellt, durch welche die Vertheilung unpartheyisch soll gemacht werden.

6) Errichtung eines Noviciat des Frêres des Ecoles chretiennes in dem Zuchthaus zu Maréville unweit Nancy und Stiftung einer Freyschule in Nancy.

Das Institut der Ecoles chretiennes et charitables erbot sich, gegen die Summe von 33000 Pf. 7 Klostergeistliche und, wenn es nöthig, noch mehrere zu unterhalten, welche nicht nur die Besorgung und Wartung der Gefangenen in dem Schloß Maréville (einer Art von Bastille), sondern auch den Unterricht der armen Knaben in der Stadt Nancy und deren Vorstädten, auf sich nehmen sollten. Sie müssen die Kinder umsonst Lesen, Schön- und Rechtschreiben, die 4 Species in der Arithmetik und die Religion lehren. S. M. überließ nach einiger Zeit diesem Institut das grose Haus Maréville als Eigenthum, nebst 500 Pf. Einkünften;

ten; und dieses ist dagegen verbunden, alle diejenigen Personen, welche der König ihnen durch Lettres de Cachet zur Verwahrung zuschicken wird, gegen ein jährliches Kostgeld von 300 Pf. aufzunehmen, zu unterhalten und zu bewachen.

Ferner hat eben dieses Institut einen Theil von dem Hospital St. Iean zu Nancy erhalten, damit einige Patres daselbst wohnen und eine Freyschule für die armen Kinder im Hospital St. Iulien zu Nancy halten könnten; sie müssen die Kinder auser dem freyen Unterricht auch unentgeldlich mit Papier, Dinte, Federn und Büchern versehen. Diese königliche Stiftung machte auch den wohlthätigen Eifer verschiedener Partikuliers rege, und diese schossen ein Kapital von 20,000 Pf. zusammen. Dafür machte sich das Schulinstitut anheischig, eine dritte Freyschule bey der Porte St. George zu Nancy anzulegen. Und endlich vermehrte Stanislaus diesen Fonds noch mit einer ansehnlichen Summe und legte dem Institut die Pflicht auf, 9 Geistliche zu unterhalten, welche in der Neustadt öffentliche Freyschulen halten sollten.

7) Freyschulen zu Lunéville.

Der erste Fonds, den S. M. machte, bestand in 16129 Pf.; er wurde aber bald bis auf 28000 Pf.

Pf. vermehrt und ein Haus nebst Garten dazu geschenkt; und dafür wurden einige Freyschulen auf eben den Fuß, wie zu Nancy, in dieser Stadt errichtet.

8) Freyschulen zu Bar - le - Duc, und

9) zu Commercy und

10) eine auserordentliche Unterstüzung des Jesuiterkollegiums zu Bar - le - Duc; zu Nr. 8 schenkte der König 26400 Pf., zu Nr. 9: 13200 Pf., und zu Nr. 10 eine iährliche Rente von 533 Pf.

11) Etabliſſement des Soeurs de St. Lazare in der charité zu Lunéville.

Dieses Haus, wo unentgeldlich Fleischbrühe, Speisen und Arzeneyen für arme Kranke ausgetheilt wurden, hatte anfangs nur einen Fonds von 3000 Pf. S. M. kaufte einen Gemüßgarten und schenkte ihn ihm, und vermehrte überhaupt durch mehrere Schenkungen den Fonds bis auf 38297 Pf. Der König Stanislaus lies eine Schwester von diesem Orden aus Paris kommen, und diese machte die hiesige Einrichtung und unterwies die neuen Schwestern in der Besorgung und Pflege der Kranken und im Unterricht für iunge Mädchen, welcher zugleich mit verbunden wurde.

12) Er-

12) Erbauung der Kirche in der Abtey St. Remy.

S. M. gab dazu die Summe von 150,915 Pf. her.

13) Bessere Dotirung der Steinschneidean-stalt in dem Hospital St. Iaques zu Lunéville.

Schon vor der Regierung des König Stanis-laus war eine Stiftung in besagtem Spital, vermög welcher den Armen mit Grießstein behaf-teten die Steinschneidekur umsonst geleistet wur-de. Der König hielt dieses Institut für sehr nüz-lich und vortheilhaft für seine Unterthanen, und da er sah, daß es ihm an hinreichendem Fonds fehlte, so schenkte er ihm ein Kapital von 1200 Pf. Der Baron Meszeck, Oberhofmarschall des Königs, schenkte Ao. 1740. durch ein Vermächt-niß seine ganze Herrschaft Chanteheux dazu, und behielt nur dem König den lebenslänglichen Genuß vor. Lezterer glaubte, daß der Besiz ei-nes Guths nicht so vortheilhaft für ein solches Institut sey, als die sicheren und bestimmten In-teressen von einem Kapital, und verkaufte dieses Landguth an den König von Frankreich für 28645 Pf. und wies diese Summe dem Hospi-tal an.

14) Stiftung einiger Messen bey den Franziskanern zu Lunéville.

Der König trug dazu 6000 Pf. bey.

15) Stiftung für die armen kranken Landeskinder im Hospital zu Plombiéres.

Dieser Ort ist wegen seines heilsamen mineralischen Wassers sehr berühmt. Es war daselbst schon ein Hospital für Arme, welche das Bad gebrauchen wollten. Aber die Revenüen der Anstalt waren klein und die Verwaltung schlecht, so daß keine so grose Zahl konnte unterhalten werden, als das Gebäude fassen konnte. S. M. vermehrte also den Fonds mit 76106 Pf. und sorgte auch für die bessere Verwaltung desselben, welche dem dasigen Geistlichen, einer Justizperson und drey von den dortigen Einwohnern aufgetragen wurde.

16) Stiftung für die Armen, an denienigen Orten, wo der König Gebäude hatte.

Stanislaus ließ Ao. 1747. an den königlich-französischen Schaz eine Summe von 72000 Pf. auszahlen, welche iährlich 3600 Pf. Interessen gab und leztere wurden iährlich an die Kirchsprengel in denienigen Orten ausgetheilt, wo der König Gebäude hatte. Die Administratoren hatten Befehl, Töpfe und Fleischbrühe anzuschaffen

und

und sie denienigen armen Kranken reichen zu lassen, welche nicht in die Hospitäler konnten aufgenommen werden, denen, welche sich des Bettelns schämten und denen mit ansteckenden Krankheiten Behafteten. Wo möglich mußte auch Krankenessen, Leinenzeuch, Tuch, Decken und Brennholz angeschaft werden.

17) Errichtung von Getraide = Magazinen in mehreren Städten von Lothringen und Bar.

Um den traurigen Folgen zu begegnen, welche Mißiahre und Theurung gewöhnlich hervorbringen, ließ König Stanislaus Getraide = Magazine in den Städten **Nancy**, **Bar**, **Epinal** und **Etain** errichten und sezte dazu die Summe von 220,000 Pf. aus.

18) Eine Pension für arme Fräulein, welche sich entweder verheyrathen oder ins Kloster gehen wollten.

Der König ließ an die königlich = französische Schazkammer die Summe von 120,000 Pf. auszahlen, welche 6000 Pf. iährliche Interessen abwirft und bestimmte leztere zur Unterhaltung von 8 Fräulein. Dieienigen 4 von ihnen, welche durch diese Unterstüzung Hofnung zur Heyrath haben, erhalten eine Pension von 500 Pf.

und die andern 4, welche ins Kloster gehen wollen, bekommen 300 Pf.

19) Stiftung von 12 Pensionsstellen für arme Fräulein im Kloster des Dames du St. Sacrement zu Nancy.

Der König verwilligte Ao. 1752. zu dieser Stiftung ein Kapital von 129,000 Pf. Das Damenstift St. Sacrement übernahm dafür die Verpflichtung, beständig 12 Fräulein, iede 6 Jahre lang, völlig zu erhalten, bis sie ihre anderweite Unterkunft fiuden.

20) Freystellen für 12 iunge Edelleute am College royal de St. Louis zu Mez.

Der König gab dem dortigen Augustinerkloster die Erlaubniß, eine kleine Abtey mit dem Kloster vereinigen zu dürfen und machte ihm dagegen zur Pflicht, daß es beständig 12 iunge Adeliche an der Schule in Mez völlig frey halten solle.

21) Pensionen für 12 iunge Edelleute aus Lothringen oder Bar, welche Militärdienste nehmen wollen.

S. M. lies 120,000 Pf. an die königlich-französische Schazkammer auszahlen, und die

6000

6000 Pf. iährliche Interessen sind zu 12 Pensionen, iede zu 500 Pf., bestimmt.

Die Aspiranten müssen 4 Grade des Adels von väterlicher Seite beweisen können, schon sich unter einem Regiment befinden, und während des Genusses der Pension von Zeit zu Zeit von dem Commandanten des Regiments Zeugnisse über ihren Fleiß in den militärischen Exerzizien und über ihren guten Lebenswandel beybringen.

22) Verbesserung des Kapuzinerklosters zu Malgrange bey Nancy.

S. M. lies das verfallene Klostergebäude ganz neu aufbauen, welches 36522 Pf. kostete.

23) Messen, bey den Dominikanern zu Nancy, gestiftet.

S. M. trug 1000 Pf. dazu bey.

24) Ankauf des hôtel de Craon zu Nancy, um für das Parlement ein eigenes Palais daraus herzurichten.

Da die Miethe und Unterhaltung des Hauses, wo das Parlement seine Sizungen hielt, von dem Land mußte bezahlt werden, so kaufte S. M. Ao. 1751. das Hôtel de Craon, welches ein schönes Gebäude auf dem Plaz, la Carriére

rière genannt, war, lies es zum Gebrauch des Parlements einrichten und ausbessern, und verwendete darauf die Summe von 160,000 Pf.

25) Stiftung einer Kreditkasse für die Kaufmannschaft zu Nancy S. M. sah, daß die Hauptursache des langsamen Betriebs und der Stockung des Handels darin lag, daß der grösste Theil der Fabrikanten und Kaufleute nicht Kräfte und Vermögen genug habe, um die Vorschüsse zu Einkauffung eines hinlänglichen Vorraths zu machen, und daß sie sich oft genöthigt sähen, auf hohe Interessen Geld zu borgen, welche sie hernach drücken; um diesem Uebel abzuhelfen, glaubte der König, nichts dienlicheres und zweckmäsigeres thun zu können, als durch Errichtung einer Kreditkasse den Kaufleuten das Aufnehmen von Kapitalien nicht nur zu erleichtern, sondern ihnen auch den Vortheil zu verschaffen, sie gegen sehr leidliche Interessen zu erhalten. Der grosmüthige und wohlthätige König ließ also Ao. 1749. der gesamten Kaufmannschaft ein Kapital von 100,000 Pf. auszahlen, und fügte folgende Bedingungen bey: 1) daß die ganze Kaufmannschaft für diese Summe bürgen soll; 2) daß dieses Geld zu keinem andern Zweck, als zu Anleihen für Kaufleute, verwendet, und daß diese Anleihen nur mit Vorwissen

und

und Bestätigung der Vorsteher der Kaufmannschaft und der Administratoren des Fonds sollen gemacht werden können; 3) daß mehreren mit verschiedenen Summen ausgeholfen werden soll, davon aber die kleinste nicht unter 3000 Pf., und die gröste nicht über 10,000 Pf. seyn dürfe; 4) daß ieder Debitor die Zinsen, zu 2 pC. iährlich, richtig dem Obervorsteher einhändigen soll; 5) daß die Zinsen das Hauptkapital zwar vermehren sollen, aber daß das daraus entstehende Kapital nur zu 5 vom Hundert könne ausgeliehen werden; 6) daß der Obervorsteher und erste Administrator, allemal 3 Monathe nach Ablauf der Administrazionszeit, der gesamten Kaufmannschaft Rechnung ablegen soll.

Ferner machte S. M. der Kaufmannschaft noch ein Geschenk mit 40,000 Pf., zu Ankaufung einiger Häuser auf der Carriére, in der Nachbarschaft des Palais oder Parlementshauses, um daraus eine öffentliche Börse zu machen. Im Fall, daß diese Summe nicht ganz dazu hinreichend seyn sollte, erlaubte der König, daß so lange, bis die darauf noch verwendeten Kapitalien bezahlt wären, die Kaufmannschaft dazu die Interessen von den Kapitalien, welche von den Interessen des Hauptfonds entstanden sind, erheben, und zu deren Abzahlung anwenden könne.

26) Errichtung einer Chambre de Consultation zu Nancy. Der König bemerkte, daß deswegen viele Prozesse entstünden, oder daß sie deswegen so lange dauerten, weil die Partheyen die Sache nicht verstünden, und selten Beystand und gute Rathgeber hätten. Um diesem Uebel abzuhelfen, errichtete S. M. eine Chambre de Consultation, deren Mitglieder aus lauter guten Juristen und braven, redlichen Männern bestehen sollen, die vorläufig Kenntnis von den Prozessen, welche Arme bey dem Parlement anhängig machen wollen, nehmen, und ihre Meynung und Urtheil darüber, unentgeldlich, stellen müssen.

Dieses Kollegium, welches aus 5 Advokaten besteht, hält seine täglichen Sizungen auch im Palais, morgens von 8 = 11, und Nachmittags von 2 = 5. Auch ausser den Armen können andere Prozesführende in eigener Person, oder durch ihre Advokaten, sich den Rath dieses Kollegiums ausbitten, und erhalten ihn auch umsonst. Jeder von den Räthen hat eine jährliche Besoldung von 2000 Pf., welche von den Interessen eines Kapitals von 200,000 Pf., welches der König zum Fonds gemacht, bestritten werden. Weil ein Sekretär unentbehrlich war, so gab der König noch 12000 Pf. her, um diesem von

den Interessen eine jährliche Besoldung von 600 Pf. zu verschaffen. Und endlich wies er noch eine jährliche Revenüe von 300 Pf., für Heizung und andere kleine Ausgaben, auf seine Domainen an; so, daß also die ganze Stiftung 218,000 Pf. beträgt.

27) Stiftung des medizinischen Kollegiums zu Nancy Ao. 1752. Dieses Kollegium bestehet aus allen in Nancy praktizirenden Aerzten, denen gewisse Statuten gegeben sind. Sie müssen anatomische, botanische und chymische Kollegia lesen, und 5 von ihnen die kranken Arme umsonst kuriren.

28) Stiftung der Bibliothek für die Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste, nebst 2 Preisen, jeden von 600 Pf., für die Beantwortung zweyer Aufgaben.

An. 1750. wurde der Anfang gemacht; die Akademie besorgt die Aufgaben und beurtheilt die Wettschriften. Die Bibliothek ist auf dem Rathhaus aufgestellt und wird von einem Ober- und Unterbibliothekär besorgt. Der König hat in allem 190,151 Pf. darauf verwendet.

29) Offizierswohnungen und Casernen für die Garnison.

Die Einquatirungen waren eine grose Last für die Bürgerschaft; zu deren Erleichterung ließ der König das Gebäude, die alte intendance genannt, ausbessern, und 52 Offizirs-Logis hineinrichten; eben dieß geschah in dem alten hotel der Gensd'armerie und ein Corps des Cazernes verschaft mehreren Hunderten von der Garnison Wohnungen.

30) Stiftung eines mathematischen und historischen Lehrstuhls auf der Universität zu Pont-a-Mousson.

Der König vermächte dazu alle mathematische Instrumente und Bücher, welche im Cadettenhaus waren, und die Jesuiten, welche den Auftrag des Unterrichts bekamen, erhielten noch eine Summe von 15000 Pf. für dieses Institut. Und der alte ehemalige mathematische Lehrstuhl wurde in einen für die Geschichte verwandelt.

31) Stiftung für dieienigen Armen, welche sich zu betteln schämen.

Der König lies dem Rathhaus zu Nancy die Summe von 200,000 Pf. auszahlen, davon die iährlichen Interessen von 10,000 Pf. unter dieienigen Armen in den Lothringischen und Barischen Städten vertheilt werden, denen Geburt und Stand das Betteln nicht gestattet.

32) Schenkungen an die Armuth zu Paris.

Der König lies eine Summe von 100,000 Pf. an die Prinzessin von Talmond auszahlen, und bestimmte, daß, wenn die männliche und weibliche Nachkommenschaft dieser Familie ausstürbe, so solle das ganze Kapital der Armuth, in der Stadt Paris und in deren Vorstädten, als ein Eigenthum zugehören.

33) Stiftung einer Mission in Pohlen.

Die Königinn von Frankreich, Tochter des Königs Stanislaus, stiftete, mit Bewilligung ihres Gemahls diese Mission für Pohlen, welche eben so solle dirigirt werden, als die, welche ihr Herr Vater für Lothringen gestiftet hat. Sie wendete dazu die Summe von 420,000 Pf. auf.

Berechnung der Summen, welche der König Stanislaus auf seine Stiftungen verwendet hat:

		Livres		Sols		Deniers
Nr. 1.	—	680,346	—	19	—	9
2.	—	131,234	—	10	—	2
3.	—	218,150	—	—	—	—
4.	—	158,324	—	19	—	—
5.	—	260,000	—	—	—	—
6.	—	33,000	—	—	—	—
7.	—	28,000	—	—	—	—

			Livres		Sols		Deniers
Nr.	8.	—	26,400	—	—	—	—
	9.	—	13,200	—	—	—	—
	10.	—	10,666	—	13	—	4
	11.	—	38,297	—	5	—	7
	12.	—	150,915	—	4	—	8
	13.	—	28,645	—	2	—	2
	14.	—	6,000	—	—	—	—
	15.	—	76,106	—	11	—	—
	16.	—	72,000	—	—	—	—
	17.	—	220,000	—	—	—	—
	18.	—	120,000	—	—	—	—
	19.	—	129,000	—	—	—	—
	20.	—	ist nicht bekannt		—	—	—
	21.	—	120,000	—	—	—	—
	22.	—	36,522	—	11	—	7
	23.	—	1000	—	—	—	—
	24.	—	160,000	—	—	—	—
	25.	—	140,000	—	—	—	—
	26.	—	218,000	—	—	—	—
	27.	—	ist nicht bekannt		—	—	—
	28.	—	190 151	—	19	—	9
	29.	—	ist nicht bekannt		—	—	—
	30.	—	15,000	—	—	—	—
	31.	—	200,000	—	—	—	—
	32.	—	100,000	—	—	—	—

Sum. 3,580,961 Livres, 17 Sols.

Auſſer dieſer anſehnlichen Summe für Stiftungen hat der König noch auf die Verbeſſerung

und

und Verschönerung der Stadt Nancy und Lunéville die Summe von 3,585,346 Livres de France verwendet.

Weitläufige und genaue Nachrichten, nebst Spezifikazion, findet man in einem besondern Buch, betittelt: Compte general de la depense des édifices et batimens, que le Roi Stanislas de Pologne etc. a fait construire pour l'embelliſſement de la ville de Nancy, depuis 1751. iusqu'en 1759., avec éstampes.

Blos die Statue Ludwig XV. hat 161,453 Pf. gekostet; sie ist aber vortreflich gearbeitet.

Der Schlosser, ein groser Künstler und Genie in seiner Art, welcher die Verzierungen, Gekremse und eisernen Gatterthüren verfertigte, hat auch ein besonderes Werk über seine eigene Arbeiten herausgegeben, betitelt:

Recueil des ouvrages en Serrurerie, que Stanislas le bienfaisant etc. a fait poser sur la place royale de Nancy, à la gloire de Louis, le bien-aimé; composé et executé par Iean Lamour, son Serrurier ordinaire, avec un discours sur l'art de Serrurerie.

Ich habe oben schon gesagt, daß Stanislaus die Vorsicht brauchte, alle seine Stiftungen

gen von seinem königlichen Tochtermann bestätigen zu lassen. Madame Adelheid, Enkelin des König Stanislaus und Tante des iezigen Königs von Frankreich, hatte bisher die Direkzion und Administrazion darüber.

Dies sind doch wohl lautsprechende Beweise, daß König Stanislaus eine menschenfreundliche, wohlthätige Gesinnung hatte, — kurz, daß er ein Monarch war, der das gröste Vergnügen, das Kronen gewähren können, genoß, das Vergnügen, das für seine Unterthanen in der Nachahmung zu seyn, was der Allvater für das Menschengeschlecht ist! Seine ganze Regierung — es ist nicht zu viel gesagt — war für Lothringen eine aneinandergereihete, ununterbrochene Wohlthat, und seine Stiftungen sind nur ein geringer Beweis davon. Er hat iährlich aus den beyden sehr fruchtbaren Provinzen, Lothringen und Bar, nicht mehr als 7 Millionen Livres de France Revenüen gezogen, und von dem Geld, das er davon ersparte, machte Er — der königliche Einkünfte ehemals gehabt hatte, diese Stiftungen, welches ihnen einen noch ungleich grösern Werth giebt. Frankreichs Finanziers wissen iezt, durch die ihnen ganz eigenthümlichen Mittel, durch die Künste der Finanzbetrügereykunst, iährlich fast die Hälfte mehr

Reve-

Revenüen aus diesen beyden Provinzen zu erpressen, nehmlich nicht weniger, als 12,206,278 Pf., obgleich diese Provinzen noch mehr Vorrechte haben, als die eigentlich französischen haben. — Man kann also daraus auf den Druck der leztern schliesen! Und, wie sich leicht vermuthen läßt, so macht die königlich französische Schazkammer keine Stiftungen mehr! Welchen Unterschied müssen da die Unterthanen nicht fühlen! O! oft — und gerne erneuren Lothringens Bewohner das Andenken des in Warheit vielgeliebten Stanislaus und nennen seine Regierung, Lothringens goldnes Zeitalter, Saturns Regierung! Doch haben bisher Frankreichs enorme Auflagen diese Provinzen noch nicht ganz, wie die übrigen, erschöpfen können — denn sie haben noch Privilegien und Vorrechte, die ihnen noch zu einigem Schuz gegen die Despotie dienen. Aber schon versucht man diese zu untergraben, um auch hier Mark und Bein vollends aussaugen zu können!

Calonne, der Finanzminister, dessen Name in Frankreich fast noch verhaßter ist, als der des Teufels, denn seine Qualen machten eine gegenwärtige Empfindung — hat neulich, durch den in Frankreich so berühmten neuen Tarif, die Freyheit des Handels, deren Lothringen bisher

genoß,

genoß, einschränken oder fast ganz aufheben wollen.

Die iezige Regierung hat überdieß noch eine sehr traurige Folge für diese Provinzen, — welche dieses Land nach und nach ganz Saft = und Blutloß machen muß. Es geht nehmlich der gröβte Theil der Revenüen vom Land, wenigstens doch 6 = 8 Millionen iährlich, aus dem Land nach Paris, ohne daß das geringste davon wieder zurückkommt. Denn Paris ist, in Rücksicht auf die Provinzen, ein wahrer Schlund, der immer einschluckt, gefräßig einschluckt und nie voll wird, der immer einnimmt, nie wieder etwas hergiebt. Unter Stanislaus Regierung blieben die Revenüen im Land und zirkulirten wieder auf eine wohlthätige Weise, — sie kamen wieder zurück, wie die Dünste, die von der Erde in die Atmosphäre aufgestiegen sind und in einem milden Regen wieder herabfallen. Aber dieß ist es noch nicht alles! Der Adel und die Reichen sparen in der Provinz Geld zusammen, um es in Paris in Haufen verprassen und verschwelgen zu können — nach ihrer Zurückkunft kargen sie desto mehr, um die gemachten Scharten wieder auszuwezen, oder um auf eine neue Reise Geld zusammen zu sparen. Und nun rechne man noch die Summen, welche für

Appellazionen und als Geschenke nach Paris gehen! Was kann natürlicher seyn, als daß die Provinz bald so geldloß wird, als derjenige blut- und saftlos werden muß, welchen man beständig zu Ader läßt!

Aber nun wieder zur Beschreibung der Stadt selbst zurück! Die Kirchen in Nancy sind folgende:

1) Notre Dame, soll schon Ao. 1084. erbauet seyn, sie steht à la ruë des morts.

2) St. Epure, war anfangs nur eine Kapelle und wurde 1340. eine Pfarrkirche, sie steht à la ruë de la mort, qui trompe.

3) St. Sebastian, wurde Ao. 1554. gestiftet; die Kirche wurde 1731. ganz neu aufgebaut, sie steht à la ruë de la communauté.

4) St. Roch, 1731. gestiftet, petite ruë des Carmes.

5) St. Nicolas, auch Ao. 1731. gestiftet, ruë St. Dizier.

6) St. Pierre et Stanislas, Ao. 1736. erbauet, Ao. 1762. wurde sie eine Pfarrkirche und seit 1784. ist sie mit dem bischöflichen Seminarium und den königlichen Missionen vereint.

7) St. Vincent et St. Fiacre, 1719. erbaut und 1771. zur Pfarrkirche gemacht; in der Faux-bourg de trois Maisons.

8) Die Dom = oder Haupt = und Stiftskirche wurde Ao. 1602. erbaut, der heiligen Jungfrau gewidmet und steht, aus besonderer Verwilligung Pabst Clemens VIII., unmittelbar unter dem heiligen Stuhl. Der Herzog Leopold machte 1698. durch ein besonderes Edikt die Verordnung, daß nur Adeliche Domherren an dieser Kirche werden könnten. König Stanislaus verband Ao. 1742. noch das Stift St. George mit dem Domstift. Die Domherren tragen violette Talare und über denselben ein seidnes schwarzes Mäntelchen, nebst Ueberschlägen. Stanislaus bewilligte ihnen ein Kreuz auf der Brust zu tragen, auf dessen einer Seite die Verkündigung der Jungfrau Maria abgebildet ist, und auf der andern Seite steht das Bildniß des heiligen Sigebert, ehemaligen Königs in Austrasien, dessen Leichnam in dieser Kirche steht und sich sehr gut erhalten hat, so daß man dieses als ein Wunder ansieht, und ihn alljährlich zur Schau ausstellt — es wird geglaubt, daß er schönes Wetter machen könne. Der König hat die Präbenden zu vergeben, ausgenommen, wenn Eine im Monat April erlediget wird, so hat das Kapitel das Be-

sezungs-

sezungsrecht. Die halben Präbenden und andere Benefizien vergiebt aber blos das Kapitel, so wie viele Pfarreyen.

Die bischöfliche Würde wurde erst unter Ludwig XVI. und Pabst Pius VI. durch eine Bulle vom 19. Nov. 1777. creirt. Der iezige Bischof ist Herr François de Fontanges, der 1783. zu Paris die Weihung erhielt. Der König ist der erste Domherr. Das ganze Kapitel besteht aus 2 Chanoines d'honneur, 5 Chanoines dignitaires, 21 Chanoines reguliers und 3 Chanoines honoraires und einer grosen Zahl Cantoren, Vikarien, Kaplänen ꝛc.

9) Die Kollegialkirche St. Michel, Ao. 1350. gestiftet; das Kapitel besteht nur aus 4 Canonicis.

Die Zahl der Klöster in und um Nancy ist sehr gros.

Die Mannsklöster sind folgende:

1) Ein Benediktiner-Kloster, seit 1616. gestiftet; erhielt bald darauf den Titel einer Abtey des heil. Leopold.

2) Prämonstratenser, Ao. 1635. gestiftet.

3) Augustiner, 1629. gestiftet.

4) Dominikaner, 1642. gestiftet.

5) Franziskaner, Ao. 1592. gestiftet.

6) Die Franziskaner zu Bon-Secours; s. oben.

7) Franziskaner, gestiftet von Renatus II., König von Sizilien und Jerusalem, Herzog von Lothringen und Bar, Ao. 1482.

8) Barfüser, Ao. 1611. gestiftet.

9) Minoriten, 1622. gestiftet.

10) Kapuziner, Ao. 1593. gestiftet.

11) Religieux de la Charité, ordre de St. Iean de dieu nach Augustins Regel; vom König Stanislaus Ao. 1748., unter dem Titel: Stanislaus Hospital für arme Kranke, gestiftet.

12) Frêres des écoles chretiennes, Ao. 1749. vom König Stanislaus gestiftet. s. oben.

Die Nonnenklöster und andere weibliche Stifter sind:

1) Dominikaner-Nonnen (Dames precheresse), 1298. gestiftet.

2) Dames du St. Sacrement, Ao. 1625. gestiftet.

3) Re-

3) Religieuses hospitalieres de Ste. Elisabeth, Ao. 1490. gestiftet.

4) La Congregation, 1603. gestiftet; hier wird eine freye Mädchensschule gehalten.

5) Annonciades, Ao. 1616. gestiftet.

6) Visitation, 1632. gestiftet.

7) Karmeliten; das erste Kloster wurde Ao. 1618 und das zweyte Ao. 1636. gestiftet.

8) Franziskanerinnen, Ao. 1620. gestiftet.

9) Refuge, nach der Regel des heiligen Augustin, Ao. 1634. gestiftet: hier sind 2 Freystellen für Fräuleins und 27 für bürgerliche Mädchen, welche der Superior, le Maire royal, und die Pfarrer in Nancy vorschlagen.

Die Zahl der Stifter oder Kapitel in Lothringen und Bar ist 12.

Der Kommanderien des Maltheser-Ordens, die in Lothringen liegen, zur französischen Zunge gehören und unter dem Gros-Prior in Champagne stehen, sind 10.

Der deutsche Orden hat nur eine Kommanderie, zu Bekin.

Der weiblichen adelichen Stifter, mit dem Namen Abteyen, sind in allem 4.; darunter die

Abtey

Abtey zu Remiremont, 17 lieuës von Nancy, worin Madame Adelaïde de Bourbon-Condé Aebtissin ist, die berühmteste ist.

Die Zahl der männlichen Abteyen ist: 1) von der Regel des heiligen Benediktus, 7.; 2) von den Prämonstratensern, 11.; 3) von dem Orden de Citaux, 10.; 4) de la Congregation de notre Sauveur, 6.

Madame Adelaïde de France hat in dem Stift de la Congregation de notre Dame zu Mirecourt 30 Freystellen für Lothringische und Barische Fräulein, von 10=18 Jahren, gestiftet.

Die sämtlichen geistlichen Stiftungen in Lothringen und Bar belaufen sich auf 88. Man nehme an, daß iede, eine in die andere gerechnet, mit den Dienstleuten, aus 50 besteht, so macht dies eine Zahl von 4400 Personen aus, die in Faulheit und mit Ueberfluß ernährt werden. Und wie groß ist nicht noch die Zahl der Weltgeistlichen und Abbe'es!

Es sey mir erlaubt, hier noch einige Bemerkungen über die katholische Religion beyfügen zu dürfen!

Es wird iezt, selbst von Catholiken, eingestanden, daß die zahlreiche katholische Geistlich-

keit

keit dem Staat auf zweyerley Art schädlich wird; einmal durch das eheloſe Leben und dann, daß ſie blos verzehrt und nichts erwirbt und keine dem Staat nüzliche Geſchäfte neben ihren geringen und leichten Amtsverrichtungen treiben. Sie ſind groſentheils durch Müſſiggang verdorbene, ſchlechte Menſchen, die ſich dem Spiel oder dem Trunk ergeben und ein unzüchtiges Leben führen und mehr durch ihr böſes Beyſpiel an der Sittlichkeit des groſen Haufens verderben, als durch ihre ſchlechte Predigten beſſern. Sie ſchleichen ſich, vorzüglich in Frankreich, gerne in die Häuſer und ſuchen die Frauen zu verführen; dieß iſt ein Vorwurf, der ihnen ganz allgemein gemacht wird. Die mehr eingeſchränkten Kloſtergeiſtlichen ergeben ſich mehr dem Trunk und der Faulheit. Was kann da anders, als Verachtung gegen ſolche Menſchen entſtehen? und geht nicht gerne von den Perſonen auch auf die Sache etwas über?

Dazu kommt noch, daß das Hauptweſen des katholiſchen Gottesdienſtes in bloſen Zeremonien und äuſerlichen Gebräuchen beſteht. Was iſt dann ſelbſt die Meſſe — eines der wichtigſten Stücke des katholiſchen Gottesdienſtes? Nichts als ein Herbrüllen lateiniſcher, für den gemeinen Mann unverſtändlicher Wörter, mit einem feyerlichen

Hokus

Hokus Pokus begleitet, den der gemeine Haufe anstaunt und sich nichts dabey denkt. Und doch wird der für einen guten katholischen Christen gehalten, der nur die Messe recht fleisig besucht. Wie und wodurch kann denn der Verstand eines Katholiken erleuchtet und das Herz gebessert werden? Durch die Messe doch gewiß nicht! Und ausser dieser giebt es ia fast keinen Unterricht in der Religion. Denn sobald die Jugend unterrichtet worden und zum Abendmahl zugelassen ist, so braucht sie alsdann im ganzen künftigen Leben weiter nichts zu thun: als wöchentlich ein paar Messen zu hören, sich zur Ohrenbeicht manchmal melden, ein paarmal iährlich zum Abendmahl gehen und die vorgeschriebenen Fasttage zu halten. Die Predigten und die christlichen Lehren sind ein unbedeutendes Stück des katholischen Gottesdiensts, sie werden daher auch wenig besucht, und sind gewöhnlich so schlecht und fad und so voll dogmatischer und hierarchischer Lehrsäze, daß dem Vernünftigen davor eckelt. Die Moral wird gänzlich verabsäumt. Wo soll also die Kenntniß der Pflichten und Aufmunterung zur Erfüllung derselben herkommen? Gut, daß der Mensch so sehr nicht verderbt ist, und durch seinen Verstand Recht und Unrecht unterscheiden lernt — sonst müßten die Bekenner dieser Sekte sehr unwissend und böse werden!

werden! Beym gemeinen Mann zeigen sich denn auch diese Folgen deutlich — Der denkende Theil der Katholiken, besonders in Frankreich, sieht die eingeschlichenen Mißbräuche und Fehler in der Religionsübung wohl ein. Aber es ist schwer gegen den Strom schwimmen! Und wie kann er dem Uebel abhelfen? Weil Gefahr und Schaden und Verfolgung für ihn entstehen würde, so macht er das Aeusere zum Schein mit, wenn es seyn muß, obgleich sein Herz ganz anders denkt — und diese Gleichgültigkeit bey vielen zu bemerken, hält gar nicht schwer! So viel ich deren kenne, welche über die Religion gedacht haben, die haben alle ihren eigenen Glauben, es sey nun, daß sie die Lehren des neuen Testaments in ihrer Reinheit, abgesondert von den Menschensazungen, oder blos die natürliche Religion angenommen haben. Mich freuete es allemal, wenn ich am Ende von vielen damit schliessen hörte: Die Pflichten des rechtschaffenen Mannes erfüllen, das ist der beste Gottesdienst. Und in der That habe ich gefunden, daß das moralische Verhalten dieser immer besser war, als das der ganz eifrigen, blinden Katholiken, welche die Beobachtung der äusern Gebräuche und einen blinden Glauben für das Wesen der Religion halten und von Moral gar keinen Begriff haben! Der Franzos hat überhaupt

viel

viel bon sens und leicht zu erweckende Denkkraft, so daß er leicht das, was zwecklos und unvernünftig in seiner Religion ist, findet. Daher kommt es auch, daß es in Frankreich mehr starke Geister, oder doch Indifferentisten, giebt, als in irgend einem andern katholischen Land.

Und doch fürchten sich die meisten, das zu verrathen, was sie glauben. Denn das Aufpassen und die Verfolgung der Geistlichkeit ist gar zu groß, — weil sie weis, daß, wenn die freye Gesinnung allgemein würde, ihr Ansehen und also ihr Interesse verlohren gienge, die Geistlichen laufen wie die Spurhunde in den Häusern herum, ob sie etwa eine Kezerey hören oder sehen, — um hernach verfolgen und verleumden zu können. Aus Furcht vor diesen herumschleichenden Inquisitoren halten selbst dieienigen, welche frey denken, zurück, und machen die äusern Religionsgebräuche mit. Ich weis es ganz gewiß, daß in mehreren Häusern blos deswegen gefastet wird, weil man befürchtet, daß ein Geistlicher dazu kommen möchte, — sehen, daß man die Fasten nicht hält, und daher Anlaß nehmen, das Haus als irreligiös zu verschreyen. Ich habe viele aufgeklärte und gute Menschen unter den Katholiken kennen lernen, und ich habe dadurch aufs neue die Bemer-

kung

kung bestätigt gefunden, daß es ganz anders und besser um die Menschheit stehen würde, — wenn sie nicht in solche Geistesfesseln eingezwängt wäre. Aber diese drückenden Fesseln sind gerade ein karakteristischer Zug der katholischen Kirche — den wir Protestanten mehr als den Teufel zu scheuen Ursache haben. Wie weit würden wir nicht noch zurück seyn, wenn wir nicht schon einige Jahrhunderte, obgleich auch noch eingeschränckte, Denkfreyheit gehabt hätten.

Das allerärgste aber ist, daß die Pfaffen selbst nicht so genaue Beobachter des Gesezes sind — sie halten die Fasten selbst zum Theil nicht — und erlauben sich, wie ich schon oben angeführt habe, die gröbsten Ausschweifungen.

Fast unbegreiflich ist es mir, wie die französische Nazion diese Fesseln so lange hat tragen können — sie, die sonst so frey ist, und so wenig die Gêne liebt. Aber man sieht daraus, wie tief der Aberglaube Wurzeln schlägt.

Doch so bigott, als im Wirzburgischen und Bayerischen, ist der gemeine Mann in Frankreich nicht, z. B. Prozessionen, und besonders die Fronleichnamsprozessionen, wobey man sich geis-

selt, sind in Frankreich nicht Mode, und überhaupt muß die französische Intolleranz blos auf Rechnung der Geistlichkeit, nicht auf die, der Nazion kommen.

Doch zurück! zu einem andern, schönern Gegenstand. Zu den Beweisen der Wohlthätigkeit, des Mitleids und des menschenfreundlichen Herzens.

Die Hospitäler zu Nancy sind folgende:

1) St. Julien, ist Ao. 1335. schon gestiftet worden. Der König von Pohlen hat noch ein Gebäude hinzu sezen lassen, und 24 Freystellen darin für Waisen gestiftet. S. oben.

2) St. Charles, ist 1626. gestiftet, und Ao. 1652. vermehret worden.

3) Das eigentliche Waisenhaus ist Ao. 1712. gestiftet worden.

4) Stanislas, durch die Frêres de la charité besorgt. S. oben.

5) Das Findelhaus, ist Ao. 1744. für die unehlichen Kinder, der Herzogthümer Lothringen und Bar, errichtet worden.

6) Das königliche militärische Hospital, wurde Ao. 1768. in ein neues Gebäude verlegt,

und

und wird durch die Soeurs hospitalieres de la Congregation de St. Charles seit 1768. besorgt. Kaiser Joseph hat dies bey seinem Aufenthalt in Nancy so auffallend gefunden, daß Weibspersonen die Krankenwärterinnen der Soldaten sind, daß Er sich näher nach diesem Institut erkundigte, und es selbst in Augenschein nahm. Zu seiner Verwunderung fand Er die Einrichtung unverbesserlich, so, daß Er einige von diesen Soeurs hospitalieres engagirte, um in den militärischen Hospitälern zu Wien gleiche Einrichtung zu machen.

Maisons de Charité sind in der Altstadt:

1) Eine in der Paroisse, Notre Dame; diese wurde Ao. 1690. gestiftet. Die Verwaltung besorgen auch sechs Soeurs hospitalieres de St. Charles.

2) In der Neustadt, ist

a) die Association des Dames de Charité, welche Ao. 1748. errichtet, und durch ein königliches Patent förmlich ist bestätigt worden. Es ist ein weibliches Institut, welches aus 30 Frauenzimmern besteht, davon 10 über ieden Kirchsprengel gesezt, um für Abhelfung der Noth der Armuth zu sorgen, und davon haben wieder die spezielle Aufsicht über

iedes Viertel des Kirchsprengels. Jeder Arme, welcher der Unterstüzung würdig, und wirklich arm ist, erhält von den Frauenzimmern, welche über sein Viertel gesezt sind, ein Billet, und darauf erhält er, wenn er es bey der Administrazion vorzeigt, eine seinem Zustand gemäse Unterstüzung.

b) la Charité de la Paroisse St. Vincent et St. Fiacre. Diese Stiftung ist Ao. 1777. gemacht, und die Verwaltung desselben den Soeurs de la Charité de St. Charles aufgetragen worden.

Die Pépiniére ist ein artiger und angenehmer Spazierplaz, sie liegt noch im Umfang der Stadt, hinter dem place royale und der Carriére. Sie besteht aus mehreren regulären Gängen, welche mit Weyden = und Pappelbäumen besezt sind. Das Ganze ist mit Mauren eingeschlossen, und der innere Raum in viele kleine Quadrate getheilt, welche durch die Gänge separirt werden. Darin werden iunge Bäume, meistens Pappeln, gezogen, die zu Rekrutirung der Alleen dienen, und von dem Gouvernement, dem die Pépiniére gehört, verkauft werden. Schade ist es nur, daß dieser artige und der Nähe wegen so bequeme Spaziergang sehr tief

liegt,

liegt, und deswegen, besonders im Frühjahr und Herbst, so dunstig und feucht ist.

Das Gouvernement beweißt aber auch viel Eifer für die Verschönerung der Stadt und Sorge für das Vergnügen der Einwohner. Denn es läßt nun einen andern Spaziergang, auch noch im Umfang der Stadtmauern, dicht vor dem Thor St. Louis oder dem neuen Thor, mit grosen Kosten anlegen. Der Ort ist geräumig, liegt höher und der Sonne mehr ausgesezt, so, daß er trockener seyn wird, als die Pépiniére. Die Gräben, welche von den Vestungswerken noch übrig sind, werden ausgefüllt, der dazu bestimmte Raum alsdenn eingefaßt, und mit Alleen durchschnitten. Es kann aber noch einige Jahre dauren, bis er völlig in Stand gesezt ist.

Die Stadt liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene, gegen Abend begränzt dieselbe eine Reihe von Bergen, la côte genannt, worauf Wein gebauet wird; auf der Morgenseite umfließt sie ein kleiner Fluß, la Meurthe genannt, der nicht nur viel zur Annehmlichkeit dieser Ebene beyträgt, sondern auch der Stadt dadurch viel Nuzen und Bequemlichkeit verschaft, daß auf ihm das Holz von den Vogesischen Gebürgen hergeflößt wird. Nancy liegt 4 lieuës

oder 5 Stunden von Toul, 5 lieuës von Lunéville, 10 von Mez, 30 von Straßburg, und 72 von Paris, unter dem 23° 51', 33'' der Länge, und dem 48°, 41', 28'', der Breite.

Das Wappen der Stadt ist eine Distel in silbernem Feld, mit 2 grünen stachlichten Blättern, und purpurfarbigen Blüthe, nebst der Umschrift, non inultus premor, oder qui s'y frotte, s'y pique.

In der Nachbarschaft der Stadt sind sehr viele Landhäuser, Klöster und Lustwäldchen. Die Weege, nach allen Seiten, sind gut gemacht, und gut unterhalten; so, daß iede Chaussée zum Spaziergang dienen kann.

Die Volksmenge der Stadt ist zwischen 30,000 bis 33,000 Menschen, die Zahl der Häuser schäzt man auf 2800 bis 3000. Die Consumzion an Holz belauft sich auf 40,000 Cordes (kleine Klaftern), iede kostet iezt 24 Livres, da sie sonst nur 11 bis 12 kostete. Aber das Holzmonopol und die vielen Fabriken, die in neueren Zeiten entstanden sind, haben den Preiß desselben so sehr gesteigert.

Necker hat die Volksmenge Lothringens zu 800,000 Seelen angenommen, und nach den Geburts- und Sterbelisten von mehrern Jahren, welche im Almanac de Nancy p. 212. stehen, habe ich gefunden, daß man sie zwischen 800,000 und einer Million annehmen kann. Lothringen hat zwar nicht das sehr warme Clima der mittäglichen französischen Provinzen, denn es gleichet völlig dem, der südlich-deutschen Provinzen — ist aber doch ungemein fruchtbar, so ungefähr, wie Wirzburg, Wirtemberg und der Elsaß. Die Hauptnahrungsquellen sind der Acker- und der Weinbau; die Viehzucht aber wird sehr vernachläßigt. Die kleinen und magern Pferde und Ochsen beweisen das schon bey dem ersten Anblick; die Lithauischen Pferde ausgenommen, habe ich sie nirgends kleiner gesehen, als in Lothringen. Jeder Bauer muß daher deren viele haben, denn 6 bringen die Last kaum fort, welche bey uns 2 ziehen. Man sieht sehr wenige Wiesen; die Hügel und Anhöhen werden zu Weinbergen benuzt, und die ebenen Felder sind für den Ackerbau bestimmt. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß in den Provinzen, wo Weinwachs ist, die Viehzucht besonders und auch der Ackerbau sehr vernachläßigt werden. Die Weinländer haben eine besondere Stimmung darin, die mit der Lottosucht viel ähnliches hat: ieder hofft, sobald er einen Wein-

berg angelegt oder gekauft hat, daß nun die guten Jahre kommen werden, und ihm in Kurzem einen grosen Gewinnst verschaffen. Daher kommt es, daß diejenigen Gegenden, die nur schlechten Wein geben und als Ackerfeld sich weit besser verinteressiren würden, dennoch zu Weinbergen angelegt werden. Ich werde Gelegenheit haben, an einem andern Ort darüber mehr zu sagen und Beweise beyzubringen. Die Art, den Weinstock zu behandeln, ist so wie in der Schweiz und in einigen südlichen Provinzen Deutschlands; die ganze Weinrebe bleibt im Winter, nachdem blos die dünnsten Nebenschößlinge, welche leicht erfrieren würden, sind abgeschnitten worden, ohne alle Bedeckung, in freyer Luft stehen — in einigen deutschen Provinzen hingegen werden sie entweder in die Erde eingegraben, oder mit Stroh bedeckt.

Die übrigen Hauptprodukte dieses Landes, vorzüglich des gebirgigten Theils, sind: Holz, Mineralien und Salz.

Es sind 3 sehr beträchtliche Salinen in Lothringen, zu Dieuze, Chateau - Salins und Moyenvic. Auf den Gebirgen selbst findet man mehrere Eisenhämmer, Glashütten, einige Fayence-Fabriken und sehr viel Zügelhütten. Aber

diese

diese Gewerbe, welche sehr viel Holz konsummiren, sind Ursache von dem iezigen hohen Preiß des Holzes, — die Kamine, welche in ganz Frankreich und auch in Lothringen üblich sind, vermehren die Consumzion des Holzes auch so sehr, daß bald völliger Holzmangel zu befürchten ist; denn sie kosten weit mehr Holz und geben doch nicht so viel Wärme als unsere Oefen. Soll das Feuer im Kamin brennen, so muß Zugluft seyn, die sich reichlich in den Klüften der Fenster oder der Thüren findet; diese durchkältet also nicht nur beständig das Zimmer, sondern sie macht auch, daß die Flamme im Kamin mehr in die Höhe schlägt und so schickt sie den grösten Theil der Wärme ungenuzt zum Schornstein hinaus. Bey groser Kälte ist es daher gar nicht möglich, auch nur ein mittelmäsig groses Zimmer durch einen Kamin warm zu machen. Im Herbst und Frühiahr sind sie sehr angenehm, aber im Winter, wenn es sehr kalt ist, empfinden dieienigen, welche an Oefen gewöhnt sind, sehr viel dabey. Ich habe mich oft gewundert, da die Franzosen für äuserst frostig in Deutschland ausgeschrieen sind, daß sie bey einem kleineren Feuer, als ich gewöhnlich hatte, weit weniger frören. Dies muß doch die Gewohnheit nur machen. Eigentlich ist das Lothringische Klima viel zu kalt für Kamine; die Lothringer kennen

nen auch die Oefen, gestehen zu, daß sie besser heizen, aber sie behaupten, daß sie die Ofenhize nicht vertragen könnten, sie sey erstickend. Nur sehr grose Säle werden durch Oefen geheizt, wie zum Beweis der Parlementssaal. Und das glaube ich, daß selbst ein Deutscher, wenn er einen Winter in Frankreich zugebracht hat, die Ofenhize anfangs beschwerlich finden muß! Denn das Angenehme bey den Kaminen ist, daß sie von unten auf heizen, mehr die untern Theile des Leibes erwärmen, daß der Zugwind die Stubenluft beständig reiniget, so daß sich nie Schweis oder Dünste an die Fenster ansezen. Aber dagegen entstehen wieder zwey Unbequemlichkeiten daraus. Weil der Oberleib beständig der Zugluft ausgesezt ist, so sind die Rheumatismen in den Achseln, die Schiatik, steife Hälse, Kopf = und Zahnweh auserordentlich häufig im Winter. Die Füse aber werden zu viel gewärmt, und dadurch weichlich, so daß man sie nachher leicht verkältet, wenn man in den Schnee geht — und es ist eine richtige Bemerkung, daß die Lothringer häufig offene und erfrorne Füse haben, und daß sich die Unreinigkeiten des Körpers gerne dahin ziehen, und diese Wunden sehr schwer zu heilen sind.

Viel Angenehmes hat aber das Kaminfeuer immer! Ich kann nicht genug sagen, wie viel

inter=

intereſſantes dieſes Feuer hat. Die Unterhaltung deſſelben beſchäftigt; bald legt man Holz nach, bald muß es anders gelegt werden, bald muß man den Blasbalg nehmen. Es iſt, wenn man das Fackeln der Flamme ſieht, als wenn man ein lebendiges Geſchöpf bey ſich hätte. — Und das Allerangenehmſte ſind die Geſellſchaften beym Kamin. Sobald man zu iemand kommt, ſo wird dem Fremden oder dem Vornehmſten der beſte Plaz am Kamin eingeräumt, und ie nachdem die Geſellſchaft iſt, wird der Kreis um den Kamin gröſer oder kleiner. Mich dünkt, es läßt ſich nicht leicht mit mehr Annehmlichkeit ſchwazzen, als in einem ſolchen Zirkel.

Der häufige Gebrauch hölzerner Geräthſchaften vermehrt ebenfals den Holzverbrauch. Des gemeinen Mannes ganzer Hausrath beſtehet aus Holz. Ganz beſonders gros iſt aber die Menge und der Verbrauch der hölzernen Schuhe, Sabot genannt. Dies muß iedem Fremden, vorzüglich dem, welcher nie in einem Holzland geweſen iſt, ganz auſſerordentlich auffallen. Mir gieng es ſo in Nancy. Wenn ich anfangs auf der Straſe gieng, ſo hörte ich von allen Seiten ein Trappen, welches dem Tritt der Pferde glich; ich glaubte ieden Augenblick ausweichen zu müſſen. Wenn ich mich aber umſah, ſo bemerkte ich keine

Pferde, sondern gemeine, arme Leute mit hölzernen Schuhen, welche diesen Klang hervorbrachten. Dies Bild der Armuth hat den stärksten Eindruck auf mich gemacht. Man stelle sich eine so grose, schöne, verzierte Stadt, wie Nancy, vor, und denke sich, daß auf deren Strasen Leute von gelbblasser Gesichtsfarbe, abgezehrt und mit Lumpen bedeckt, in hölzernen Schuhen herumtrappen — und man wird gestehen müssen, daß dies ein starker Kontrast ist!

Ich habe oben schon gesagt, daß Lothringen besondere und mehrere Freyheiten hat, als die anderen Provinzen — und Oestreich hat sie garantirt. Unter diesen ist die Handelsfreyheit die wichtigste. Vermöge derselben dürfen die Kaufleute fremde Waaren einkaufen, sie in Vorrath legen, in der Provinz verkaufen und wieder auswärts schicken, ohne Abgaben von Beträchtlichkeit bezahlen zu müssen. Lothringen liegt ungemein bequem zum Handel — denn durch diese Provinz geht der nächste Weg für diejenigen Waaren, welche von Luxenburg, Lüttich, Flandern und Holland nach der Schweiz und nach Italien geschickt werden. Diese verschiedenen Staaten können, es sey, daß sie ihre Waaren durch Fuhrleute oder zu Wasser spediren, Lothringen nicht gut umgehen. Die Lothringischen Flüsse

berüh-

berühren das eigentliche Frankreich an keinem Ort, sondern sie fliesen hinab und grösteutheils aus in den Kurfürstenthümern Kölln und Trier, in Flandern und Holland. Auf der Saxre, der Mosel und der Meurthe werden die Waaren hinab in die Niederlande, und von da die in Lothringen fehlenden Waaren, Zucker, Spezereyen, Farbmaterialien ꝛc., auch heraufgeschickt. Der Lothringische Kaufmann befindet sich also gerade in der glücklichen Zwischenlage, wo er durch Spedizionen, oder, wenn er Fonds hat, durch eigenen Handel viel verdienen kann. Und dies blühende Kommerz ist es iezt allein, welches Lothringen noch erhält und vor drückender Armuth schüzt. Die Hauptstrasen und Handlungswege betragen zusammengenommen 600 lieuës und sind alle chaussirt. Man kann daraus abnehmen, wie gros die Zahl der Fuhrleute seyn muß, welche die Lothringischen Wege passiren; daß sie, nach einer sichern Angabe, iährlich 5,000,000 Pf. verzehren. Dies ist ein ungemein wichtiger Vortheil für Lothringen, weil es seine Produkte auf diese Art am besten absezt und besonders den Wein, der sich nicht gut verfahren läßt und auch nicht von ausserordentlicher Güte ist, gut an den Mann bringt.

Bekanntlich hat der iezige Exminister Calonne vor einigen Jahren den Vorschlag gethan, um

dem

dem innern Handel in Frankreich mehr Freyheit zu verschaffen, die Provinzen in Absicht des Handels auf gleichen Fuß zu stellen und die Doüanes (Zollhäuser) und Barriéres blos an die Grenzen des Reichs zu verlegen. Aber Lothringen hätte eben dadurch seine bisherige Handelsfreyheit verlohren und grosen Nachtheil davon gehabt. Denn der fremde Kaufmann und Fuhrmann fürchten und hassen einen solchen Zwang, der ihnen Aufenthalt, Verdruß und Kosten verursacht, und würden einen kleinen Umweg nicht scheuen, um Lothringen zu vermeiden — die angrenzenden Nachbaren würden auch gewiß alles mögliche thun, um die Handelsstrase in ihre Länder zu ziehen. So bliebe dann dieser Provinz nichts mehr übrig, als der innere Handel mit sich selbst — und mit den andern französischen Provinzen, die aber zu ausgesaugt und Geldarm sind, als daß viel Vortheil zu hoffen wäre. Dieses Proiekt, der Tarif oder das reculement des Barriéres genannt, würde also Lothringen bald um seinen Wohlstand bringen und den Handel vernichten. Die Lothringer sahen diese Folge wohl ein. Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich, und die Kaufmannschaft, die am empfindlichsten dadurch würde gelitten haben, hat eine eigene Schrift darüber verfertigen lassen und sie dem Minister durch eine

Depu-

Deputazion überreichen lassen, sie ist betittelt: Apperçû des motifs, qui s'oppoſent, à ce que les Duchés de Lorraine et de Bar ſoient compris dans le projêt du reculement des Barriéres. Dies gut geſchriebene Werkchen iſt ſehr intereſſant und enthält eine Menge wichtiger Nachrichten, die ich gröſtentheils benuzt habe. Die Kaufmannſchaft hat es auf ihre eigene Koſten drucken laſſen, daher findet man es nicht in den Buchläden — ich habe mich begnügen müſſen, es blos zu leſen, denn die Exemplare waren alle ſchon vergriffen. Ich glaube, daß man ſich nun eine richtige und vollſtändige Idee, nach den angegebenen Notizen, wird von dem Lothringiſchen Handel und dem Proiekt des Miniſters machen können. Mit Calonne's Abſezung wurde auch, zu groſem Troſt der Lothringer, das Proiekt aufgegeben. Es iſt demnach gar nicht zu verwundern, wenn die Lothringer mit der franzöſiſchen Regierung nicht zufrieden ſind — und für die Zukunft noch mehr befürchten. Die ächten, alten patriotiſchen Lothringer ſagten es vorher, daß es ſo gehen würde — der Tag, an welchem Frankreich Beſiz von der Provinz nahm, war für ſie ein Trauertag, ſie konnten es nicht von ſich erhalten, die Feyerlichkeiten dabey mit anzuſehen; ſie verkündigten ihren Kindern mit Thränen vorher, was iezt geſchieht, — und noch

noch ist der alte Haß der Lothringer gegen die eigentlichen Franzosen nicht ausgerottet. In keiner französischen Provinz wird villeicht so frey über die Regierung geurtheilt und gesprochen, als in Lothringen.

Der Karakter der Lothringer hat mehr Aehnlichkeit mit dem deutschen, als mit dem französischen Karakter. Der Lothringer ist gesezter, überlegter, gelassener und weniger flüchtig und gesprächig, als die Bewohner der südlichen Provinzen Frankreichs. Man könnte sagen, daß er das Mittel zwischen den Deutschen und Franzosen ist; es ist nicht mehr ganz das deutsche Phlegma, noch auch die ganze französische Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit in ihm; es ist eine angenehme Mischung von beyden. Er ist höflich und zuvorkommend, aber nicht so zudringlich als der eigentliche Franzos; er ist gesprächig, aber nicht schwazhaft; er hat bon sens und ein gutes Herz. Ich weis wohl, wie schwer es ist, etwas im Allgemeinen über den Karakter eines Volks richtig zu sagen — ich seze also hinzu, daß dieses Züge sind, welche ich an den Personen, mit welchen ich umgieng, das heißt, an gebildeten Personen und Leuten von Stand, bemerkte. Ich gebe nicht nur zu, daß es Ausnahmen giebt, sondern ich kenne deren selbst. Auch bleibt der

Karak=

Karakter eines Volks nicht immer bestimmt und fest: ich glaube nicht falsch gesehen zu haben, wenn ich sage, daß sich durch den häufigen Umgang mit den Franzosen, durch den Aufenthalt der Vornehmen in Paris ꝛc. immer mehr von französischen Sitten und Denkungsart einschleicht, und man findet schon hin und wieder Beyspiele von der Pariser legereté und frivolité. Dem gemeinen Lothringer wirft man vor, daß er sehr intereſſirt, eigennüzig und betrügerisch sey; man kennt nicht nur das Urtheil der Angrenzenden: les Lorrains sont vilains; sondern man kann auch leicht Gelegenheit haben, Beweise dafür zu finden.

Das Urtheil der Franzosen über uns Deutsche war sonst gar nicht günstig, wie man weis. Dies hat sich aber sehr geändert, und dazu hat der Handel das meiste beygetragen. Es reisen nehmlich iezt viele iunge französische Kaufleute nach Deutschland und verbreiten bey ihrer Zurückkunft eine richtigere Kenntniß von unserm Vaterland. Mehr als einmal habe ich von gebohrnen Franzosen gehört, daß unser Karakter weit besser und edler wäre, als der ihrer eigenen Nazion; und daß besser mit den Deutschen Handel zu treiben sey, als mit den Franzosen. Auch unsere Litteratur steht iezt in besserem Ansehen

bey

bey den Franzosen, als vordem. Es werden nicht nur viel Uebersezungen von deutschen Schriften geliefert, sondern man fängt auch an, die deutsche Sprache mehr zu schäzen. Und wenn solche Schriftsteller, als Herr von Florian ist, so vortheilhaft über unsere Litteratur urtheilen, als er in dem Eingang zu einer seiner Novellen gethan hat, so wird es grose Wirkung thun. — Aber bis iezt ist die Unwissenheit der Franzosen über das Ausland sehr groß. Sie haben nicht die allererstен und nöthigsten Begriffe von der Deutschen Verfassung, der Geographie, dem Zustand der Gelehrsamkeit, der Religion ꝛc. Und was mir immer so sehr auffiel, ist, daß sie auch nicht begierig waren, sich nur durch Erzehlung darüber belehren zu lassen! Sie wunderten sich oft, daß ich staatistische Kenntnisse von Frankreich, ohne noch lange drinn gewesen zu seyn, hatte. Diese ihre Gleichgültigkeit gegen das Ausland erkläre ich mir aber aus zwey Ursachen: einmal sizt der Stolz, daß Frankreich das Land der Aufklärung, und die Lehrmeisterin aller andern Nazionen sey, noch zu tief, und zweytens ist der Franzos unglaublich nachlässig in Erwerbung neuer Kenntnisse; er hat kein Sizfleisch, sein Geist ist zu flüchtig. Die französischen Maitres haben mir mehr als einmal gesagt, daß Engländer

der und Deutsche, die sie unterrichtet hätten, weit wißbegieriger und fleisiger gewesen wären, als die iungen Leute von ihrer Nazion, und also auch mehr gelernt hätten.

Ueberhaupt ist der iezige Zustand der Gelehrsamkeit in Frankreich nicht der blühendste. Die Wissenschaften wurden überhaupt von den Franzosen nie recht gründlich betrieben, einige wenige grose Gelehrte ausgenommen — aber in den schönen Wissenschaften machten sie unter Ludwig XIV. Epoche. Diese schöne Periode ist aber vorbey und es giebt iezt keine Racine, Moliere, Boileau ꝛc. mehr. Der tändelnde, fade Ton, der auch der deutschen Litteratur droht, ist iezt der herrschende. Solche Männer, wie Florian, können villeicht dem Geist der Litteratur wieder einen Schwung geben, und auch (es ist wohl nicht zu stolz gehoft) die Bekanntschaft mit unserer deutschen Litteratur.

Ganz im Widerspruch mit dem gefälligen und geschmeidigen franzdsischen Karakter schien mir sonst die grose Intolleranz zu stehen. Sobald man aber weis, daß sie nur das Werk der Geistlichkeit ist, daß die Nazion selbst ganz anders denkt und es dulten muß, weil sie es nicht ändern kann, so läßt es sich leicht erklären.

Noch

Noch iezt, bis auf diesen Tag, sind die Komödianten im Bann und werden nicht zu den Sakramenten zugelassen. Keiner von der Geistlichkeit darf, bey Verlust seiner Stelle, die Komödie besuchen, — und doch sollen sie es oft verkleidet thun. Kein Protestant wird in den Kirchhof begraben, sondern ausserhalb der Mauren eine Stelle angewiesen.

Das andere Geschlecht hat schon mehr von den franzósischen Sitten angenommen, als das männliche. Man findet nur wenige schöne weibliche Personen in Nancy, sie sind fast alle, so wie die Franzósinen überhaupt, brünett, die schwarzen Augen sind feurig und sprechend. Die Lüderlichkeit ist sehr gros; man sagte mir, daß man wenigstens 2000 Personen des andern Geschlechts, Mädchen und Weiber zusammengenommen, rechnen könne, welche ihren Körper Preis geben. Die Strasenmädchen sind so unverschämt, daß sie (doch leider geschieht ia das auch in unsern deutschen grosen Städten) die Vorbeygehenden zu einem Spaziergang einladen, oder dicht an sie hinangehen und anstosen ꝛc.; diese Waare ist so wohlfeil, daß man eine für 2 Sols soll haben können — man benennet sie insgemein mit dem Wort Soeur. Die eheliche Untreue ist sehr häufig, und so gewöhnlich, daß ganz gleichgültig,

und

und ohne Misbilligung davon gesprochen wird. Es wurde mir, als ganz wahr, erzählt, daß 2 vornehme Männer mit ihren Weibern getauscht hätten, ohne sich scheiden zu lassen. Bey dieser Gelegenheit fällt mir eine lustige Anekdote ein, die ich in Nancy von einem Ehepaar habe erzählen hören. Der Mann verliebte sich in die Frau seines Kollegen, ließ seine Frau allein zu Haus sizen, und brachte in Gesellschaft der ersteren alle Nachmittage zu, führte sie zu allen Lustbarkeiten, und betrug sich so wenig zurückhaltend, daß es bald Stadtkündig wurde. Indessen frohnte seine Frau einer anderen Leidenschaft, der Eitelkeit, und wenn der Mann nicht kaufen wollte, so wußte sie durch List und Intriguen doch das zu erhalten, was sie haben wollte. Sie war einst in einem Kaufmannsladen, und sah ein ganz neumodisches Stück Seidenzeuch, welches sie gerne hätte haben mögen. Sie mogte wohl schon unangefragt wissen, daß ihr Mann es nicht, weil es sehr theuer war, kaufen würde, und legte es mit der Frau des Kaufmanns auf folgende Art an. Wenn ihr Mann vor dem Laden nach einigen Tagen vorbey gehen würde, so soll ihn die Kaufmannsfrau hereinrufen, ihm sagen, sie habe ganz neumodisches und überaus wohlfeiles Seidenzeuch, und ihm zureden, es für seine Frau zu kauffen; man

soll es auch nur um die Hälfte bieten, denn die andere wolle sie von ihrem eigenen Geld bezahlen. Es geschah alles, wie es verabredet war, und der Mann kaufte es, und nahm es gleich unter seinem Mantel oder Pelz selbst mit; statt es aber seiner Frau zu überbringen, gieng er zu seiner Geliebten, und machte dieser ein Geschenk damit. Seine Frau wartete indessen mit der grösten Begierde auf das neue Kleid; es vergiengen mehrere Tage, und es erschien nichts — endlich kam die Kaufmannsfrau, und wollte sich erkundigen, wie das neue Kleid gefiele, und ob es gut ausgefallen sey. Voll Verwunderung hörte sie, daß sie es noch nicht bekommen habe — Kaum erzählte aber die Kaufmannsfrau, daß ihr Mann es wirklich gekauft, und selbst mitgenommen habe, so ahndete sie schon, daß es ihre Nebenbuhlerin würde zum Geschenk erhalten haben, und gerieth ganz ausser sich vor Zorn. Was half es, um die Sache nicht noch ärger zu machen, mußte sie die versprochene Hälfte bezahlen, — und hatte sich auf diese Art die Strafe für ihre Intrigue selbst bereitet.

Solche Beyspiele von ehelicher Untreue, der grose Aufwand, den der Unterhalt einer Familie fordert, der Luxus überhaupt, und die Leichtigkeit, den Naturtrieb auch ausser der Ehe zu stillen,

len, sind Schuld, daß es, nach Verhältniß der Volksmenge in Nancy, eine grose Zahl Hagestolze giebt — der sicherste Beweis von einem gänzlichen moralischen und politischen Verderben. Frankreich wird bald das alte Rom nachahmen, und die Hagestolzen besteuern müssen.

Das französische Militär hat viel eigenthümliches, und ist sehr von unserm deutschen, besonders dem östreichischen und preussischen, verschieden. Da ist keine Spur von dem ächt martialischen Geist, welcher unsere deutschen Krieger beseelt. Wie gepuzte Puppen gehen die Offizire einher. Man sieht es ihnen an, daß ihnen eine niedliche Frisur, und ein schöner seidner Strumpf wichtiger sind, als die ganze Taktik. Herzliches Mitleid entstand in mir, wenn ich diese Vertheidiger des Vaterlandes im Winter mit einem Muf, aber doch in seidnen Strümpfen, und bey Regenwetter mit Regenschirmen auf der Parade erscheinen sah. Man erinnere sich hiebey, was unser groser Kaiser that, als ihm ein Offizir auf der Parade zu Straßburg einen Regenschirm darreichte. Wenn es starck regnet, wird überhaupt keine Parade gehalten — denn die Frisuren und Kleider würden ia verdorben. Die iungen Offizirchen haben auch so milchsuppichte Gesichter, daß man wohl sieht, daß sie Merzluft und

Sonnenschein nie bräunen wird. Die Disziplin ist überhaupt äuserst schlecht — es ist einmal eine ganz allgemeine Meinung, daß kein Stok sich mit dem Rücken eines Franzosen vereinigen dürfe, höchstens darf der Offizir dem Gemeinen eine Maulschelle geben, und die einzige Strafe ist das Einsperren. Wollte man den Stok einführen, so wäre zu besorgen, daß ganze Regimenter revoltirten. Auffallend ist es, daß der gemeine Soldat, selbst auf der Wachtparade, im Ueberrok erscheinen darf. Lobenswerth ist aber, daß bey iedem Regiment ein eigener Fechtmeister und Lehrer der Mathematik ist. Es müssen auch, nach einer neueren Verordnung, von iedem Regiment ein paar Offizire die deutsche Sprache lernen, damit sie, wenn ein Krieg in Deutschland entstehen sollte, als Dolmetscher zu gebrauchen sind. Die Offizire bekommen iährlich 5=6, ia manchmal 8 Monate Urlaub, und dies nennen sie Semestre halten. Sehr selten hält sich der kommandirende General an dem Ort auf, wo sein Regiment liegt. Sehr beschwerlich ist es für die Regimenter, und kostbar für die Kriegskasse und den Unterthan, daß iedes Regiment alliährlich seinen Garnisonort verändert.

Die Hauptlustbarkeiten sind in Nancy zur Zeit des Karnevals. Im Sommer ist die Stadt

leer,

leer, weil alles auf die Campagnes zieht, und vor dem Ende Novembers nicht in die Stadt zurück kommt. Auſſer der Komödie, welche das ganze Jahr hindurch dauert, ſind zur Zeit des Carnevals noch die Redouten und der ſogenannte Grand = Ball. Die Redouten ſind ſehr glänzend und zahlreich; der Adel und angeſehene Perſonen werden aber nur zugelaſſen. Es erſcheinet alles im gröſten Puz, ſie fangen um 5 Uhr Abends an und dauren bis 9 Uhr. Wer nicht tanzt, findet Gelegenheit zum Spiel. Da aber nichts als Hazardſpiele geſpielet werden und ſich betrügliche Spieler einzuſchleichen pflegen, ſo thut man wohl, wenn man ſich damit nicht einläßt. Es werden nur Erfriſchungen gegeben, und nach geendigtem Ball wird zu Haus das Abendeſſen eingenommen.

Unter Grand = Ball verſteht man einen öffentlichen, maſkirten Ball, der gewöhnlich im Komödienhaus gehalten, und wo ieder, der die Entrée bezahlt, zugelaſſen wird. Man kann maſkirt und unmaſkirt, nach Belieben, erſcheinen. Der bunte Anblick iſt das angenehmſte dabey. Denn gewöhnlich iſt es ſo voll Menſchen, daß der Plaz für die Tanzenden ſehr enge iſt. In den Nebenzimmern kann man Erfriſchungen haben; er dauert gewöhnlich bis früh an

den Morgen; weil aber alles zugelassen wird, so besuchen ihn die Vornehmen wenig.

Konzerte wurden nicht gegeben, und ich glaube nicht viel verlohren zu haben. Denn die Musik bey den Operetten wurde so schlecht exekutirt, daß ich mir nicht viel Gutes von einem Konzert versprechen konnte. In der Musik sind die Franzosen gegen uns sehr zurück, und sie studiren sie selten gründlich. Ich erstaunte, daß, wie ich gewiß weis, der Domorganist in Nancy nicht einmal den General = Baß versteht. Ueberhaupt ist die Neigung zur Musik und der Geschmack an derselben nicht so groß und allgemein in Frankreich, als in Deutschland. Man findet sehr selten Dilettanten in der Musik; das Frauenzimmer spielt die Zitter und singt dazu. Das Klavier ist wenig bekannt. Aber allgemein ist das Singen der Vaudévilles. Ein mittelmäsiger deutscher Virtuos erregt schon grose Bewunderung bey den Franzosen, wie ich selbst mit angesehen und angehört habe.

Die Lebensart ist sehr verschieden von der unsrigen. Dem deutschen Magen gefällt die französische Küche nicht recht. An den tables d'hote findet man zwar eine Menge von Gerichten, aber meistens Fleischspeisen, sehr wenig

Gemüse,

Gemüse, und erstere oft auf eine von der unsrigen ganz verschiedene Art zubereitet. Der Franzos liebt das Oehl, die Zwiebeln und den Knoblauch, woran der Deutsche selten Behagen findet. Das Brod ist sehr weiß, und nur auf dem Land findet man schwarzes; ersteres ist gewöhnlich zu wenig gesalzen, nicht stark genug ausgebacken und schmeckt daher sehr kraftlos. Der gewöhnliche Landwein ist hart und sauer und doch theuer. Ueberhaupt sind die Lebensmittel auserordentlich theuer, und man kann mit der Hälfte in unsern grosen deutschen Städten und noch besser leben. Die Betten bestehen blos aus Matrazen und einem Kopfküssen: man liegt also nicht nur sehr hart, sondern kann sich auch kaum erwärmen, wenn es sehr kalt ist, da die Kamine das Zimmer nicht erwärmen können.

Die Kleidung ist fast dieselbe, wie bey uns, weil wir die Moden der Franzosen nachahmen; doch macht die Anglo = Manie, daß man in Frankreich iezt die englische Simplizität und den englischen Schnitt liebt. Aber auch am gemeinsten Mann in Frankreich bemerkt man mehr Sorgfalt für den Anzug, als bey uns: ieder Bürger und Mittelmann trägt Manschetten und Haarbeutel. Es sticht dann der gesuchte Puz und die Armuth oft gar komisch mit einander ab.

Wenn

Wenn gleich das Kleid lumpigt oder abgetragen ist, so hat der Besizer desselben doch einen neuen Haarbeutel; das Hemde ist oft sehr grob oder zerrissen, aber demungeachtet müssen Manschetten daran seyn. So geht es auch noch in mehreren Stücken, wo man Puz und Schmuz im Contrast findet. Der Flitterstaat und ein gleissendes Aeusere ist ein Hauptzug in der französischen Kleidung. Das Solide wird nicht geliebt — und so verräth also schon das Aeusere die Beschaffenheit des Geistes und der Denkungsart. — Stiefel zieht der Franzos nicht an, als wenn er reitet. Die meisten haben in ihrem Leben keinen Stiefel an den Fuß gebracht; selbst wenn es noch so kalt oder regnerisch ist geht doch iedermann in Schuhen, aber alsdann tragen sie einen ledernen Ueberzug oder Galoches, d. i. grose, weite, aus Wollenzeuch verfertigte Ueberschuhe.

Man kennt zwar in Deutschland das französische Geld, aber wir Deutsche berechnen es auf eine andere Art. Die Carlin oder die französische Louisd'or à 11 fl., rheinl., gilt 24 Livres, 1 Livre hat 20 Sols und ist 27 1/2 Kreuzer werth. Spezies = Livres giebt es nicht, sondern 12 und 24 Sols = Stücke. Die Scheidemünze ist kupfern. Lothringen hatte ehedem sein eigenes

Geld

Geld und einen von dem französischen verschiedenen Münzfuß, seitdem es aber nicht mehr seine eigenen Regenten hat, wird keines mehr geprägt und das alte eingeschmolzen. Aber es gehet damit, als wie mit der Rechnung des Reichsgelds in rheinischem und fränkischem Werth — ungeachtet keine fränkischen Spezies existiren, ist doch die Rechnungsart in einigen Provinzen noch üblich. So wird auch in Lothringen noch der alte Rechnungsfuß beybehalten: doch giebt es auch noch, obgleich wenige, Lothringische Silbermünze. 1 Carlin oder 24 Livres de France gelten nach Lothringischem Geld 31 Livres; 1 Livre de France gilt 1 Livre, 5 Sols, 10 Den. de Lorraine; 1 Sols de France, 1 Sols, 3 Den. de Lorraine, wornach sich leicht die Reduktion machen läßt.

Lunéville, ein Provinzialstädtchen, liegt 5 lieuës von Nancy, ist weder gros, noch schön, aber doch deswegen merkwürdig, weil es die Residenz des unvergeßlichen Stanislaus war. Das Schloß, welches Er bewohnte, steht noch und ist von guter Bauart; aber dient iezt zur Kaserne für die Gensdarmerie, und da kann man sich leicht denken, daß es seine ganze innere und und viel von seiner äußern Schönheit muß verlohren haben. Es hat iezt ein altes, rostiges

Ansse-

Ansehen, wie ein Gebäude, das nicht in bauli-chem Stand erhalten wird. Der Garten und die Spaziergänge hinter dem Schloß haben auch nur noch die äusere Form, so prächtig und artig sie bey Lebzeiten des Königs gewesen waren. Indessen weilt man da noch mit Vergnügen, be-sonders in Gesellschaft eines Lothringers, welcher den würdigen König noch gekannt, das Schlos in seiner Pracht gesehen hat und eine Beschrei-bung davon macht. Die Wasserkünste sollen vor-züglich schön und artig gewesen seyn. In der Stadt selbst habe ich nichts Merkwürdiges ge-funden.

Toul, ein kleines Landstädtchen, liegt 4 lie-uës von **Nancy**, ist die Residenz eines Bischofs und eine Vestung. Die Domkirche ist ein altes, gothisches Gebäude, in eben dem Geschmack ge-baut, wie der Münster zu Strasburg, nur ist sie nicht so gros und kostbar als dieser. Der Chor ist sehr schön, ganz mit schwarzem und weißem Marmor ausgeziert: der Kirchenschaz ist von grosem Werth, aber ohne allen Geschmack, alles massiv und schwer von Gold und Silber und mit Edelgesteinen besezt. Das Monument, welches ein Edelmann zu **Toul** der puçelle **d'Orleans** in der Domkirche hat sezen lassen, verdient gesehen zu werden, ob es gleich kein Mei-

sterstück ist — es erneuert doch auf eine angenehme Art ihr Andenken. Ausser der Stadt ist eine hübsche Abtey und eine Fayenzerie, die ich gesehen, aber nicht sehr merkwürdig gefunden habe. Wichtiger war mir ein neuer Beweis von Stanislaus Güte und gnädiger Sorgfalt für seine Unterthanen, den ich auf dem Weg hieher bemerkte.

Zwischen Nancy und Toul war sonst ein tiefes Thal, welches diesen Weg, da man steil herab und wieder steil hinauffahren mußte, sehr beschwerlich machte; ausser dieser Unbequemlichkeit war man auch oft in Gefahr, von Räubern angefallen zu werden, weil Waldung dieses Thal von beyden Seiten umschloß. Der für seine Unterthanen stets sorgende König ließ durch einen Damm die einander gegenüber stehenden Berge verbinden und das Thal ausfüllen; die Erdfuhren mußten zwar zur Frohn geschehen, aber binnen einer Zeit von 10 Jahren; die Arbeitskosten bezahlte der König. So kann man nun bequem auf einem ebenen, breiten und auf beyden Seiten mit Hecken besezten Weg, ohne alle Gefahr, über dieses Thal wegfahren.

Bemerkungen

auf meiner Reise durch Westphalen nach Holland, aus meinem Tagbuche. *)

Arolsen.

Nachdem ich zu Marburg eine sehr theure Zeche in schwerem Gelde, welches hier seinen Anfang nimmt, und die Braunschweiger Louisdor zu 5 Thl., der Thaler aber zu 24 Gr. oder 32 Albusgroschen gerechnet wird, mit ziemlichem Bauchkrümmen bezahlt hatte, so fuhren wir des Morgens um 2 Uhr bey Mondeschein aus dieser Stadt. Wir passirten ungebahnte, steinigte und bergigte Wege durch viele Wälder und kamen, obgleich Pfer-

*) Die Reise wurde unmittelbar vor dem Ausbruch der leztern holländischen Gährung gemacht. Die Bemerkungen selbst sind von einem Manne, dem es weder an Lust, noch Talente fehlte, mehr zu sehen und zu referiren; den aber höhere Pflichten und andere dringendere Verhältnisse oft von beyden Beschäftigungen abruften. Wir glauben, daß er schon durch das, was wir hier geben, Dank des Publikums verdienen werde.

A. d. H.

Pferde und Postillons sehr gut waren, doch erst nach 8 Uhr in Frankenberg an. Dies ist eine mittelmäsige, auf einer starken Anhöhe gelegene sehr alte und unangenehme Stadt. Kaiser Karl der Grose hat sich, während seiner Kriege, mit den Sachsen öfters daselbst aufgehalten und soll auch die dortige grose Kirche erbaut haben. Um dieses Gebäude hatten sich im leztern preusischen Kriege die Alliirten verschanzt, musten sie aber endlich den Franzosen, die sie angegrifen hatten, überlassen. Von dieser Affaire und den dabey vorgefallenen Grausamkeiten wuste uns der Postmeister lange zu unterhalten. Noch iezt sieht man fast keine einzige Fensterscheibe an der Kirche, weil die Franzosen alle einschossen, einschlugen, und überhaupt die ganze Kirche sehr ruinirten. Den Weg von Frankenberg bis Corbach machten wir in 4 Stunden. Lezteres ist die Hauptstadt in Waldeck, weder gros noch schön gebaut und ohne Residenzschloß. Innerhalb dritthalb Stunden waren wir in Arolsen. Nach einem sehr gnädigen und freundschaftlichen Empfang von der dasigen Herrschaft und nach einem darauf erfolgten kurzen Spaziergang in dem neuangelegten Lustgarten der verwittibten Fürstin, wurde auf französische Art an einer Tafel von 25 bis 30 Couverts zu Abends gespeißt, und — doch, ich übergehe alle Ceremonielauftritte und berichte

richte mit mehr Freude Gegenstände von nahrhafterm Gehalte. Meine Augen fielen bald auf eine Sammlung prächtiger Kupferstiche, unter denen sich auszeichneten, das herrliche Werk, welches die Gemählde des Vatikans von Rubens in illuminirten Kupfern enthält und nach der Versicherung des Fürsten 130 Ducaten kostet; dann das noch fortgesezte: Voyage pittoresque - par l'Italie, la Suisse, la France etc. und allerley kostbare Stiche vom Herculanum, Gegenden in Italien, der Schweiz und dergleichen enthält und bereits auf etliche hundert Thaler zu stehen kommt. Ich glaub', ich stünde noch bey diesen Kunstwerken, wenn nicht Werke der wilden Natur mich abgelockt hätten. Auf guten Mecklenburgischen Pferden begleitete eine ansehnliche Gesellschaft den Prinzen G — Obristen in Oesterreichischen Diensten in die Wälder, die hier überall mit schönen Alleen und Fußpfaden durchschnitten sind, weil noch bisweilen in selbigen par force geiagt wird. Man sieht nichts als Laubholz, und vorzüglich schöne Eichen und Buchen. Es sind überhaupt die Gegenden von Marburg bis hieher mit dem besten Gehölze reichlich versehen, so, daß auch an vielen Gegenden Silber = Kupfer = und Eisenbergwerke angetroffen werden. Bey einer Unterredung kam man unter andern auch auf den leztern preussischen

Krieg,

Krieg, und auf das, was das Waldekische Land dabey gelitten habe. Dies gab Gelegenheit, daß mir eine Hofdame, die Fräulein von S—, folgende ganz sonderbare Geschichte erzählte. Vor einigen Jahren sey nemlich im hiesigen Forste ein alter hohler Eichbaum an einen Bauern verkauft worden. Als dieser Bauer denselben mit vieler Mühe endlich abgehauen habe, sey in der Höhlung des Stammes das Scelet eines Kavalleristen, mit ganzer Montur, Seitengewehr und übrigen Rüstung, auch mit 30 Thlr. baarem Gelde im Sack, gefunden worden. Es sey also zu vermuthen, dieser Reuter habe entweder dessertiren, oder sich flüchten wollen, müste in solcher Absicht auf diesen Baum gestiegen, und unglücklicher Weise in dessen Höhlung gerutscht seyn, aus der er sich nicht mehr helfen konnte, und folglich eines sehr elenden Todes sterben muste. Der ganze gefundene Schaz wurde dem Käufer des Baumes überlassen *)

Das

*) Es liesen sich auch wohl noch andere wahrscheinlichere Fälle angeben, wie der Krieger in des Baumes Bauch könnte gekommen seyn. Konnte nicht ein Lebendiger den toden Mann dahin versteken, um ihn zu einer andern Stunde desto bequemer plündern zu können, fand ihn aber dann wider Vermuthen tiefer gesunken? Doch, dem sey,

wie

Das fürstliche Naturalienkabinet enthält viel sehenswürdiges aus dem Thier = Pflanzen = und Mineralreiche.

In den verschiedenen Tagen meines hiesigen Aufenthalts gieng es mir nicht nur sehr wohl, sondern ich habe mich auch im Schloß, in der Stadt und Gegend mit Nuzen umgesehen. Das fürstliche Residenzschloß ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts zu bauen angefangen worden. Es ist ein weitläuftiges, prächtiges Gebäude, besteht aus einem Korps de Logis, zwey

wie ihm wolle; nur ein Aehnliches will ich noch beyfügen. Erst im vorigen Jahre passirte ich Amtshalber abermals das Schlachtfeld bey Roßbach. Als ich über den dasigen breiten Grund die sanfte Anhöhe hinauf fuhr, lies ich zur Linken eine Menge alter niederer Weidenstämme. Da ich einen vernünftigen Postillon hatte, der schon bey Jahren und in der Gegend bekannt war, fragt' ich nach diesem und jenem, das die Schlacht betraf. Endlich unterbrach mich der Postillon: Wissen Sie denn schon, daß man heuer erst einen Soldaten in einem solchen Weidenstamme mit seinem Gewehr gefunden hat? Es war einer von der Reichsarmee u. s. w. Für mich war es zu spat, als daß ich das Geschichtgen hätte verificiren oder widerlegen können. A. d. H.

zwey vorder = und zwey weiter eingerikten Flügeln, die sich mit Pavillons anfangen und endigen. Auf dem Plaz, auf welchem dieses Schloß erbauet ist, stund ehemals ein Kloster. Die innere Einrichtung ist bequem, und das Ameublement schön und kostbar. In den prächtigen Zimmern, welche der regierende Fürst bewohnet, sind viele schöne Gemälde, unter denen sich vorzüglich zwey sehr grose auszeichnen. Das eine: der Tod des General Wolfs, von einem englischen Maler; das andere: der Krieg des Arminius, vom Casselischen Tischbein. Beides überaus prächtige Stücke, wo Zeichnung, Pinsel, Colorit, Schatten und Licht, die verschiedenen Leidenschaften und andere malerische Schönheiten, einander zu Hülfe kommen, und dem Auge hohes Vergnügen bewirken.

Das erste Stück soll über 300 Guineen kosten. — Auf allen Seiten des Schlosses ist eine freie angenehme Aussicht. An die Hinterseite stöset ein kleiner Garten, dessen Terrassen theils nach dem neuen engl. Geschmack, theils mit sehr anmuthigen Alleenplätzen angelegt sind. Von der Vorderseite sieht man über der kleinen Brücke linker Hand die Stallgebäude, rechter Hand das, von der verwittibten Fürstin erst iezt neu erbaute Schloß, das Regierungsgebäude und

den

den Anfang der Stadt, gerade aus aber hat man eine Aussicht ins freye Feld durch breite Alleen. — Die rechter Hand des Schlosses gelegene Stadt ist erst, nachdem die Residenz hieher verlegt worden, erbauet. Gegenwärtig hat sie kaum 100 Häuser, welche zwar nicht gros, aber ganz artig und uniform gebauet sind. Die wenige Strasen sind breit, und nach der Linie gezogen. Es befinden sich Lutheraner, Reformirte, Katholiken und Juden hier, welche theils Kirchen, theils Bethhäuser und Synagogen haben. Die lutherische Kirche ist noch nicht ganz ausgebauet, daher die lutherische Gemeinde bis diese Stunde ihren Gottesdienst in der kleinen Schloßkapelle hält, deren Vorsteher und Hofprediger Steinmez ist; ein belebter Mann, der sich durch Kenntnisse, durch Predigertalente und guten Weltton, sehr vortheilhaft unter vielen seines Gleichen auszeichnet.

Handel und Wandel will in Arolsen, wegen Mangel der Passage und Entfernung groser Städte, nicht viel sagen. Es sind auch alle Kaufmannswaaren sehr theuer daselbst. Das Land baut viel Getraide, aber weniger Futter; hat starke Schäfereien, und viele — aber kleine unscheinbare Pferde, und sehr mageres, elendes Vieh. Mit Strumpfstricken beschäftigen sich die

meisten

meisten Bauern in ihren müssigen Stunden, und liefern ziemliche Quantitäten davon auf die Frankfurther Messen. Das Waldecker Land ist bereits in weniger Aemter, als ehemals, abgetheilt, weil einige kleine miteinander vereinigt worden sind. In Arolsen werden die Landtäge gehalten, woselbst sich auch das Regierungs- und Cammerkollegium befindet. Das Landgericht aber, als die höchste Instanz im Lande, befindet sich in Corbach. Die Waldeckische privilegirte Summa appellabilis bei den höchsten Reichsgerichten soll 2000 Fl. seyn. Die stärkste Quelle an Revenüen komnt aus den Wäldern, die jährlich, nach des dasigen Oberforstmeisters Versicherung, bis gegen 70,000 Thaler benuzt werden. Nach Holland wird das meiste Holz verkauft. Auch die Jagd ist überaus, besonders an schwarzem Wildpret, beträchtlich. Das gröste Kleinod des Waldeckischen Hauses bleibt aber doch die von denen ehemaligen Grafen von Gleichen ererbte Grafschaft **Pyrmont**, welche, vermittelst ihres in der Welt so berühmten als beliebten Sauerbronnens, über 30,000 Thlr. jährliche Revenüen abwirft. Zur Brunnenzeit pflegt sich immer der Fürst mit seinem Hofstaat daselbst etliche Wochen aufzuhalten.

Der Hofstaat selbst ist beträchtlich. Mir wurden bekannt: Der General und Obristkuchenmeister

von Penz; General Loriol, ein Schweizer; General von Hadel, sämtlich unter dem Waldeckischen Regiment in Holland; der Hofmarschall von Dalwich; der Oberjägermeister Leliwa; der Obristlieutenant Leliwa; der Regierungspräsident von Zerbst; der Geheimerath von Reinecke; der Regierungsrath von Breen; der Hofjunker von Schönstedt; der Landrath von Meisenburg; der Lieutenant von Dalwich; ein östreichischer Officier von Biörnsciolt; die erste Hofdame, Fräulein von Schwengsfeld, eine Elsäserin; die zweyte, eine Fräulein von Mannsbach; Fräulein von Berlipsch; Fr. von Doll; Fr. von Gilse.

Die anwesenden herrschaftlichen Personen waren, auser dem regierenden Herrn, dessen Frau Mutter, sein Bruder, George, Obrist unter dem kaiserl. Regiment Stein, und zwo Tantes. Verhältnißmäsig groß ist die Menge der Officianten und Livrey = Bedienten.

Auch der Marstall ist sehr ansehnlich, sowol an Officianten als an Pferden. Es sind 3 sechsspännige und ein vierspänniger Zug und gegen 40 Reitpferde vorhanden. Ueberhaupt ist die Einrichtung dieses Hofes wahrhaft fürstlich; fürstlich anständig auch die Aufnahme, der sich daselbst ieder Fremdling zu erfreuen hat.

Früh

Früh um 4 Uhr fuhren wir von Arolsen nach Nimwegen ab und nahmen unsern Weg über Paderborn, Münster und Wesel, mithin durch ganz Westphalen. Schon auf der ersten Stazion zu Drendorf, 4 Stunden von Arolsen, merkten wir aus allen Umständen, daß wir uns in Westphalen befänden. Elende Wege, ein schmuziges Dorf, alte grösstentheils halb zerfallene und zerlumpte Hütten und plattdeutsche Sprache waren die Hauptmerkmale davon. In Drendorf wenigstens erinnere ich mich nicht, irgend einen Schlot und ein Haus von erträglicher Einrichtung gesehen zu haben. Es frappirte uns sehr, als wir selbst am Posthause einen nähern Augenschein davon einnehmen konnten. Nachdem wir über einen breiten Misthaufen gewaden waren, kamen wir an ein groses Thor, ganz unsern Scheunethoren ähnlich. Innerhalb desselben sahen wir einen sehr beträchtlichen Raum mit allerhand häuslichen Geräthschaften, Schif und Geschirr oder Wagen und Rädern vor uns, zu dessen linken Seite Frucht- und Heu-Bahren befindlich, rechter Hand aber Pferde und ander Vieh eingeschicht waren, die, weil sie nicht angebunden sind, die Köpfe weit herausstrekten und uns mit neugierigerm Blick anzugaffen schienen, als die Wirthsleute selbst. *) Im Hintergrunde dieses

*) Ich habe überhaupt an allen einsamen Haydebe-

schönen Theaters erblickten wir rechter Hand Feuer auf dem Boden, dessen Rauch sich die Länge des Hauses hervor und zum grosen Thor hinauszieht, welches das innere und äusere Kolorit nicht wenig erhöhet. Um das Feuer herum stunden Bänke, Tische und allerley Küchengeschirr. Zur linken Seite des Grundes aber war ein kleines elendes Stübchen befindlich, das einzige ohnfehlbar im ganzen Hause. Diesen Geschmack in der Bauart hab' ich nachher durch ganz Westphalen allgemein befunden, nur daß hin und wieder etwas mehr Reinlichkeit statt findet. Selbst in Paderborn und Münster, welches doch sonst zwo ansehnliche Städte sind, und so manches schöne Gebäude haben, verläugnet sich dieser westphälische Geschmack nicht ganz, beson-

wohnern bemerkt, daß Neugierde nicht ihre Sache sey, daß sie vielmehr sich bey der Annäherung eines Fremdlings immer tiefer in ihren grosen Hausraum zurückziehen. Ich erkläre mir dies Betragen aus dem philosophischen Grundsaz: Triebe, die von Jugend auf wenig gereizt werden, wenig Gegenstände zu ihrer Befriedigung erhalten, sind am Ende kaum mehr in der Menschennatur merklich rege. In diesem Falle befinden sich diese einzeln umherwohnenden westphäliginschen und niedersächsischen Haydebewohner.

A. d. H.

besonders in dem Stück, daß die Küche gemeiniglich die Stelle des Wohn- und Hauptzimmers vertritt, in welcher sich Menschen und Vieh aufzuhalten pflegen. Es sind daher die Küchen meistens am besten Plaz par Terre angebracht, sehr geräumig und mit grosen Fenstern und Thüren versehen. Heerde sieht man nicht, sondern das Feuer brennt auf dem Erdboden, über selbigem hängen die Kessel, worin gekocht wird, an den Wänden aber überhaupt alles Küchengeschirr. Im freyen Plaz der Küche stehen Tische, Bänke, Stühle, auf welchen und um welche nicht nur die Hausleute, sondern auch in Wirthshäusern die Gäste sizen, und das verzehren, was sie bekommen können. Eine Menge Speck und Schinken schmücken den Plafond, und Pompernickel die Schränke. — Der Strich des westphälischen Landes von Orendorf bis Wesel beträgt 24 deutsche Meilen, die aber dem Reisenden noch einmal so lang vorkommen. Denn es ist zu viel Oedes, eine zu grose Leere in diesem Distrikte, die besonders dem auffällt, der etwann aus den Main- und Rheingegenden dahin kam. Von einer Station zur andern sieht man oft kaum etliche sehr zerstreute Bauernhütten, die man nicht wohl überschauen und für ein Ganzes halten kann. Will man sich aber zwingen, das leztere zu thun, dann ist es freylich

lich wahr, daß es in Westphalen Dörfer von mehr als Stundenlänge giebt. Berge, Wälder, Haiden und Einöden sind die Hauptgegenstände, und nirgends findet man Merkmaale einer auch nur mittelmäsigen Fruchtbarkeit. Das Getraide auf den Aeckern sieht meistens so armselig und elend aus, als das Hornvieh. Nur die Schaafszucht scheint, besonders ums Paderbornische und Münsterische, sehr beträchtlich zu seyn. Wir haben viele grose Heerden Schaafe von mehrern tausend Stücken gesehen und diese Thiere feist und wohlaussehend befunden. Insonderheit dünkte mich, ihre Wolle seye lang und fein. Wayde finden sie freilich auf den Meilen langen Haiden im Ueberfluß, und dieses trockne Futter mag ihnen weit besser behagen, als mastes Gras. Man versicherte mich auch, daß die westphälischen Hämmel von den französischen Viehhändlern mehr gesucht würden, als andere, und daß ihr Fleisch besonders schmackhaft sey. Die Berge hängen zwar in diesen Gegenden wie eine Kette aneinander, sind aber, nur etliche wenige ausgenommen, so wenig steil, daß man sie im Fahren kaum bemerkt.

Die Waldungen, welche an allen Orten und Enden gesehen werden und womit alles verhüllet ist, geben diesem Lande ein wildes Ansehen und

begrän-

begränzen das Auge so sehr, daß man nur selten 2 Orte zugleich erblicken, noch vielweniger eine freie Aussicht genießen kann. Man fährt oft 3 bis 4 Stunden, ohne ein Haus oder einen Menschen zu Gesicht zu bekommen. Auch die hin und wieder zerstreuten und alle in ihre Etters eingehegte Bauernhöfe, sind zum Theil so mit Bäumen und Büschen umgeben, daß man oft kaum ein Fleckchen von der Hütte erblicken kann. Wir waren froh mit dem 3ten Tage aus dieser traurigen Gegend zu kommen, und uns auf einmal wieder in die paradiesische des Rheins versezt zu sehen. Dies geschah in Wesel, einer clevischen Stadt, die sehr vest und wohlgebaut ist. Hier hört der sächsische Münzfuß, nach welchem die Louisd'or zu 5 Thlr., der Thlr. zu 24 gute Ggr. oder 32 Hessische Albus = Groschen, gerechnet wird, auf einmal auf und fangen dagegen die Stübers an und mit ihnen ganz neue Münzsorten. Man irrt aber sehr, wenn man die clevischen Münzen und überhaupt die clevische Rechnungsart mit der holländischen für einerley hält. Beydes ist sehr von einander unterschieden. Im Clevischen hat man nicht nur besonderes clevisches Geld, das schon in Nimwegen nicht mehr gilt, sondern man rechnet auch nach Thalern und Stübern und leztere sind gerade nur halb so viel, als die holländischen. Es machen

nem=

nemlich 60 clevische Stüber einen Thaler, clevisch; ein französischer Thaler thut einen Thaler, 55 Stüber, clevisch, und ein Schildlouisd'or 7 Thlr., 40 Stüber. Nun bekommt man aber im Clevischen auch mit unter holländische Münzsorten, und da geht es denn an wunderliche Reduktzionen, worüber ein Fremder die Geduld verliehren möchte und mit der leichtesten Mühe betrogen werden kann. Es ist ohnmöglich, sich gleich darein zu finden. Auf den clevischen Posten wird nach Berliner Curant gerechnet, das heist, nach schwerem Geld, und muß sogar für iede Meile aufs Pferd ein halber Thaler bezahlt werden. Die Wirthe und Kaufleute rechnen, wie es ihnen einfällt, bald nach Thalern und Stübern, clevisch, bald nach Gulden und Stübern, holländisch.

Von Wesel giengen wir, nachdem wir uns auf einer fliegenden Brücke über den Rhein, der in dieser Gegend sehr breit und maiestätisch ist, hatten sezen lassen, weiter nach Xanten. Hier fängt nun wieder eine der herrlichsten Gegenden an: Bezaubernde Prospekte, fruchtreiche Felder, unzählige Alleen, gröfere in Alleen gepflanzte Wälder, anmuthige Gärten, schön gebaute Dörfer, Flecken und Städte, wechseln immer mit einander ab. Xanten selbst ist eine ganz

artige

artige clevische Stadt. Der Weg von Xanten nach Cleve ist zwar, so wie durch ganz Westphalen, sehr sandig, aber nichts destoweniger sehr reizend. Man befindet sich fast beständig zwischen Alleen, durch die man die freieste Aussicht in die umliegenden Orte und Gegenden hat, wie denn auch Cleve selbst mit lauter Gärten und Alleen durchwebt und umgeben ist. Auffallend war es mir, ohnerachtet des sandigen Bodens in Westphalen und übern Rhein bis Nimwegen, fast gar kein Nadelholz, sondern lauter Laubholz und darunter meistens Eichen und Buchen zu sehen. Cleve liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuß ein Arm des Rheins vorbeiströmt. Die Stadt ist von Mittelgröse, aber sehr artig, schon ganz im niederländischen Geschmack gebaut. Die Häuser sind nehmlich alle von Backsteinen aufgeführt, und haben, besonders im unterm Stock, sehr hohe Fenster, so, daß ein solches Haus äuserlich mehr einer Laterne ähnlich sieht, als einem Gebäude, in welches ein proportionirliches Licht geführt werden soll. Die Wände sind sehr dünne und die Böden und Plafonds nur mit Diehlen belegt, aber nicht geschliert, die Balken kaum so dick, als Schaltbäume. Dies alles macht, daß es wie auf einer Fruchttenne poltert, wenn iemand in den obern Zimmern stark auftritt.

Von Cleve fuhren wir den andern Morgen um 6 Uhr nach Nimwegen ab. Die Postknechte liesen sich hier nicht mehr bewegen, auf dem Pferde zu reuten, sondern sezten sich lieber mit zwey Bedienten auf den Bock. Nimwegen ist die erste holländische Stadt von dieser Seite; ist gut befestigt, schön gebaut, eben gepflastert und ungemein anmuthig am linken Ufer der Waal gelegen. Wir kehrten im weisen Schwanen auf dem Marktplaz ein und fanden gute Bewirthung. Der Paradeplaz ist ganz mit Alleen besezt. Die Garnison besteht dermalen nur aus 2 Bataillons Infanterie und 1 Regiment Cavallerie. Auf dem Wall, der mit Alleen eingefaßt ist, hat man sehr abwechselnde Aussichten, doch glich nichts, was ich ie gesehen habe, dem prächtigen Prospekt, welchen man in einem neu angelegten Gebäude an der Waal hat. Oben auf der Galerie dieses thurmförmigen Gebäudes übersieht man nicht nur die ganze Stadt Nimwegen, sondern auch auf allen Seiten die umliegenden Oerter und Gegenden, so weit die Fernrohre reichen. Längs der Waal hinab sieht man die 7 Stunden weit entlegene Stadt Thiel, und bey ganz heiterm Himmel sogar die Thürme von Utrecht, das 7 Meilen von Nimwegen entfernt ist. Auch in der weitesten Ferne kann man keinen Berg auffinden.

Am 25. Mai früh um 7 Uhr fuhren wir mit sehr gutem Winde in einer grosen Yacht nach Rotterdam ab. Die innere Einrichtung der Yacht ist allerliebst. Hinten unter dem Verdeck ist ein geräumiges, sehr nett eingerichtetes und meublirtes Zimmerchen für Herrschaften; vor selbigem ein geräumigers, worinnen 4 artige Bettchens angebracht sind. Weiter vorwärts noch ein Zimmer mit Betten für Domestiquen, zugleich mit einem Abtritt versehen; darauf folgt endlich die Küche. Oben auf dem Verdeck kann sich bey schönem Wetter eine grose Gesellschaft aufhalten. Der Schiffleute, die uns führten, waren nur zwey. Weil wir Anfangs so guten Ostwind hatten, wurden 3 volle Seegel aufgespannt, und dadurch kamen wir bis gegen 10 Uhr nach Thielen, 7 Stunden von Nimwegen. Hier landeten wir, giengen in die Stadt, die zwar nicht beträchtlich, aber doch sehr anmuthig ist, und kauften uns etwas Viktualien ein. Gegen Mittag wurde der Wind heftiger, und drehte sich öfter, so, daß die Yacht etlichemal gewendet oder Ree gemacht werden muste, worüber einmal in der Caiütte der Tisch umstürzte. Die Seegel von einer Seite zur andern zu wenden, erfordert bey starkem Wind die angestrengtesten Kräfte zweier und mehrerer Männer. So bald sie der Wind auf der Seite, wohin man

sie

sie haben will, ergreift, fahren sie mit so groser Heftigkeit hinaus, daß das Schiff eine starke Erschütterung leidet, und sich auf der Windseite tief ins Wasser neiget. Nachmittag wurde der Wind günstig und gelinder. Wir rückten daher schnell vorwärts bis **Corcum**, einer kleinen befestigten Stadt, wo wir abermals landeten, um uns Lebensbedürfnisse anzuschaffen, aber nicht weilten, um unsern Lauf desto behender, **Dordrecht** vorbey, fortzusezen. Die Lage vom grosen und maiestätischen Dordrecht ist vortreflich. Die Stadt selbst ist mit einer grosen Anzahl Windmühlen umgeben, die ihr ein ganz eigenes Aussehen in der Ferne geben. In dieser Gegend begegneten wir mehr als 50 Schiffen, von allerlei Flaggen, die theils herauf, theils abwärts die Creuz und Quere fuhren; denn wir hatten damals nur halben Wind, daher konnten auch Schiffe gegen den Strom seegeln. Nahe an Dordrecht wendet sich ein Arm des Stroms links hin nach **Seeland**, wir aber fuhren gerade aus, hatten iedoch, weil gerade Ebbe war, das Wasser gegen uns, daher man das Schiff öfters wenden und manchmal auch rudern muste. Gegen 8 Uhr aber kam der Fluß wieder mit, das heißt, die Flut erfolgte, und wir fuhren iezt wieder dem Strom nach. Der vortheilhafte Wind brachte uns so schnell fort, daß wir um 10

Uhr schon die Stadt und brennenden Laternen, womit Häuser und Alleen um den Hafen erleuchtet zu seyn pflegen, sehen konnten. Ehe wir aber in den Hafen selbst einlaufen konnten, musten wir erst verschiedene Krümmungen machen, theils wegen der Flüsse, die hier zusammen strömen, theils wegen des gewaltigen Windes, der sich noch zulezt auf diesen Gewässern erhub. Wir landeten mit spater Nacht im Hafen, und blieben daher auch sämtlich auf unsrer Yacht liegen; ich, auf ziemliche Unkosten meiner Ribben.

Es war Morgens halb 6 Uhr, als ich meine harte Bank in der Kaiütte verlies, und aufs Verdeck kroch. Das erste, was mich überraschte, war, daß die Yacht iezt mit dem Ufer völlig parallel stund, da sie doch Nachts bei unserer Ankunft um 3 bis 4 Schuh tiefer gestanden war, so, daß man nur mit groser Mühe und nicht ohne Gefahr aus dem von der Yacht ans Ufer gelegtem Brett hinaufrutschen konnte. Dieser Umstand war die Wirkung von Ebbe und Fluth, die in der Nacht auf ihren höchsten Grad gestiegen war; gegen 7 Uhr aber schon wieder mit der Ebbe abwechselte, welches daraus zu sehen war, daß bereits um 9 Uhr Vormittags die Yacht um anderthalb bis zween Schuh tiefer stund,

als

als die Höhe des Ufers. Ich gieng ohne Verzug in die Stadt. Hier freuete mich am meisten die Menge gröserer und kleinerer Schiffe, die in allen Canälen der Stadt vor Anker lagen. Ich glaube, daß ich die Anzahl auf 6 bis 800 nicht zu gros ansehe, besonders wenn ich nicht unangemerkt lasse, daß wegen der gegenwärtigen Mißhelligkeiten mit England nicht nur die meisten Seefischer, sondern auch die Ost- und Westindienfahrer zu Haus zu bleiben genöthiget sind, aus Furcht, den englischen Kapers in die Hände zu fallen. Daher mocht es wohl kommen, daß auch gerade izt so viele ost- und westindische Kauffartheischiffe in diesen Canälen lagen. Jene sind höher gebaut, mehr gewölbt und gehen tiefer im Wasser, als diese. Beide haben 2 oder 3 Masten, die nach Beschaffenheit des Windes um ein Drittheil erhöhet und erniedrigt werden können. Auf beiden Seiten eines ieden Masts sind Strickleitern bis an den Gipfel gemacht, und die Anzahl der dicken und dünnen Seiler ist gar nicht zu zählen. Auf iedem befinden sich mehrere Anker von ungeheurer Gröse und Schwere. Matrosen sah ich auf Flaschenzügen, wie die Schieferdecker haben, an den Schiffen herumklepsen und die Cruste, welche das Seewasser angesezt hatte, abkrazen. Ihre Fertigkeit, ausen an den Fugen des Schiffs aufs Verdeck zu klettern,

tern, war bewundernswürdig. Rotterdam gehört unter die beträchtlichsten Städte in Holland; sie hat als bloser Handelsort weder Garnison noch Befestigungswerke. Ihre Strasen sind meistens gerade und schön gepflastert und die Häuser gröstentheils prächtig. Allenthalben sah man an denselben Mägde, die nicht nur die Fenster, Hausthüren, Auftritte und Fußbänke mit gröster Sorgfalt scheuerten, sondern auch die Strasen bis an den Canal abrieben. Diese tägliche Arbeit wird durch das Wasser, das aus denen in allen Theilen befindlichen Canälen geschöpft wird, und folglich im Ueberfluß in der Nähe zu haben ist, erleichtert. Von diesem beständigen Reinigen rührt es wohl vorzüglich her, daß die holländischen Städte immer wie ganz neuerbaut aussehen, und sogar die Strasen einen Glanz haben.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß die grosen und vielen Fenster von überaus hellem und weisem Glas nicht wenig zu dieser äuserlichen und wirklich blendenden Schönheit beytragen. Nirgends hab ich runde Scheiben, nirgends alte und vom Schmuz abgestorbene Fenster gesehen, sondern fast durchgängig reine, helle Spiegeltafeln, in denen iede vorübergehende Herrschaft sich und ihre Bedienten hinter sich sehen konnte. Nur mit Mühe

he kann man sich durch die unzählige Menschenmenge auf den Strasen hindurcharbeiten, Kutschen und Kaleschen, Wägen und Karren, Schlaifen und Pferde durchkreuzen einander unaufhörlich. Eben so ist es in den Canälen mit Schiffen, Yachten, Nachen und Schelgen. Da die Canäle mit vielen hölzernen, alle weiß angestrichenen Brücken durchschnitten sind, so müssen diese iedesmal geöfnet werden, wenn ein grösseres Schiff oder eine von den grosen Yachten durchpassiren will. Dies geht also zu. Wenn der Schiffer sich einer Brüke nähert, ruft er etliche mal auf holländisch: Brüke auf! Sogleich erscheinen 2 Männer auf der Brüke und schlagen in der Mitte eiserne Käule heraus, worauf sich die Brüke in der Mitte theilt und vermittelst eines Schnellwerks von selbsten in die Höhe ziehet. Dafür muß der Schiffer im vorbeifahren eine gewisse Abgabe in einen Klingelbeutel, der ihm dargereicht wird, legen. Sobald er durchgefahren ist, lassen die Brükenleute die Brüke wieder herab und steken die eiserne Käule wieder an ihren Ort und iedermann kann nun die Brüke wieder passiren. An Gegenden, wo die Brüken etwas entfernt sind, befinden sich Schelge zum Uebersezen, welche vermittelst eines starken Seils, das an beiden Ufern fest gemacht ist, hin und her gezogen werden; das Seil aber ist so schlaf, daß es an den Orten, wo nicht

gezogen wird, so tief in das Wasser sinkt, daß die Schiffe darüber wegschwimmen. Des Hinüberse-zens ist kein Ende, die Person zahlt 1 Deut oder 1/8 Stüber. Die Alleen an den Canälen bestehen meist aus Linden- und Castanienbäumen. Wir wollten auf die Werft gehen, woselbst gerade 2 neue Orlog oder Kriegsschiffe erbaut wurden; allein auch wir wurden, wie gewöhnlich an solchen Plä-zen, zurück gewiesen. Man muß ganz specielle Erlaubniß haben, wenn man hinein darf. Wir giengen also auf unsere Yacht zurück, wo man eben mit der Ausschiffung unserer Bagage begrif-fen war, die durch die Stadt an den Haagercanal geschleift werden muste. Nachdem ich den Nim-weger Schifscapitain mit den accordirten 36 fl. be-friedigt hatte, begaben auch wir uns dahin und fuhren auf einer sogenannten **Treckschuyt**, wo-für 9 fl. 14 Stüber bezahlt werden muste, wei-ter nach dem Haag ab. Dieses Fahrzeug ist ein langer bedeckter Nachen, der hinten ein ganz klei-nes Zimmerchen für Herrschaften, vor selbigem aber einen langen Plaz für andre Leute und für die Ba-gage hat. Eine Person von mittlerer Größe kann kaum darinnen aufrecht stehen. Auf dem Verdeck kann man, weil es platt ist, stehen und sizen. See-gel hat es nicht, sondern wird von einem Pferd gezogen, eben so wie die Fahrzeuge, die den Mayn hinaufwärts gehen. Der Canal ist weder breit

noch tief und weil das darinnen befindliche Wasser stille steht, ist es leichter zu ziehen als ein dem Strome entgegen gehender Kahn. Daher muß auch das Pferd am Ufer einen ununterbrochnen kurzen Trap laufen. Von Rotterdam gehen täglich alle Stunden solche Schuyten nach dem Haag ab und von dieser wieder nach iener Stadt. Es sind uns unterweges deren eine Menge begegnet. Die Art, wie sie einander ausweichen, ist leicht. Das eine Pferd nämlich hält einen Augenblick stille; dadurch sinkt das Zugseil nicht nur am Ufer, daß das entgegen kommende Pferd darüber weglaufen kann, sondern es senkt sich auch so tief unter das Wasser, daß der andere Schuyt darüber wegfährt. Wenn man sich einer Brücke nähert, so läst der Reuter, wenn er auf die Brücke kömmt, von einem darauf iederzeit befindlichen Mann oder Frau das Seil ohngefehr in der Mitte abmachen; die am Schiff festgemachte Hälfte zieht sodann der Steuermann ein; das Ende der am Pferd angemachten Hälfte aber reicht die, auf der Brücke befindliche Person dem Schiffer hinab, wenn dieser unter der Brücke hervorkommt. Nun knüpft derselbe es wieder an, da unterdessen das Pferd iust wieder so weit vorgelaufen ist, daß der Zug wieder da ist. Von diesem Ziehen hat dieses Fahrzeug seinen Nahmen, denn Trecken, heist im holländischen so viel als ziehen, und Schuyt ein kleines

Schiff.

Schiff. Drei kleine Stunden von Rotterdam, gegen Haag zu, liegt Delft, wodurch auch der Canal gehet. Dies ist ein überaus langer und schöner Ort. Wir giengen zu Fuß durch, um denselben besser in Augenschein nehmen zu können und die Hauptkirche zu sehen, in welcher der gewöhnliche Begräbnisort der Prinzen von Oranien, auch das Grabmal des ersten meuchelmörderischer Weise von einem Spanier 1602. ermordeten Statthalters, Prinzen Moriz von Passau, befindlich ist. Es wurde uns aber die Kirche nicht geöfnet. Indeß wir unserer Treckschuyt wieder zueilten, hörten wir noch das Glockenspiel auf dem Thurm, das sich iede viertel Stunde hören läst, ehe es schlägt. Dergleichen sind fast in allen holländischen Städten, aber noch zur Zeit nirgends besser als in Corcum und Delft. Die Harmonie des leztern war ausnehmend. Alle viertel Jahre wird ein anderer Psalm in die Walze eingesezt; daher die holländischen Glockenspiele nicht mit ihrem ewigen Einerlei, wie so manche andere, die Ohren beleidigen. Zu gewissen Zeiten müssen auch die Organisten selbst die Glocken spielen, wozu eine Orgelmäsige Maschine vorhanden ist.

Von Delft hat man noch eine halbe Meile bis nach Haag. Ich habe nicht nöthig, von den Gegenden zwischen Rotterdam und Haag ei-

ne Beschreibung zu machen, da sie ohngefähr eben so sind, wie die von Nimwegen nach Rotterdam. Eine weite Aussicht, schöne Gärten und Gartenhäuser, prächtige Alleen auf allen Seiten der Canäle, ganz ebene Fahrwege zwischen Schattengängen, alles dieses wirkt auf ein, noch nicht an solche Gegenstände gewöhntes Auge mit einer Stärke, die tiefe Eindrücke zurück läßt, zumal wenn iene durch die günstigste Witterung, wie damals der Fall war, noch um ein beträchtliches verschönert werden. Zwischen Delft und Haag sah ich sogar einen Galgen, der mit einer eigenen Allee eingeschlossen war und eine schöne steinerne Pforte zum Eingang hatte. Der Ebene wegen haben hier die meisten Wägen und Kutschen gar keine Deichseln, sondern statt derselben ist an den vordern Rädern ein hölzerner Schwanenhals befestigt, auf den der Kutscher seine Füsse stüzt und durch deren Druck dem Waagen die nöthige Wendung giebt. Vornen sind also die Pferde blos mit Stricken angespannt, und laufen oft 3 und mehrere nebeneinander. Fährt man über eine Brücke hinab, so steipert der Kutscher den einen Fuß auf den Hintern des einen Pferdes und hält dadurch die Kutsche, so viel, als auf den Augenblick nöthig ist, zurück.

Gegen 2 Uhr Nachmittags kamen wir im Haag an und stiegen im Parlement von England ab, einem Gasthofe, der tief in der Stadt liegt. Daher musten wir mit unserm Schuyt weit in die Stadt hineinfahren, aber nicht zu unserm Vergnügen. Denn so angenehm auch der Anblick der schönen und langen Strasen war, durch die wir schifften, so unangenehm war doch auch der entfezliche Gestank, den wir im Canal der Stadt, insbesondere unter den Brücken, einnehmen musten. In dieses stehende Gewässer werden alle Kloacke und Unsauberkeiten geleitet; daher sieht nicht nur das Wasser höchst eckelhaft aus, sondern der Gestank ist auch an verschiedenen Orten ganz unerträglich.

Nach dem Mittagessen fuhren wir in die evangelisch = lutherisch = teutsche Kirche, von welcher nichts sonderliches zu rühmen ist.

Am 28. Mai fuhren wir früh nach 7 Uhr nach Scheveclinge, einem unmittelbar an der See liegenden Dorfe. Es ist eine wahre Wollust, sogleich am Ende der Stadt Haag an dem äussersten Ziel einer 3/4 Stunden langen Allee den Kirchthurm jenes Dorfes zu erblicken. Dabey ist der Weeg so eben, so fest und rein, als ob er geschlagen und mit Besen gekehrt wäre. Es

rollte

rollte daher der Wagen darauf weg, ohne daß auch nur der geringste Stos zu verspühren war. Das Dorf ist, wie alle holländische Orte, schön gebaut und gut gepflastert. Da sieht man keine Miststätten vor den Häusern, und keinen Koth in den Strasen. Ganz dichte am Ufer der See steht die Kirche, die aber erst durch die Eingriffe des Wassers so nahe hingekommen seyn soll. Bei derselben stunden gegen die See Kanonen aufgepflanzt und dabey eine Wache von Kanoniers, weil man den Engländern nicht traute. Hier hatten wir auf einmal die unübersehbare See — welch ein herzerhebender Anblick! Es war gerade Ebbe; wir konnten also eine ziemliche Strecke trocknes Fuses in die See hineingehen und zunächst am Wasser auf- und abspazieren. Es war heiteres und ruhiges Wetter, demohnerachtet rauschte das Wasser, wie ein strenger Strom, und warf, so weit das Auge reichte, Wellen. Es zog sich mit iedem Augenblick gegen das Ufer schäumend vorwärts, so, daß wir dann immer so lange bis auf die Knorren im Wasser stunden, bis es wieder zurückgeprellt war. Unter unsern Füsen war der klarste Streusand, ohne das geringste Steinchen. Zunächst um das Ufer befinden sich viele kleine Sandhügel, mit Unkraut besäet, damit der Wind den klaren Sand nicht so sehr zerstreuen möge,

und das Meer Gelegenheit bekomme, noch weiter um sich zu greifen. In diesen Sandhügeln oder Dünen befinden sich eine grose Menge Caninchen, die um ein schweres Geld verpachtet sind. Auf dem Beet des Meeres, so weit es eben iezt vom Wasser verlassen war, sahen wir allerley Arten von grösern und kleinern Muscheln, mit denen uns auch auser den Früchten unsers eigenen Sammlens die Seeleute gegen ein Trankgeld beschenkten. Hin und wieder lagen auch krepirte Seefische, meistentheils Plattfische oder Schollen. So fanden wir auch am Wasser eine lebendige Krappe, die bekanntlich als was delikates verschmauset werden. Sie sieht einem Krebs ohne Schwanz ganz ähnlich, hat zwo starke Scheeren, sechs Füse, ist ohngefähr einer Hand lang, und eben so breit, und auf dem Rücken mit einem starken Schilde bedeckt. Sie lag, ganz in sich zusammen gezogen, auf dem Bauche da, daß wir sie für eine grose Muschel ansahen; allein, als sie umgedreht und auf den Rücken gelegt wurde, erweiterte sie sich mit ihren Scheeren und Füsen um ein beträchtliches, und gab ihre Beweise vom Leben dadurch, daß sie sich fest mit den Scheeren an den Stock klammerte und so von ihrem bisherigen Wohnorte tragen lies. — Spiegelhelle war das Seewasser, daß wir, so weit wir hineingehen konnten,

ten, alles auf dem Grunde zu unterscheiden vermochten.

In einer Entfernung von etlichen Stunden zählten wir durch unsre Fernrohre gegen zweihundert Fischerschiffe in der lebhaftesten Thätigkeit. Nur im Dorfe Schevelinge sollen 64 See-Fischer seyn, wovon die meisten mit Anbruch des Tages ausgefahren waren. Man schliese nun auf die ungeheure Menge von Menschen, die blos dieses Gewerbes wegen nur in Holland den grösten Theil ihres Lebens auf diesem maiestätischen Elemente zubringen. Sie kommen nur alle 2 oder 3 Tage mit ihren Schiffsladungen zurück und am Sontage bleiben sie zu Hause. Nachmittags hatt' ich das längst gewünschte Vergnügen, die Fluth zu beobachten, die ich immer, wenn mein Lehrer in einer geographischen Lekzion dieses merkwürdigen Phänomens erwähnte, staunend einmal in Natur zu sehen wünschte. Es ist ungegründet, wenn sich manche einbilden, die Fluth erfolge so geschwind, daß man sich kaum mit der Flucht retten könne. Ich trat an den Rand des Wassers; und erst in 3 Minuten fand ich, mit der Uhr in der Hand, das Wasser bis um zwei Schuh vorgerückt; doch bemerkte ich auch nachher, daß es langsamer geht, ie näher es dem Lande kommt. Denn ob ich gleich noch

bei

bei 2 Stunden in einem an der See gelegenen Wirthshause blieb, so sah ich doch, daß das Wasser noch immer nicht zu seiner völligen Höhe gestiegen war. So stille und heiter auch die Luft war, so rauschte und sprudelte das Meer dennoch wie siedend Wasser und trieb am Rande immer dichten Schaum vor sich her.

Im Hin = und Herwege begegneten mir verschiedene Mezgerhunde, wie Pferde in kleine Karren gespannt, die in der That schwere Lasten zogen; auf einem sas sogar ein groser starker Mezger und ein einziger Hund schleppte ihn frisch weg. Es haben in dasiger Gegend alle Mezger dergleichen drolligtes Fuhrwerk, das freilich auf ebenen, steinleeren Wegen eher statt finden kann, als bey Bergen und schlimmen Wegen.

Als ich wieder in die Residenz zurückgekommen war, begab ich mich in ein Kaffeehaus, aus dem ich die Parade sehen konnte. Es defilirten ohngefähr 40 Dragoner zu Pferd und eben so viel Dragoner zu Fuß; 80 bis 100 Mann Infanterie, die sich nicht übel ausnahmen.

Nachmittag machte ich einen Spaziergang nach den Busch, dem Sommeraufenthalt des

hiesigen

hiesigen Hofs. Es liegt dieses schöne Landhaus eine halbe Stunde vom Haag, von wannen die schönsten Alleen dahin führen. Es ist merkwürdig, daß dieses Schloß in einem ordentlichen natürlichen Walde liegt, welches der einzige in ganz Holland ist. Es giebt dieser, zwar nicht grose, aber schöne Laubwald abermals einen Beweis ab, daß in Holland gar wohl Wälder angepflanzt werden könnten, und es ist unbegreiflich, warum es bisher noch nicht geschehen ist. Ich habe fast nirgends so hohe, starke und gesunde Bäume gesehen, als in Holland, und an Plaz zu Waldungen kann es auch nicht fehlen.

Bey meiner Zurückkunft in die Stadt schweifte ich in der Stadt umher und fand, ich mochte mich wenden, wohin ich wollte, Alleen und Promenaden, ein Geraffel prächtiger Kutschen und Pferde, und fortwährendes Gewühl sich begegnender Menschen. Bei alle dem ist doch Haag kein Handlungsort. Die Canäle sind eng und seichte, man sieht kein beträchtliches Schiff darinnen; kein schiffreiches Wasser ist in der Nähe, und Schevelinge hat keinen Hafen. Es kommt daher Haag in Rücksicht des Handels gegen Amsterdam gar nicht in Anschlag.

Da ich Geschäften halber nach Briel muste, so sezte ich mich mit dem H. G. G., dessen Regiment

giment daſelbſt lag, in eine ordinäre Treckſchuyt und fuhren nach Delft, von dannen nach Maesland Sluys fort, welches 2 Stunden von Delft gelegen iſt. Es iſt daſſelbe zwar nur ein Dorf, aber ſehr lang, ſchön gebaut und gut gepflaſtert. An dem einſeitigen Ende ſtöſet es an die Maas, welche hier ſehr breit iſt und eine Art von Hafen in dem Ort macht, in welchem wir eine groſe Menge müſſiger Heeringsfiſcher-Schiffe liegen ſahen. Um nach Briel zu kommen, muſten wir uns nicht nur über die Maas ſezen laſſen, ſondern auch die zwiſchen Maesland Sluys und Briel liegende kleine Inſel Roſenburg paſſiren. Lezteres geſchah nun auf einem mit 2 Pferden beſpannten, zwar gemeinen, doch grün und roth angeſtrichenen, Bauerwagen, welcher, durch ein von dem Schiffer währendem Ueberſezen gegebenes Zeichen, bey unſerer Anlandung bereits angeſpannt war. Wir ſtiegen auf einer Leiter in denſelben, und fuhren mit dieſer ſonderbaren Poſt über dieſes kleine Inſelchen, dem es gleichwol an ſchönen Aeckern und Wieſen ſo wenig als an Bewohnern fehlt. Am Ende derſelben trennte uns nur noch ein zweyter Arm der Maas von Briel. Wir muſten uns alſo nochmals einſchiffen und uns über dieſes ſehr breite und dem Meere ganz nahe Gewäſſer hinüber bringen laſſen. Nachdem wir nun wieder

ans

ans Land gesezt waren, befanden wir uns auf den Vorwerkern der Stadt **Briel.**

Am andern Morgen um 7 Uhr erfolgte die Ankunft des Prinzen Statthalters, um Revüe zu halten, bey den der G. G. als Ordonanz-Offizier zugegen seyn mußte. Bey des Prinzen Annäherung an die Stadt wurden die Canonen auf den Wällen gelöset, und 2 grüne Nachen, von weiß gekleideten und mit grünen Banden gezierten Matrosen gerudert, brachten Seine Hoheit durch den Hafen in die Stadt, nachdem sie am Ufer von einer Rathsdeputation und von einem Corps Staabsofficiers unter Paradirung zweyer Bentinkischer Grenadircompagnien empfangen worden waren. Nachdem das Regiment des Prinzen von Hessendarmstadt zwo Stunden auf dem Plaz monövrirt und drückende Hize ausgestanden hatte, erfolgte endlich die **Revüe**, die der Prinz Statthalter selbst vornahm, indem er in eigener Person mit der Liste in der Hand durch alle Glieder gieng. Hierauf rückte das Regiment wieder in die Stadt; der Prinz von Oranien aber und alle gegenwärtig gewesenen Generals und andere Offiziere giengen unter aufgeschlagenen Zelten, wo die Herren Deputirten ein Frühstück hatten zubereiten lassen. Während dieses eingenommen wurde, rückte das andere in

Briel liegende Regiment Bentink aus, und marschierte auf eben denselben Plaz. Dieses manövrirte bis Nachmittags gegen 3 Uhr. Als es die Revüe passirte, ergab es sich, daß viele Beurlaubte nicht mehr zum Regiment gekommen waren, und folglich dasselbe ziemlich defekt und mit Rekruten überhäuft befunden worden.

Es ist dasselbe ein Seeregiment, und eben deswegen glaubt man, die unter selbigem sich befundene Deutsche müsten für räthlicher gehalten haben, nicht mehr zum Regiment zurück zu kehren, als sich der Gefahr auszusezen, bey den gegenwärtigen kriegerischen Aspekten eingeschifft zu werden. — Auserdem befinden sich aber auch, sowol bey diesem, als beym Darmstädtischen Regiment, viele Kranke, wovon die in der Nachbarschaft der See sehr veränderliche Luft und Witterung und der Mangel an gutem, frischen Wasser die vorzüglichste Ursache seyn mögen.

Hier habe ich zum erstenmal erfahren, was für eine grose, unschäzbare Wohlthat es um reines und frisches Wasser, und wie empfindlich der Mangel an diesem nothwendigen und erquickenden Bedürfniß ist. Briel hat, so wie mehre holländische Orte, schlechterdings kein Quellwasser, sondern muß sich mit Cisternenwasser,

und

und, wenn es lange nicht regnet, wie gegenwärtig der Fall ist, blos mit dem Wasser des Canals behelfen.

Weil nun lezteres stehendes Wasser und mit allen möglichen Unreinigkeiten der Stadt und der Schiffe angefüllt ist, so kann man sich leicht vorstellen, wie es beschaffen seyn muß. Gewöhnlich wird es zwar vorher abgesotten, aber nichtsdestoweniger sieht es so unrein aus, und stinkt so sehr nach Cloacken, daß man es weder ohne Eckel ansehen, noch ohne Abscheu verschlucken kann. Ich konnte mich kaum dahin überwinden, nur den Mund damit auszuschwänken, und die Milch zu verschlucken, die ich kaum mit der Hälfte solchen Wassers vermengt hatte. Gleichwol vergröserte die Hize sowol, als der Mangel an einem erquickenden Getränke, den Durst, und ich muß bekennen, daß ich mit gröster Sehnsucht unsrer Rückkunft im Haag entgegen sah, um mich mit dem dasigen Wasser zu laben, welches doch noch Quellwasser ist, und keinen Gestank mit sich führet.

Sonst ist die Stadt Briel gros, wohlgebaut und ziemlich befestiget, kann auch durch Eröfnung der Schleusen mit ihrem ganzen Gebiet unter Wasser gesezt werden. Die Lebensmittel sind

gegen=

gegenwärtig daselbst, so wie in allen gegen die See zu liegenden Theilen Hollands, in einem hohen Preis, und die Quartiere wegen der starken Garnison rar und theuer. Man sieht in dieser — der See so nah gelegenen — Stadt fast nichts, als Schiffsleute und Matrosen. Diese Kerls sehen grob und drolligt genug aus. Ihre Kleidung ist meistens ein brauner kurzer Kittel, dergleichen sehr weite und lange Hosen, und auf dem Kopf ein schwarzer runder Hut. Ihre Sprache ist schon corrupt, und mir ganz und gar unverständlich. Auch hatte ich unterwegs von Haag nach Briel viele Mühe, nur das heraus zu bringen, was ich iedesmal zu bezahlen hatte, und ihnen begreiflich zu machen, daß unser Weeg nach Briel gerichtet sey. Die Leute sind zu grob und unbändig, als daß man sich ihnen blindlings anvertrauen könnte, am wenigsten, was das Auszahlen betrift, weil sie lieber nach dem ganzen Beutel greifen, als nach dem, was ihnen von Rechtswegen gebührt. Dabey brummen sie gleich, wie die Bären, wenn man ihnen nicht so viel geben will, als sie verlangen. Von Delft bis Maesland Sluys hatten wir auf der Schuyt 5 Matrosen zur Gesellschaft, welche von Rotterdam kamen, und nach Helvoet Sluys auf das Orlogschiff giengen, wozu sie beordert waren. Es waren lustige, gesund aussehende Kerls, und

zwar

zwar Matrosenmäsig, aber doch gut gekleidet. Der eine verstund auch hochteutsch, und erzählte uns, daß er von Geburt ein Würzburger sey. Vor 12 oder 13 Jahren hätten ihn die Seelenverkäufer erwischt, und zum Matrosen gemacht, da er denn seitdeme auf der See herumgefahren sey. Jezo möge er selbst nichts anders mehr anfangen, sondern gehe wieder freywillig zu Schiff. Seine Eltern und Verwandte würden ihn ohnfehlbar lange todt glauben. Er wolle auch nichts weiter in seinem Vaterland von sich hören lassen, und in seinem Leben nicht mehr dahin gehen. —

Nachdem die Revüe vorbey — und der Prinz von Oranien nach Helvoet Sluys, welches eine Meile von Briel liegt, abgereißt war, kehrten wir gegen Abend wieder nach dem Haag zurück, giengen aber von Maesland Sluys aus, nicht mehr zu Wasser, sondern zu Land, in einen Phaedon, worinnen 6 Personen sizen können. Der Weeg gehet über lauter Dämme, die zur einen Seite den Canal, und zur andern das tiefer liegende Land haben. Sie sind meistens mit schönen Alleen besezt, aber an den meisten Orten sehr schmal, daher das Ausweichen so unangenehm ist, als man Gefahr lauft, in den Canal zu stürzen, wenn die Pferde scheu werden.

Den

Den 1. Junii gieng ich Nachmittags nach Sorgenflieht spazieren. Dies ist ein Bentinkisches, nur 1/4tel Stunde von der Stadt, linker Hand der Shevelinger Allee, gelegenes Landgut, dessen Umfang 70 Morgen, der Morgen zu 600 Ruthen, und dieser zu 12 Schuh gerechnet, betragen soll. Die Anlage ist grösstentheils auf englische Manier, und die Abwechslung so mannichfaltig und ergözend, daß iede Beschreibung davon unvollständig seyn würde. Ich habe in dieser Art noch nie was schöners gesehen, und man versichert auch, daß dieses die angenehmste Landanlage in der ganzen Gegend sey.

Eine hohe, prächtige Allee führet dahin; der Eingang wird durch ein groses Alleen-Rondel bedeckt. Innerhalb der Pforte stehen rechter Hand Wohnhäuser, linker Hand aber eine lange gerade Allee, welche das innere der Anlage dem neugierigen Auge verbirgt. Kommt man weiter vorwärts, so erblickt man rechter Hand eine holländische Kunstanlage mit einer starken Orangerie geziert, und im Hintergrund von einem sehr grosen, einen halben Cirkel formirenden Orangeriegebäude begränzt. Diese scheidet weiter vorwärts ein kleiner Canal von der englischen Anlage. Sobald man denselben passirt hat, befindet man sich in dieser, und nun, welche wohl-

benuzte, unverkünstelte Natur, welche Abwechslung in graden und krummen, bedekten und unbedekten Gängen, in Thälern und Sandhügeln, in natürlichem Wald und Buschwerken, in Laub- und Nadelholz, in Seen und Gräben, in Grotten, künstlichen Wasserwerken und andern Denkmälern, kurz, alles über alle Beschreibung! Wir brauchten eine Stunde, um mit eilendem Schritt herum zu kommen, und das meiste mit flüchtigem Blick zu überschauen. Entzückt über diese herrliche ländliche Ruhe giengen wir wieder in die Stadt zurück. Von einer Buche mit ganz dunkelbraunen Blättern nahm ich zum Andenken ein Blatt mit, da ich zumalen einen solchen Baum noch nie gesehen hatte. Doch! wieder in die Stadt.

Ich habe in meinem Leben keine Stadt von der allgemeinen Schönheit, Reinlichkeit, und Anmuth gesehen, als Haag ist. Wenn nur die stinkende Kanäle nicht wären. Die Menge der Häuser wird auf 4000. und die Zahl der Einwohner auf 40000 geschäzt. Troz der übeln Ausdünstungen der Kanäle, sollen doch selten ansteckende Seuchen und Faulfieber grassiren, weil sich die hiesige Luft wegen der Nachbarschaft der See alle Augenblick verändere und reinige. Es wird vielmehr Haag für einen der gesündesten Orte in ganz Holland gehal-

gehalten. Wenn dies wahr ist; so mag das trinkbare Quell-Wasser, nebst denen breiten, schnurgeraden Strasen und vielen grosen freyen Plätzen, nicht wenig dazu beytragen. Wozu ich, vielleicht nicht ohne Grund, auch dieses rechne, daß Haag nicht nur von keinen Bergen beschränkt wird, sondern auch mit gar keiner Mauer umgeben ist, so daß sowol Luft als Menschen zu allen Zeiten von jeder Seite ein- und auspassiren können. Man darf aber auch hier die Liebe der Holländer zur Ordnung und Reinlichkeit nicht mit Stillschweigen übergehen. Was die Bauart betrift, so ist sie ganz im holländischen Geschmack, indessen fehlt es hier auch nicht an Meilengrosen Palästen von massiven Quatersteinen, und überhaupt habe ich noch kein ganz schlechtes, unscheinbares Haus gesehen. Die Gebäude sind meistens so schön und nett, und die Strasen und freyen Pläze mit ihren herrlichen Alleen und Promenaden so riant, daß man oft in Versuchung geräth, zu glauben, man sehe alles dieses durch einen optischen Kasten. — Das äusere Ansehen des Schlosses, worinnen der Prinz von Oranien residirt, entspricht aber der Erwartung nicht. Es ist dasselbe in der That nichts anders, als ein Haufe miteinander willkührlich verbundener Privathäuser, deren Zugänge mit Wachen besezt sind, und die ohngefehr in der Mitte eine alte unansehnliche Kirche

zur Nachbarin haben. Ein Fremder würde, ohne daß man es ihm sagt, oder ohne daß er es an denen vielen Schildwachen merkt, diesen Klumpen Häuser nicht für den Wohnsiz des Statthalters halten. — Das Stadt = oder Rathhaus ist eben so wenig merkwürdig, doch kann man es an seiner Grösse und Form schon äuserlich dafür erkennen. Nahe dabey steht die Hauptkirche, ein sehr weitläuftiges Gebäude, mit einem zwar nicht hohen, aber schönen und ansehnlichen Thurm. Es ist eine bekannte Sache, daß in den vereinigten holländischen Provinzen die reformirte Religion die herrschende ist, und sie ist es auch hier; indessen befinden sich doch eine grose Menge Katholicken und Lutheraner hier, die in ordentlichen Tempeln ihre Privatreligions = Uebung haben. Auch fehlt es an Juden nicht, und diese haben ebenfals ihre Synagogen.

Ich habe oben schon einmal gesagt, daß Haag dem äuserlichen Ansehen nach kein groser Handelsort zu seyn scheine. In dieser Meynung werde ich durch die eigene Versicherung hiesiger Einwohner bestättiget. Indessen sollen viele hiesige vornehme und andere Privatpersonen Aktien in Amsterdam und Rotterdam nehmen, und auf solche Weise mit grosen Handelshäusern in Gesellschaft stehen. Ueber die schweren Auflagen und Accise wird auch

hier

hier sehr geklagt; ich habe aber noch nicht erfahren können, worinnen sie eigentlich bestehen.

Daß der Luxus sowol in Kleidern, als im Ameublement der Häuser und andern entbehrlichen Bedürfnissen im Haag sehr gros ist, bedarf wohl keines mühsamen Beweises; und wie kostbar es daher hier zu leben, und eine Haushaltung zu führen sey, wird noch mehr daraus erhellen, wenn ich an einem andern Orte von dem Preise der Waaren und Lebensmittel zu reden Gelegenheit haben werde. Die Perückenmacherzunft muß wohl in hiesigen Gegenden eine zahlreiche Gesellschaft ausmachen, denn man siehet die meisten Bürger, Handwerker, Schiffsleute, Kutscher, und oft gar iunge Leute mit runden Stuzperücken herumwandeln. — Delikate Seefische bekommt man in den Wochentagen häufig zu essen; ich kann sie aber so wenig nennen, als ihren Geschmack beschreiben.

Die Holländer sind aber darinnen so leckerhaft, daß sie von denen iezigen Sommerfischen keinen mehr speisen wollen, wenn er einmal über 24 Stunden aus der See ist. Daher kommt es denn, daß man am Sonntag und Montag, weil an ienen die Fischer nicht ausfahren, keine Fische zu essen bekommt. — Von wirklichen

Geld=

Geldsorten sind mir bekannt worden: in Gold, die ganzen Reuter à 14 fl. und die halben Reuter à 7 fl. Beyde läst der Staat nur allein prägen, daher man ihrer nicht so viele sieht, als holländische Dukaten, welche ieder Bürger, so viel ihm beliebt, schlagen zu lassen die Erlaubniß hat. In Silber habe ich folgende Sorten gesehen: harte Thaler à 3 fl. und à 2 fl., 12 Stüber, ganze Gulden à 20 Stüber, Schillinge à 6 Stüber, welche alle mit einem kleinen Contre = Stempel noch besonders bezeichnet sind; Sechstehalb à 5 1/2 Stüber, welche von den vorigen nur darinnen unterschieden zu seyn scheinen, daß sie den Contre = Stempel nicht haben; ferner, Doppelchen, oder 2 Stüber Stücke; ingleichen, 1 Stüber Stücke; und von Kupfergeld, nichts, als Deuts, deren 8 auf einen Stüber gehen. Es giebt auch 30, 15, 10 und 5 Stüber Stücke, die iedoch nicht so häufig sind, als die vorigen. Die Silbersorten scheinen von sehr gutem Schrot und Korn zu seyn, und was mir dabey besonders auffiel, war, daß man, besonders unter denen Sechstehalb und Doppelchen, selten ein Stück findet, das in diesem Jahrhundert erst geschlagen worden wäre. Fast alle sind vom vorigen Sekulo, und so sehr abgenuzt, daß man an denen wenigsten noch ein Gepräge erkennen kann. Gleichwol sieht man kein Kupfer

vor=

vorscheinen. Es ist sehr leicht, sich in das holländische Geld zu finden. Das Verhältniß des holländischen Münzfuses, die Dukate à 5 fl., 5 Stüber gerechnet, zum teutschen 24 fl. Fus, ist wie 20 zu 21., das heißt, 20 fl. rhein. machen präcise 21 fl. holländisch; folglich ist 1 fl. holländisch nicht mehr als 57 1/7 kr. rhein.; im Umsezen auf Wechsel muste ich aber in Frankfurth für 1 fl. holländisch 61 kr. rhein. bezahlen.

Am Pfingstfest, den 3. Junii, besuchten wir Vormittags die lutherische Kirche, welche die einzige dieses Glaubens in der Stadt ist, und 3 holländische und 1 hochteutschen Prediger, Namens Rüz (vid. der Kirchen- und Kezerallmanach), hat, den wir auch predigen hörten. Nachmittags giengen wir in die französische Schloskirche, in welcher der damalige Prediger ebenfals weder ein Demosthenes, noch ein Cicero, noch ein Saurin, noch ein Seiler war.

Gegen Abend fuhren wir auf die 1 Stunde von der Stadt befindliche Menagerie, fanden aber nicht viel seltene Thiere daselbst. Ausser einem Pavian, einem Affen, 2 Wasserpelikans, 2 gestreiften Esels vom Cap und einem amerikanischen Raben, sahen wir fast nichts, als eine grose Menge Gold- und Silberfasanen.

Mon-

Montags, den 4. Junii, besahen wir gegen Mittag das Naturalienkabinet. Dieses ist sehr beträchtlich, und sehr gut eingerichtet. In der grosen Antiquitätenkammer sahen wir eine erstaunliche Menge wahrer Antiquen; als: grose und kleine Busten von römischen Kaisern und andern Alten; allerley kleine Figuren von Metall, viele Münzen, Gemmen, Steine ꝛc. Ein anderes Zimmer ist mit lauter chinesischen Arbeiten und Sachen angefüllt, unter denen sich besonders Gemälde von Vögeln auszeichneten, bey denen nicht nur die Farben und deren herrliche Mischung, sondern auch, welches man bey chinesischen Malereyen sonsten nicht gewohnt ist, die Zeichnung selbst von grosem Fleis und Kunst zeugeten. In denen verschiedenen Zimmern, wo die eigentlichen Naturalien aufbewahrt sind, befinden sich sehr vollständige Sammlungen von Vögeln, Insekten, Fischen, Schlangen ꝛc., so wie von Erzen. Das seltenste und merkwürdigste war ein unschäzbarer orientalischer Topase, welcher 12 Pf. wieget, und meinem Augenmaas nach eine Hand lang, und 1 Spanne in Umfang haben mag. Unter denen vierfüsigen Thieren fiel mir ein kleiner Elephant und eine Meerkuh besonders in die Augen. Leztere ist eine ungeheure und erschreckliche Maschine. Auf 4 kurzen, aber sehr dicken Füsen ruhet ein überaus

schwe-

schwerer Körper, welcher wohl mehr als 6 Fuß in die Länge und eben so viel in der Breite haben mag. Der Kopf ist ebenfals von so ungeheurer Gröse und Dicke, daß in dem mit erschrecklichen Zähnen angefüllten Rachen beynahe ein Mensch sich verkriechen könnte. Der Schwanz hingegen ist kurz und dünne, und die Höhe dieser ganzen Maschine etwann 4 bis 5 Fuß. Es sieht dieses Ungeheuer übrigens einer Kuh nicht unähnlich. Das Fell ist von schwarzbrauner Farbe, und so dick, daß nur am Kopf eine kleine Kugel durchdringen kann. Flosfedern bemerkte ich an diesem — vor einigen Jahren erst erschossenen — Thier nicht.

Mit vielen Einwohnern hiesiger Stadt bekannt zu werden, scheint, ohne besondere Addresse, schwer zu halten. Der Ort und die Volksmenge sind zu gros, als daß sich leicht iemand finden sollte, der sich für einen Fremden sehr interessirte. Und wenn man hiezu noch die natürliche Gleichgültigkeit und Grobheit der Holländer nimmt, so vergeht einem Reisenden, der zumal ihre Sprache nicht versteht, auch die Lust, sich um einen Umgang mit ihnen Mühe zu geben. Der National = Holländer scheint nur für den Handel und Geld zusammen scharren gemacht zu seyn. Geselligkeit, Leutseligkeit, Dienstfertig=

keit, Uneigennüzigkeit sind Dinge, die er wohl kaum dem Namen nach kennet. Von der Unverschämtheit, Fremde auf eine unerhörte Art zu prellen und in den Preisen zu übernehmen, will ich weiter unten einige Beweise zu geben Gelegenheit nehmen. Wo der Holländer nicht Geld und Gewinnst sieht, regt er weder Hand noch Fuß. Daher kommt auch der unbegreiflich schlechte Vertheidigungsstand, in welchem sich dieser Staat noch bis diese Stunde befindet, ohnerachtet alles über die gegenwärtige fatale und kritische Lage schreyet. Brittisch- Kapers haben sich unter andern vor einigen Monaten bis an die Küste nach Schevelinge gewagt, und etliche Kanonenkugeln ins Dorf geschossen. Alles, was man dagegen unternahm, war, daß nun erst eine Wache mit etlichen Kanonen an die Küste von Schevelinge postirt wurde. Der Krieg ist längst declarirt, aber, statt eine proportionirte Flotte in der See zu sehen, oder doch wenigstens die auf der Reise begriffene holländische Kauffartheyschiffe durch etliche Orlogschiffe gegen die Capers zu beschüzen, wird vielmehr noch darüber gestritten, ob die Marine in bessern Stand zu sezen, Kriegsschiffe zu erbauen, die See = und Landtruppen zu vermehren seyen ꝛc. Die Seefahrer, welche zu Hause sind, müssen also, aus Furcht sowol vor den Kapers, als einer ganzen feindlichen

Flotte, unthätig zu Hause bleiben; dies ist auch der Grund, warum man gegenwärtig alle Häfen und Canäle mit so vielen Schiffen angefüllt sieht. — Dieser Tagen sollen sich bey Noortwyk op Zee englische Schiffe haben sehen lassen; man ist aber holländischer Seits nicht im Stand, ihnen nachzugehen; gesteht vielmehr selbst, daß die holländische Marine zu schwach sey, um sich mit der englischen Flotte messen zu können. Doch wird an verschiedenen neuen Orlogschiffen gearbeitet.

Nachdem ich am 10. Junii die Wachparade aus dem Hause des Herrn Obdenhofers mit angesehen hatte, gieng ich zum Herrn F., welcher mich in den sogenannten Altenhof führte. Dieses grose und massive Gebäude liegt am Ende der Stadt gegen Schevelinge zu, gehörte vor diesem dem König in Preussen, dessen iedesmaliger Abgesandter darinnen wohnte, wurde aber in neuern Zeiten vom Prinzen von Oranien erkauft, und dient nun zu den öffentlichen Gesellschaften, Concerten und Bällen, die des Winters gegeben werden. Die verschiedene grösere und kleinere Zimmer sind schön tapezirt, meublirt, und zum Theil mit guten Gemälden versehen; der Saal ist gros und ansehnlich, wiewohl von altväterischer Bauart. Hinter diesem Palais ist

ein

ein grofer, sehr angenehmer und zu jedermanns Vergnügen offen stehender Garten.

Nach dem Mittageſſen führte mich Herr F. nach dem Busch und zeigte mir den dortigen kostbaren Saal und die Zimmer der Prinzeſſin von Oranien königl. Hoheit. Jener Saal ist in Form eines **Poligons**, wo ich nicht irre, als ein 12 Eck gebaut, sehr hoch, und hat oben eine offene Kuppel, wodurch auch von oben herab Licht fällt. Was ihn vorzüglich merkwürdig macht, sind die grosen überauskostbaren Originalgemälde, womit alle Wände von unten bis oben, ia alle Thüren, bedeckt sind, und die zu diesem Saal von verschiedenen grosen Malern besonders verfertigt worden sind. Ich konnte sie freylich nur mit flüchtigem Auge übersehen; indessen schienen mir doch 2 Stücke die vorzüglichsten zu seyn. Das eine, die Vorstellung 3 nackender Cyclopen, die glühendes Eisen schmieden, . . . und das andere, die Vorstellung eines Triumphs vom **Jordani**, welches leztere wohl 25 Fuß hoch und 30 Fuß breit seyn mag und eine unzählige Menge Figuren enthält. Man muß über die Maiestät und den Ausdruck dieses herrlichen Stücks erstaunen.

Am 11. erfolgte endlich einmal die Beeydigung des Prinzen C. Sie geschieht in die Hän-

de des alle 8 Tage abwechselnden Präsidenten der Staatenversammlung; man bedient sich dabey der holländischen Sprache, wenn sie gleich der Schwörende nicht versteht. Sie kann nicht ehender vorgenommen werden, bis man erst mit einem Annahmspatent vom Prinzen von Oranien versehen ist. Ob nun dieses zwar gleich anfänglich zugesichert wurde; so verzog sich doch theils desselben Ausfertigung, theils die Unterschrift des Statthalters bis vorgestern; und blos hierinnen ist die Ursache unsers langen hiesigen Aufenthalts zu suchen. Man darf sich so sehr nicht wundern, daß man bisweilen lange auf die Erfüllung seines Ansuchens warten muß, wenn man siehet, wie sehr der Statthalter täglich mit Affairen, Visiten und Audienzen bestürmt wird. Selten kann er vor 4 oder 5 Uhr des Nachmittags zur Tafel kommen, weil er von 1 Uhr an vorher iedermann zur Audienz lassen muß, wer etwas vorzubringen hat. Die Deputirten der Staaten, die Ministers und Räthe derer verschiedenen Departements, oder, wie man zu sagen pflegt, alle Schwarzröcke müssen zuerst zur Audienz kommen, hernach erst die Offiziers und andere Fremde. Daher geschieht es oft, daß jemand 3 bis 4 Stunden im Vorzimmer warten muß, ehe er ins Audienzzimmer gerufen wird. Denn nicht

selten sind 50 und mehrere Personen vorhanden, welche alle vorgelassen zu werden wünschen. Der Prinz soll so ein glückliches Gedächtniß haben, daß er nicht leicht was vergißt, das bey ihm angebracht worden. Sein äuserliches Ansehen aber ist eben nicht vortheilhaft. Er ist klein von Person, hat einen starren Blick, und trägt seinen Körper nicht ganz gut. Er kommt fast täglich auf die Parade, trägt nie andere Kleidung, als Uniforme, bald die von der Garde zu Pferd, bald die gewöhnliche Generals-Uniform. — Die Prinzessin, seine Gemahlin, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu sehen. Nach der Beschreibung und denen Porträts aber muß sie eine schöne, ansehnliche und verständige Dame seyn, die ihre Kinder sehr gut erziehet.

Am 12. Junii verliesen wir nach einem 17tägigen Aufenthalt die schöne Stadt Haag, und suchten unsern Weg weiter nach Goerée. Es ist aber doch billig, daß ich noch ein Wort von denen Ausgaben rede, die einem Fremden im Haag nicht wenig zur Last fallen. Wenn man auch zugeben muß, daß alle Bedürfnisse an sich in einem hohen Preise stehen; so scheint doch auch das unläugbar zu seyn, daß man sich gar kein Gewissen daraus macht, die Fremden auf alle mögliche Weise um ihr Geld zu bringen, und ihnen noch dazu mit

Grob-

Grobheit zu begegnen, wenn sie auf ihrer Hut seyn wollen. Nur einige Beweise hievon: für 3 Paar neue Schuh wurden 12 fl. gefordert, und, da ich nur 10. Stüber abgezogen hatte, ein anderes Paar, das zum Flicken hingegeben war, so lange in Beschlag behalten, bis die 10. Stüber nachgezahlt waren. Eine Uniform nur in etwas zu verändern, kostete 4. fl., und eine neue, mit zwey Westen und zwey Beinkleidern, zu machen, 17. fl.; für das Paar Camaschen zu machen, muste 2. fl. gegeben werden. — Das Quartier wurde täglich für 7 fl.; die trockene Mahlzeit für 2 fl. par tête; die Bouteille Pontack, die man selbst im Haag für 8 Stüber haben kann, für 1 fl. 5 St., die Portion Kafee für 6 oder 7 Stüber gerechnet; die Lehenkutsche kostete in der Stadt täglich 1. Dukate; der Phaedon auser der Stadt 8. fl., und wenn man gleich die Kutsche für einen ganzen Tag bezahlt, aber an dem nämlichen Tag auch in einem Phaedon spazieren fähret; so muß lezterer doch noch mit 2 fl. 10 Stüber besonders bezahlt werden. Und dieser Maasstab lauft durch alle Rubricken.

Die Speisen im Gasthof waren zwar noch ziemlich gut gekocht, aber fast immer die nämlichen. Von Seefischen hatten wir in dieser Jahrszeit, Darbot, Tungen (oder Zungen) Scheelfi-

sche und Schollen, auch einmal Lax. Alle diese Fische werden sehr gut zubereitet, und ich habe sie alle sehr gerne gegessen, auch nie eine Unannehmlichkeit im Magen darauf verspührt. Der Darbot ist mehr breit und platt, als lang und dick; das äuserliche Ansehen ist daher eben nicht appetitlich, aber der Geschmack desto besser; die Tungen hingegen sind mehr lang als breit, dabey aber sehr schmal von Leibe. Zu iedem Fisch werden eigene sehr gute Sausen gegeben.

Gegen zwey Uhr fuhren drei von den Bedienten mit der Bagage in einem Pacquet-Boot nach Rotterdam ab, und um 3 Uhr folgte ich in einer ordinären Treckschuyt dahin nach.

Weil sich die Hize durch ein — noch kurz vor unsrer Abfahrt — ausgebrochenes Gewitter gemindert, und die Luft abgekühlt hatte, so war die Fahrt ganz angenehm. Ich kam gegen 7 Uhr Abends in Rotterdam an, und verfügte mich sogleich in den Sweinshoof, wo wir zu übernachten uns entschliesen musten, weil die Einschiffung in eine Yacht nicht so geschwind mehr geschehen konnte, daß wir noch vor Thorschluß hätten abfahren können.

Der Sweinshoof liegt auf dem grosen Marktplaz, nahe an der Brücke, worauf sich

der

der alte Erasmus von Rotterdam in Lebensgröse, mit einem Buch in der Hand, präsentirt. Er ist in alter Mönchskleidung vorgestellt, und sieht vom Kopf bis zum Fuß ganz schwarz aus. Das steinerne Piédestal hat auf allen 4 Seiten goldene Inschriften, 2 lateinische und 2 holländische. Ich hatte aber nicht Zeit genug, sie abzuschreiben.

Wir mietheten eine Yacht bis nach der Goes tageweis, und zwar täglich um 2 Dukaten. Nachdem wir nun am 12ten Morgends uns mit hinlänglichen Lebensmitteln auf etliche Tage versehen hatten, schifften wir uns ein. Es war 10 Uhr, als wir aus dem Hafen fuhren. Wir hatten Süd = Westwind, und musten daher öfters laviren und Rée machen. Im Abfahren konnten wir die ganze Länge und Aussenseite der Stadt sehen, und ich muß bekennen, daß dies ein herrlicher Anblick ist. Wir begegneten vielen Schiffen; es lag aber auch ein neu ausgerüstetes holländisches Caperschiff, das 140 Mann haben soll, vor Anker in der Maas.

In Zeit einer Stunde seegelten wir vor Delftshave und kurz darauf vor Schiedam vorbey. Von jenem geht ein Kanal, in welchem auch Schiffe mit hohen Masten bis Delft gezogen

werden können, welches in andern Canälen wegen denen unzertheilbaren Brücken nicht angeht.

Als wir gegen das Inselgen Rosenburg gekommen waren, wendeten wir, so, daß wir dasselbe rechter Hand liegen liesen, und seegelten zwischen Yselmonde und dem Land van Putten an denen Oertchen Eugelant, Portugal ꝛc. vorbey. Hinter lezterm Ort drehten wir uns abermals, so, daß wir die sogenannte alte Maas verliesen, und zwischen dem Land van Putten und dem Beyerlant durchseegelten. In dieser Gegend wurde der Strom so schmal, daß oft kaum ein Büchsenschuß von einem Ufer zum andern war; da wir nun den Strom wider uns, und ziemlich contrairen Wind dabey hatten, so musten wir alle Augenblicke laviren.

Gegen 6 Uhr waren wir so weit gekommen, daß wir auf der linken Seite des Ufers das Dorf Coorkdyk vor uns hatten. Hier zogen die Schiffleute die Seegel ein, und warfen den Anker, weil wir wegen der Tay und auch wegen der Kriegsschiffe, die in Helvoet Sluys aufpassen und Nachts kein Schiff passiren lassen, nicht mehr weiter kommen konnten. Die Witterung war heiter und ruhig; wir liesen uns daher in einem Boot ans Land von Coorkdyk sezen,

und

und spazierten auf diesem an Klee und Getraide fruchtbaren Eyland auf und ab; gegen 7 Uhr aber kehrten wir wiederum in unsre Yacht zurück. Nachdem wir ein Abendessen, so gut, als es die Schiffskocherey erlaubte, eingenommen hatten, legten wir uns, wo ein iedes Plaz fand, nieder, und schliefen, bis den 13ten Morgens früh um 3 Uhr der Anker wieder aufgezogen wurde, und wir mit dem Strom oder der Ebbe weiter fortseegelten. Anfangs erhub sich ein gewaltiger Nebel, der aber wieder verschwand, als wir in den Haring Vliet vorgerückt waren. Hier befanden wir uns iezt in einem Arm der See. Wir hatten wenig, aber doch sehr günstigen Wind, weswegen 3 Seegel ganz voll ausgespannt wurden. Ohnerachtet der stillen Witterung aber spührte man doch die Bewegung des Schiffs stärker, als in der Maas, denn die See ist nie ohne starke Bewegung, wodurch kleine Wellen entstehen, über die man wegseegelt. Rechter Hand sahen wir immer das Ufer und Land, linker Hand aber konnten wir öfters mit den Augen die Küste nicht erreichen, und gerade vorwärts hatten wir ohnedem nichts, als Himmel und Wasser. Wir seegelten nahe vor Helvoet Sluys vorbey, und begegneten in dieser Gegend einigen vor Anker liegenden Fregatten von 20 bis 30 Kanonen, die mit Soldaten, Matro-

sen und Kanonen wohl gespikt waren. Auf dem Verdeck sahen wir etliche Schildwachen auf- und abmarschieren. Um 7 Uhr erblickten wir zwar schon die Insel Goerée, allein wir irrten uns sehr, wenn wir glaubten, sobald daselbst zu seyn, denn wir musten so weit hinaufsegeln, daß wir wieder die Thurmspizen von Briel ganz deutlich sehen konnten. Gegen 10 Uhr näherten wir uns zwar der Küste von Goerée; wir konnten aber, theils wegen des seichten Wassers im Canal, theils wegen der Windstille, nicht in Hafen einlaufen, sondern musten einen Kanonenschuß davon den Anker werfen, und uns in dem kleinen bey uns gehabten Boot ans Land sezen lassen. Mir war dabey nicht wohl zu Muth, denn 8 Personen in einem so kleinen Kahn auf einem so ungeheuren Gewässer macht eine gar klägliche Figur. Doch wir kamen glücklich ans Ufer. Beym Aussteigen empfieng uns der Hr. Lieutenant und Adjutant R., der uns entgegen gekommen war, weil man unsre Ankunft auf der Warte des Kirchthurms beobachtet hatte. Wir giengen auf den Dühnen zu Fuß in die — 1/2 Stunde Landeinwärts gelegene Stadt Goerée. Ehe wir aber noch dahin kamen, hatten wir eben keinen sonderlich angenehmen Anblick an dem — nahe am Ufer gelegenen Pestilenzhaus, welches die klägliche Retirade aller — in diese Gegenden

kommen-

kommenden — mit ansteckenden Krankheiten behafteten Matrosen und Seeleute ist, von denen man uns erzählte, daß ihrer seit kurzem über 120. gestorben seyen. Der dazu gehörige Medicus wohnt etliche 100 Schritte davon in einem — im Canal liegenden Schiff. Als wir endlich im Städtchen selbst anlangten, kam uns das ganze Corps von Offiziers entgegen. Gleich anfangs giengen wir zum Hr. Obristlieutenant L., von da auf die Wachparade, und dann gegen Outdorp spazieren. Um 1 Uhr giengen wir mit gedachtem Hr. Obristlieutenant zu Tisch. Wir fanden daselbst in einem elenden kleinen Stübchen sämtliche Offiziers, und drängten uns, 18. an der Zahl, an ein kleines Täfelgen, das die ganze Stube einnahm. Währendem Essen kam der Herr Hauptmann von B. von Outdorp, mit dem ich hernach dahin zurück gieng, und S. mit den übrigen Herren dort erwartete. Wir kehrten Abends gegen 8. Uhr wieder nach Goerée zurück, nur mit Zurücklassung des P., weil S. glaubte, daß noch diesen Abend ein Quartier ausfündig gemacht werden könnte. Wie aber diese Hofnung fehl schlug, kamen uns der P. in die Stadt nach, um noch die Nacht in unsrer Yacht zuzubringen. Diese war aber noch immer nicht in den Hafen gekommen, weil die Fluth noch nicht hoch genug gestiegen, und das

Wetter

Wetter sehr stille war. Endlich nach 9 Uhr kam sie doch nach und nach an, und hielt bey dem Paradeplaz stille. Nun eilten wir also in dieselbige, und begaben uns zeitlich zur Ruh.

Den 15ten früh um 6 Uhr fuhren wir abermals nach **Outdorp**, mietheten für den P. C. ein Quartier beym dortigen Prediger. Das ganze Quartier besteht in einer mittelmäsigen Stube von einem einzigen Fenster, und in einem Plätzchen Keller; der Bediente hingegen muß ganz oben auf dem Boden logiren; im Nothfall darf der P. auch noch ein kleines Stübchen, das der seinigen gegen über ist, gebrauchen. — Für dieses nach Dütdorpischer Art gutes Quartier, das aber freylich noch elend genug ist, verlangte der Prediger anfangs für iede Woche 1 Dukate, lies sich aber doch bis auf 2 fl. 12 Stüber herabhandeln, und versprach dabey, dem P. in allen Stücken Gefälligkeiten zu erweisen. Dieser Mann empfieng uns auf holländische Manier in einem — mit einem Gürtel gebundenen grosen Schlafrock, auf dem Kopf eine grose schwarze Perücke, und in der Hand einen grosen Schlapphut. Man muß sich anfangs viele Mühe geben, dergleichen wunderliche Aufzüge, die denen Holländern eigen sind, ohne Gelächter anzusehen, wozu noch das lächerlich

steife

steife Wesen der Holländer mehr Gelegenheit giebt.

Nachdem das Quartier und alles übrige, so viel möglich, berichtigt war, giengen wir wieder zu Fuß nach Goerée zurück. Der P. mit dem Hr. von Bellange' begleiteten uns. Als uns aber unterwegens die Bagage begegnete, trennten wir uns plözlich — — O, Gott! mit welcher Empfindung; ich weis es nicht auszusprechen. Mich auf einmal so verwaiset, von meinen beyden theuren Eleven getrennt zu sehen — ich weis nicht, wie ich meinem beklemmten und bekümmerten Herzen Luft verschaffen soll. O, Gott! erhalte die Theuern! seegne sie! bringe sie zu seiner Zeit glücklich und vergnügt wieder in unsre Arme zurück! — Ach! ich muß hier die Feder niederlegen, und auf dem Verdeck erst wieder Luft zu schöpfen suchen.

Outdorp ist ein kleines Dorf. Die Lage ist nicht ganz unangenehm, und man hat daselbst noch mehr Buschwerk und Schatten, als in Goerée, welches nur 1/2 Stunde davon entfernt ist. Lezteres ist ein kleines unansehnliches Städtchen, das man erst iezo einigermassen zu befestigen sucht. — Die Insel Goerée an sich ist zwar klein; sie hängt aber seit einigen Jahren

ren mit der Insel Over : Flacque' zusammen, und ist bereits schon auf der Seite gegen Helvoet verdammet, daher man iezo ganz zu Land nach Over : Flacque kommen kann. Das Land selbst scheint nicht ganz unfruchtbar zu seyn; und ich habe mastes Getraide und besonders viel Grapp auf den Feldern gesehen.

Indessen sind gleichwohl iezo alle Lebensmittel sehr theuer, und nicht einmal um Geld zu haben, denn die Einwohner, weil sie noch nie auf ihrer Insel Militäre gehabt haben, sind so grob und erboßt auf ihre Besazung, daß sie ihr alles mögliche erschweren, und an Lebensmitteln nichts wollen zukommen lassen. Es muß diese daher alle ihre Bedürfnisse von Rotterdam kommen lassen, wohin wöchentlich 2 Schiffe gehen. Selbst das Trinkwasser muß wöchentlich 2 mal aus der Maas hergeholt werden, weil es in Goerée gar kein süses Wasser giebt, und die dürre Witterung auch dem Cisternenwasser längst schon ein Ende gemacht hat. Die Offiziers speisen zusammen, und lassen sich, aus Mangel einer Auberge, von einer Sergeantenfrau kochen. Der gemeine Mann ist aber noch übler daran. Die Einwohner des Landes geben schlechterdings nicht zu, daß die Soldaten ihre eigene Menage machen, sondern zwingen sie, die Kost

bey

bey ihren Hausherren zu nehmen, wofür ieder Soldat wöchentlich 28 bis 32 Stüber bezahlen muß, und doch so elend gespeist wird, daß er es kaum aushalten kann. Indessen giebt es doch gegenwärtig noch wenig Kranke, ohnerachtet die Besazung schon seit dem Anfang Februari hier ist. Sie besteht nur aus dem 2ten Bataillon des ersten Waldeckischen Regiments, und aus 43 Kanoniers. Ohnerachtet dieser sehr geringen Zahl von Artilleristen, hat man doch gegenwärtig schon über 40 Kanonen auf die Insel geschaft, und sollen noch gegen 30 nachfolgen. Dieser Umstand klingt eben so fabelhaft, als er komisch ist. Inzwischen ist er doch die reine Warheit, die von allen Offiziers in Goerée bezeugt wird, und welche selbst voll Verwunderung sind über diesen Ueberfluß an grobem Geschüz, und dessen Absicht nicht errathen können. Auch das ist ganz was sonderbares, daß, troz der kriegerischen Aspekten, gleichwohl noch Offiziers und Soldaten auf Urlaub weit weggelassen werden, und es ist doch eine bekannte Sache, daß die holländische See- und Landmacht von gar keiner Bedeutung ist. Ueberhaupt wird in gegenwärtiger Crisi von Seiten der Generalstaaten so sonderbar zu Werk gegangen, daß es noch zur Zeit in iedermanns Augen ein unerklärbares Räthsel ist.

Gegen 10 Uhr fuhren wir wieder aus dem Hafen, und stachen in die See. So schwül die Luft zu Land war, so bekamen wir doch in der See starken und guten Wind. Wir wurden daher sehr schnell fortgetrieben. Das Wasser sprudelte ziemliche Wellen, die unser Schiff beständig auf- und nieder sinken machten. Komisch aber sahen die kleinen Fischer-Boote aus, die uns ziemlich häufig begegneten. Sie sanken so sehr auf- und nieder, hin und her, daß man bald glauben sollte, sie müsten umstürzen, bald es schien, als ob das Wasser über sie hinschluge, bald aber, als ob sie auf einer Wasserspize säsen. Zwischen Grerec und Helvoet kamen wir auch an einem Englichen Pacquetschiff, und an 2. grosen Orlog-Schiffen, eines von 70., das andere von 80. Kanonen, vorbey, die sämtlich vor Anker lagen. Auf dem einen manövrirten gerade die Soldaten, welches sehr artig aussah; und auf dem andern, das 2. ganze Lagen von Kanonen, und auf dem Verdeck auch welche hatte, kletterten Matrosen auf denen Masten und Strickleitern herum.

Zwischen 11 und 12 Uhr waren wir dicht an dem Hafen von Helvoet Sluys. Die Stadt geht bis ans Ufer, liegt also sehr anmuthig. In dem — durch die Stadt gehenden Hafen und Canal sa-

hen

hen wir mehrere Kriegsschiffe, und auf den Wällen starke Kanonen liegen. Wir seegelten durch den Haring Vliet weiter, linker Hand, vor Sommerdyk und Stadt Bommel vorbey, und sahen Nachmittags gegen 3 Uhr in der Ferne schon **Willemstadt** vor uns. In diesen Gegenden liesen sich viele grose Seefische sehen. Sie sprangen in die Höhe und schienen einander zu verfolgen. Dieses neue Schauspiel vergnügte uns sehr, und wir hatten sie oft so nahe vor unserm Schiff, daß S. damit umgienge, nach ihnen zu schiesen. Dieses scheint aber sehr schwer zu seyn, denn diese grose Maschinen sind gleichwohl so gelenk, daß sie eben so geschwind wieder aus den Augen sind, als sie sich sehen lassen. — — Abends gegen 5 Uhr wurde die See ruhiger, die Hize dagegen gros und der Himmel überzog sich auf 3 Seiten mit Gewittern. Wir hörten auch etlichemal donnern und sahen von Ferne regnen. Nun zerstreuten sich die Wolken bald, und wir bekamen wieder starken und sehr günstigen Wind. Wegen der Sandbänke, die oben bey der Insel **Over : Flacque'** gegen **Oeltjeusplaat** sehr häufig sind, musten wir hochhinauf bis an **Willemstadt** seegeln, und sodann, unter beständiger Visitirung der Tiefe, die an manchen Orten kaum 5 bis 8 Fuß hatte, auf einmal rechts um wenden gegen **Volhe Rak**, und das Prinzen Land

zu.

zu. Wir fuhren noch bis an den Crammer, auf die Höhe von Steenbergen, dessen Thurmspize wir in der Ferne sehen konnten. Da wurde der Anker geworfen und die Seegel eingestrichen, um Nachtlager zu halten. Es geschah dies um 8 Uhr, und wir hatten zu unserm Nachbar ein 2. mastiges Caperschiff. — Das Ankerwerfen geschieht auf folgende Art: der — am Vordertheil des Schiffs an einem armdicken Seil befestigte schwere und grose Anker wird hinab auf den Grund gelassen, oder vielmehr gehaspelt, da ihn denn seine eigene Schwere in dem Grund befestiget, und er somit das Schiff stille hält. Bey denen Kriegsschiffen, die wir heute sahen, lag er wohl über 150 Schritte vom Schiff ab, welches man an dem — über selbigem schwimmenden befestigten Korb sehen konnte. — Ehe es Nacht wurde, gesellten sich noch mehrere Schiffe zu uns und hielten ihr Nachtlager um uns herum.

Zu Früh gegen 2 Uhr erhub sich ein gewaltiger Wind; unser Schiff wankte hin und her, die grose eiserne Ruderstange schlug auf das Verdeck, das Wasser warf Wellen und schäumte sehr. Ich stund von meinem Lager, welches ich unter den Tisch auf den Boden der Kaiütte gemacht hatte, auf und sah zum Fenster hinaus. Der

Him-

Himmel war über und um uns mit schweren schwarzen Wolken überzogen. So finster es nun war, so gaben doch die aufschäumenden Wellen einen Lichtschein von sich, daß man um sich her alles unterscheiden konnte. (Forsters Reise T. I. pag. 42.) Dies war mir eine neue, aber angenehme und bemerkungswürdige Erscheinung. Als ich mich wieder niedergelegt hatte, fieng es an heftig zu regnen, dauerte aber nicht lange, so wie sich auch der stürmende Wind bald wieder legte.

Nach 3 Uhr seegelten wir wieder weiter und kamen bis 7 Uhr an den Eingang der Zype gegen Oost Duyveland über. Die völlige Windstille zwang uns, abermals den Anker zu werfen und erst auf hinlänglichen Wind zu warten, um weiter kommen zu können. Während dem vergnügten wir uns damit, Seefische und Vögel zu bemerken, die sich häufig sehen liesen. Unter andern sahen wir auch einen Seehund, der seinen schwarzen Hundskopf aus dem Wasser streckte, und so ruhig hinschwamm. Er kam uns aber nicht so nahe, daß er mit der Kugel, die vor ihn bereitet war, hätte erreicht werden können.

Zwischen 10 und 11 Uhr erhob sich wieder so viel Wind, daß wir weiter seegeln konnten. Man

irrt

irrt sich, wenn man glaubt, daß die Zype ein sehr schmaler Arm der See oder ein Canal sey, denn die Insel Zype ist gegenwärtig ganz versunken, bis auf das Eyland van St. Philipp, welches nur noch ein kleines Fleckchen Land ausmacht. — Als wir kaum eine Stunde gesegelt hatten, bekamen wir mit etwas Regen einen heftigen Sturmwind. Nun flogen wir, im eigentlichen Verstand, auf den Wogen des Meers. Die Wellen schlugen öfters bis aufs Verdeck; unser Schiff tanzte auf und nieder, daß man sich nur mit Mühe stehend halten konnte. Weil er uns nicht ganz entgegen war, so hatten wir den Vortheil davon, daß wir in groser Geschwindigkeit die Zype, Reeten und Zuid-Vliet bis gegen Cortgeen durchschifften. Wir konnten dabey Vlianen, Zirkzee, und auf der andern Seite auch Goes von ferne sehen. Nichtsdestoweniger versicherten uns unsre Schiffer, daß sie uns heute nicht mehr bis Goes bringen könnten, weil sie unten um Wolfersdyk herum, und durch den Schengen nur mit der Fluth und hohem Wasser kommen könnten. Denn in diesen Gegenden giebt es viele Untiefen und Sandbänke.

Aus eben dieser Ursache kann man heutiges Tages nicht mehr wohl gerade von Vlianen bey Post Beveland vorbey auf Goes herunter seegeln,

geln, sondern man ist gezwungen, den grosen Umweeg durch den Zuid-Vliet um die Insel Wolfersdyk zu nehmen. Bis wir auf die Höhe von Wissenkerke kamen, wo wir in der Ferne schon Armuyden und Middelburg sehen konnten, stellte sich die Ebbe wieder ein, und der Wind legte sich, daß das — vorher so ungestümme Wasser, nun so stille und platt wurde, wie ein Spiegel; iezt war also alle Hofnung verlohren, mit dem Schiff noch diesen Abend nach Goes zu kommen. Weil es aber doch erst Nachmittags zwischen 5. und 6. Uhr war; so entschlossen wir uns, den Marsch vollends zu Land zu machen. Wir stiegen also, mit Zurücklassung der Bedienten und unsrer Bagage, vom Schiff herab ins Boot, schifften mit diesem kleinen Fahrzeug wohl eine halbe Stunde weit und liesen uns an dem äussersten Ende der Insel Wolfersdyk aus Land bringen. Hier nahmen wir einen Polter-Wagen, und fuhren über die — an manchen Orten sehr hohe und schmalen Dühnen mit einer Geschwindigkeit weg, daß mir oft ums Hinunterstürzen bange wurde. Die Insel Wolfersdyk ist zwar sehr sumpfig, aber nichts desto weniger fruchtbar und wegen vielen schönen Alleen und Gärten anmuthig. Von dieser liesen wir uns in einem Boot über den Schengen sezen, und endigten darauf in 3/4 Stunden den Marsch vollends zu

Fuß,

Fuß, so daß wir Abends um 8. Uhr glücklich in Goes ankamen. Der dermalige Kommendant dieser Stadt schien über die Ankunft seiner beyden Herren Brüder sehr erfreut.

Am 17. morgends um 10. Uhr lief unser Schiff erst in den Goeser Hafen ein. Mittags speisten verschiedene Officiers des hier in Garnison liegenden Waldeckischen Bataillons mit uns, und Nachmittags machten wir einen Spaziergang um den Wall, der mit Alleen besezt ist, in welcher wir fast ganz Goes spazieren gehen sahen.

Den 18. giengen wir auf die Wachparade, darauf in die Kirche, wo wir den Organisten, einen grosen Meister, auf der Orgel zu unsrer aller Verwunderung und Zufriedenheit spielen hörten.

Den 19. fuhren wir in einem Phaedon in die umliegenden Gegenden von Goes. Diesem Eiland fehlt es nicht an Fruchtbarkeit und angenehmen Campagnen. Besonders wird viel Grapp, und grose Bohnen gebaut, mit welchen leztern hier die Pferde, statt des Habers, gefüttert werden. Es soll dieses Futter noch hiziger und master seyn, als der Haber; in der That sehen auch alle Pferde stark und wohl aus. Ich habe auch Felder

mit

mit schönem Waizen stehen sehen. An Holz hat dieses Eiland weniger Mangel, als andere holländische Provinzen. Es giebt hier herum ganze Pläze, die mit Erlen und andern Bäumen, wie auch mit Buschwerk angepflanzt sind. Es wird sogar hier gefälltes Holz nach Amsterdam geführt und verkauft. So weit reicht es indessen doch nicht, daß man hier nicht auch Torf und Steinkohlen nöthig hätte. — Die Dämme sind hoch und fast durchgängig schön gepflastert. Hier kann man ganz deutlich sehen, wie man der See ein Stück nach dem andern nach und nach abgestohlen und entzogen hat, denn diese Insel ist auf allen Seiten mit Dämmen durchschnitten, und das Land liegt auserordentlich tief.

An hübschen Dörfern und Buytenpläzen hat diese Gegend keinen Mangel, und die Bauern sollen gröstentheils sehr wohlhabend seyn. Einen sonderbaren Zierrath hat das weibliche Landvolk. Dies besteht in einem polirten breiten Blech, das die Weibsleute queer über die Stirne tragen, welches bey den Reichen von Gold, bey den andern aber von Silber ist. — Man hat hin und wieder auf dieser Insel sehr schöne Aussichten, und man kann denen Einwohnern mit Grunde die Freude machen, daß man ihnen sagt, sie hätten ein moyes Byland.

Nachmittags wohnten wir einem — von denen Offiziers veranstalteten Concert bey. Bey dieser Gelegenheit sahen wir nicht nur den vornehmern Theil der Bürgerschaft, sondern auch das schöne Geschlecht der hiesigen Stadt, unter welchen ich aber keine einzige fand, für die ich aus Liebe hätte sterben mögen. Sie sind alle weder schön, noch artig; ihre Manieren sind äuserst steif, und ihr Anzug villeicht nach dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts, iezo aber altväterisch und, ich darf wohl sagen, einfältig und abgeschmackt.

Am 20ten von 11 bis 12 Uhr spielte der geschickte Organist Henrichs, der ein Braunschweiger von Geburt ist, uns zu Ehren, das Glockenspiel. Ich stieg selbst auf den Thurm, um das Werk selbst in Augenschein nehmen zu können. Oben auf dem äusersten Stockwerk des hohen Thurms sind 40 grösere und kleinere Glocken, schichtweiß über einander gehängt. Jede derselben giebt einen bestimmten Ton. Dieser wird vermittelst des Schlegels herausgelockt, wenn er durch den — an ihn befestigten Drat angezogen wird. Alle diese verschiedene Drate gehen in das — zunächst darunter stehende Stockwerk, und da befindet sich die Maschine, worauf der Organist spielt. Diese ist auf Art eines Claviers

eine=

eingerichtet, hat aber auch ein Pedal. Sie hat Claves, die aber nicht platt, sondern rund, und etwann 2 Finger dick sind. Hinten am Ende derselbigen sind die Drate dergestalt befestiget, daß sie, so wie iene niedergedruckt werden, den Schlegel an die Glocke ziehen, und dadurch den verlangten Ton bewürken. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß auf dieser Maschine nicht so leicht zu spielen ist, als auf einem gemeinen Clavier. Nur ganze Accorde werden mit einzelnen Fingern gegriffen, zu allen andern Noten, Läufen, Friolen ꝛc. aber wird allemal die ganze Faust, auf die Art der beyden Klippel eines Hackbrets, gebraucht, und es muß, besonders in den tiefen Tönen, weil dazu grose Glocken, und schwere Schlegel gehören, mit so groser Gewalt und Schnellkraft aufgeschlagen werden, daß man glauben sollte, es müßte die Faust wund werden. Auf eben die Weise auch mit dem Pedal. Hiezu nehme man noch die Geschwindigkeit, mit welcher die Fäuste und Füse hin und her, auf und ab arbeiten müssen; so wird man sich nicht wundern, wenn ein solcher Organist über seiner Arbeit in der ersten Viertelstunde schon über und über schwizet. Es sieht in der That comisch aus, die Figuren und Crimassen zu sehen, die ein solcher Mann nothwendig über seiner schweren Arbeit machen muß. Der Herr

Organist Henrichs ist einer der grösten Meister auf diesem Instrument, und weit und breit berühmt. Seine Fertigkeit im Spielen ist zum Erstaunen. Er spielt die schwersten Stücke, und alles nach Noten. Er besizt die Kunst, auf diesem grosen Instrument das piano, crescendo, forte und fortissime aufs delikateste auszudrücken, und schlägt mit seinen Fäusten und Füsen Triller, die man auf keinem andern Instrument vollkommener hören kann.

Alle Diensttag muß er von 11 bis 12 Uhr Mittags auf dem Glockenspiel spielen; weil wir es aber an selbigem Tag versäumt hatten, so gab er sich heute um unsertwillen diese Mühe noch besonders. In der Stadt hört man, wie leicht zu begreifen ist, diese Musik besser, als auf dem Thurm selbst, denn auf lezterm rasselt und klingelt alles so reg, daß man es kaum aushalten kann. — Noch ein Stockwerk weiter unten ist die grose Walze und das Uhrwerk, wodurch das Glockenspiel alle Viertelstunden von selbsten getrieben wird. Die Walze oder Trommel ist ein aus eisernen Stangen formirter Cylinder, dessen Durchmesser 8 bis 10 Fuß, und die Länge 16 bis 20 Fuß betragen mag. Jeder eiserne Stab an selbigem ist mit eckigten Löchern von Anfang bis zu Ende durchbrochen, in welche

man

man nach Willkühr eiserne Zapfen schrauben, und dadurch von Zeit zu Zeit neue Stücke eintragen und spielen lassen kann. — Auf dem Thurm konnte ich die ganze Insel und einen Theil der See übersehen.

Nachmittags fuhren wir 1 1/2 Stunden weit auf ein schönes Landgut. Die Hize war beynahe nicht zu ertragen, und es schienen Gewitterwolken zusammen zu ziehen. Sie hatten sich aber, bis wir Abends um 9 Uhr wieder in die Stadt zurück fuhren, bereits zerstreuet, und nun wurde es etwas kühler. — Wir schifften uns darauf um 12 Uhr Nachts in ein ordinäres Boedschiff, das nach Dort gehet, ein, und tratten auf solche Weise unsere Rükreise an. Ein solches Schiff ist zwar etwas gröser, als eine Yacht, aber bey weitem nicht so bequem. Auser dem Ruf hat es nur 2 grose Gewölber, worin Waaren und Passagiers unter einander steken. Man kann zwar auch auf dem Verdek seyn, aber man muß sich dabey sehr in Acht nehmen, daß man weder von den Seegeln, noch vom Wind über Bord geworfen wird. Wir kamen bis am 21 früh um 6 Uhr an das untere Ek der Insel **Wolfersdyk**, Mittelburg gegen über; hier ankerten wir, in Erwartung der Fluth und stärkern Windes. Dieses erfolgte gegen 9 Uhr, und wir seegelten

sogleich

sogleich weiter. Weil aber der Wind Nordost, und folglich uns conträr war, so muste beständig lavirt werden. Dieses Manövre ist besonders im Zuid-Vliet, weil er an sich schon, und hauptsächlich bey der Ebbe, nicht breit ist, sehr beschwerlich, und wirft Schiff und Passagiers alle Augenblicke von einer Seite zur andern, wobey man heftige Stöse bekommt.

Wie gefährlich diese Gegenden, wegen der vielen Sandbänke, einem Schiffer sind, der sie nicht genau kennet, davon haben wir ein Beyspiel an einem Schiff gesehen, welches in der Nacht auf eine Sandbank gerathen war, und nun gedultig abwarten muste, bis das hohe Wasser der Fluth es wieder in die Höhe zu heben belieben werde. Wie bald dieses geschehen, weis ich nicht, denn der gewaltig stürmende Wind, der sich gegen Mittag erhub, trieb uns mit grosser Geschwindigkeit weiter. Die Wellen schlugen hoch, und kamen uns, weil wir wegen dem conträren Wind gegen sie seegeln musten, häufig übers Verdek hereingestürzt. Die Stöse des Schiffes gegen die Wellen, und das Auf- und Absinken desselbigen, seine sehr schiefe Lage, in die es der widrige Wind bis ans Wasser hinunter drückte, und das öftere Laviren, schüttelten uns gewaltig. Wir konnten im Stehen, Sizen

und

und Liegen, uns nicht stille halten, und verschiedene Sachen, als Bouteillen, Gläser, Bücher ꝛc. rutschten von einer Seite zur andern. Dieses Stürmen dauerte den ganzen Tag fort. So viele Beschwerden wir davon empfanden, so wurde doch keiner von uns krank, und wir hatten doch den Vortheil, daß wir uns bereits um 4 Uhr Nachmittags auf der Höhe von Willemstadt befanden, wo wir rechts um in den Bies-Bosch lenkten, und um 7 Uhr in dem Kiel zwischen **Stryen** und **Gravendeel**, nur noch 3 Stunden von Dort entfernt, ankerten.

Unsre Schiffer brachten uns daher am 22ten früh um 5 Uhr schon an den Dorter Hafen. Ich gieng in der Stadt spazieren, fand schöne Strasen und Häuser, und die Kanäle mit vielen grosen und kleinen Schiffen angefüllt, auch die Lage der Stadt sehr angenehm, und zur Handlung vortheilhaft. Sie hat so wenig als Rotterdam, eine Besazung, und nicht einmal Wache unter den Thoren. Ob sie sehr volkreich ist, davon konnte ich keine Ueberzeugung bekommen, weil es zu früh war, als daß man iedermann in Aktivität hätte sehen sollen. Um 8 Uhr giengen wir schon wieder weiter. Nachdem wir uns nach **Papendeecht** hatten übersezen lassen, pakten wir uns in einen Phaedon, und die Bagage in

einen

einen Polterwagen ein, und reisten somit wieder zu Land, in der Hofnung, noch selbigen Tag bey guter Zeit Scharpenzee zu erreichen. In Meerkerk asen wir zu Mittag, und kamen bis 4 Uhr nach Culenburg. Hier konnten wir kaum mit obrigkeitlicher Hülfe Pferde bekommen, und wurden damit bis Abends um 7 Uhr aufgehalten. An dieser Stadt fliest der Lek vorbey, über den wir uns mit Wagen und Pferden musten sezen lassen. Hierauf hatten wir zwar kein Wasser mehr zu passiren, aber es hatten zugleich auch die guten Weege, die fruchtbaren Gegenden, und alles, was sonst das Auge in Holland ergözt, ein Ende. Es war nicht anders, als wenn wir auf einmal aus einem schönen Garten in eine öde Wüste wären versezt worden. Wir sahen nicht nur keine schönen Alleen, Gärten, fruchtbare Felder, und anmuthige Dörfer mehr; sondern wir hatten, statt deren, besonders in der lezten Helfte des Weeges, nichts als tiefen Sand, und öde Haideplåze, auch schon eine ziemliche Anhöhe zu passiren. Zum Unglück wusten unsre Fuhrleute nicht einmal den Weeg; wir musten also, wie es Nacht wurde, noch einen besondern Weegweiser nehmen, und kamen endlich erst um Mitternacht in Scharpenzee an. Auf dem Schlos und Landgut, das sich in die-

sem

sem schlechten Dorfe befindet, und welches der Herr von Haarem gepachtet hat, wurden wir von dem Herrn von Haarem empfangen. So müd und schläfrig wir waren, musten wir doch noch ein Nachressen abwarten, und durften uns erst gegen 2 Uhr zur Ruhe begeben.

Am 23ten fuhren wir Nachmittags auf einem — 1. Stunde von hier gelegenen Buyten-Plaz, der in der That einer der grösten und schönsten ist, die ich bisher noch gesehen habe.

Weil Utrecht nur 5 Stunden von hier gelegen ist, so entschlos ich mich, auch diese Stadt noch zu besehen. Ich fuhr also den 24ten früh nach 3 Uhr in einem — mit einem einzigen Pferd bespannten Labeiolet dahin ab. Mein Fuhrmann war ein hiesiger Bauer, und unsre Conversation unterwegs war drolligt genug; ohnerachtet ich alle die holländische Worte, die ich bisher aufgefangen habe, zu Hülfe nahm, verstund er mich doch selten; und ich ihn noch weniger, so sehr er mir auch ins Ohr schrie, weil er glaubte, es fehle mir nur am Gehör. Der Weeg von Scharpenzee nach Utrecht ist äuserst unangenehm und langweilig. Nichts als Sand und Haide, entblöst von allem, was Fruchtbarkeit heist. Man

trifft

trifft darauf kaum einen Vogel, geschweige Menschen und Orte an. Die Stadt Utrecht liegt aber wieder angenehm, und ist mit den schönsten Alleen und Gärten umgeben. Sie ist von ziemlichem Umfang, hat viele — meistens aber enge Strasen, und alte Häuser. Unter allen Städten, die ich bisher in Holland gesehen habe, hat sie die meisten Merkmaale des Alterthums. Der Canal in der Stadt liegt in Vergleichung mit denen Strasen sehr tief. Man muß daher erst eine Stafel hinabsteigen, um in eine Schuyt zu kommen, und es sind sogar Butiquen am Canal unterhalb der Strase angebracht. — Von der Universität bemerkte ich nichts; villeicht daß sich in Holland die Studenten nicht von andern ehrlichen Menschenkindern auszeichnen. In einer passablen Kirche hörte ich holländisch predigen, verstund aber wenig oder nichts davon. — Nachdem ich mich müde genug gelaufen hatte, fuhr ich gegen Abend wieder nach meiner geliebten Herberge in Scharpenzee. An diesem Ort blieben wir noch bis auf den 27ten, da wir früh um 5. Uhr in Chaisen weiter fuhren, und durch allerley schöne Gegenden, Alleen und Campagnen gegen Mittag in Nimwegen ankamen, nachdem wir uns vor der Stadt über die Waal, so wie unterwegs auch über den Leck, hatten übersezen lassen.

Indem

Indem ich mich nun wieder an den Grenzen von Holland befinde; so will ich doch noch einige allgemeine Bemerkungen machen, und etwan eins und das andere noch nachholen.

Was zuvorderist die Cultur des Landes betrifft; so fällt einem jeden Reisenden sogleich in die Augen, daß zwar der Boden, wenn er gleich an den meisten Orten sandig ist, zu allen Arten natürlicher Produkten geschickt ist, aber auch bey weitem nicht so oekonomisch benuzt wird, als es wohl leicht geschehen könnte. Es ist beynahe unglaublich, wie viele grose Pläze zu Campagnen oder sogenannten Buytenpläzen verschwendet sind, von denen man sich leicht vorstellen kann, daß der gröste Raum derselben blos zum Vergnügen angewendet wird, mithin für die Oeconomie verlohren gehet. Wenn man von irgend einem Thurm, oder einer Anhöhe einen ganzen Strich Landes mit einem Blick übersehen kann; so scheint es, als ob alles ein aneinanderhängender unübersehbarer Lustgarten wäre, und diese Augenweyde ist nicht zu beschreiben. In keinem Staat wird man so viele und prächtige Alleen antreffen, als in Holland. Die Ursache ist vorzüglich darinnen zu suchen, daß hier keine wilde Wälder und Bäume sind, sondern alle gepflanzt oder gesezt

werden

werden müssen, welches man also in Alleenmäsiger Ordnung thut. Die Lust-Alleen werden alle Jahr beschnitten, und die jungen Bäume mit groser Sorgfalt, theils durch hölzerne Einfassungen, theils auch durch blose Kalkanstriche vor Beschädigungen bewahrt. Die Gebäude in denen Campagnen sind meistens gros und prächtig, und die innere Einrichtung kostbar. Villeicht daß mancher solcher Buytenplaz nicht um 50 bis 100000 fl. angelegt oder erkauft wird; man mache hievon einen Schlus auf die Kostbarkeit der Unterhaltung! Aber man wird auch nicht leicht anderswo so viele reiche Privat-Personen antreffen, als in Holland. Der Herr von Haarem z. E. ist noch keiner der reichsten Particuliers in Amsterdam, hat aber doch durch seine Frau eine iährliche Revenüe von mehr als 20,000 fl. bekommen.

Grapp, Bohnen, Taback und Waizen scheinen auf den Aeckern vorzüglich gebaut zu werden. Von Kirschbäumen sieht man ganze Alleen und Plantagen; übrigens aber sind Erlen, Linden, Kastanienbäume und Weyden die häufigste und schönste Bäume, doch trift man auch hin und wieder schöne Eichen und Buchen an.

Klee-

Klee-Bau habe ich wenig gesehen, man hat natürliche Wiesen im Ueberfluß. Auf diese werden Pferde und Rindvieh getrieben, und auch Nachts darauf gelassen. Man weis also in Holland von der Stallfütterung gar nichts, und will sich auch nicht davon überzeugen lassen, daß es dem Vieh gesünder wäre, Nachts nicht unter freyem Himmel, sondern im Stall zu liegen.

Jedes Feld und Wiese ist mit einem — mit Wasser angefüllten — Graben umzogen, und der Zugang gesperrt; der Eigenthümer läßt also sein Vieh darauf herumwandeln, ohne es zu hüten. Er sieht sich gar nicht darnach um, auser wenn es Zeit ist, die Kühe zu melken, welches ebenfals auf dem Felde geschieht. Die Kühe sind meistens gros und schwer. Ochsen sieht man fast gar nicht, noch weniger eingespannt. Jeder Bauer hat in Holland Pferde, und scheint nicht zu wissen, daß die Ochsen zum Zug und Ackerbau wohl zu gebrauchen, und für die Landökonomie noch vortheilhafter sind, als die Pferde.

Die Schaafszucht scheint in verschiedenen Gegenden ansehnlich zu seyn. Unterm Federvieh zeichnen sich die Basanen und Schwäne aus, die in groser Anzahl vorhanden sind. — Die

Jagd

Jagd will in Holland nicht viel sagen. In den meisten Provinzen hat man gar kein hoch Wildpret; Feldhühner, Schnepfen und verschiedene Arten von Seevögeln, imgleichen Haasen und Caninchen machen fast den einzigen Gegenstand der Jagd aus. Es ist auch das Jagen wegen der vielen Gräben, über die man mit dem Springstock sezen muß, sehr beschwerlich.

Im Winter sind alle Ländereien mit Wasser überschwemmt, welches im Frühling durch besonders angelegte Pumpmühlen wieder abgeleitet wird. Dieser Umstand macht in allen Provinzen, auch in denen, die weit von der See abliegen, die Dämme oder Dühnen nothwendig. Nirgends aber sind sie höher und häufiger, als in Seeland. Ihre sorgfältige Unterhaltung erfordert iährlich einen ungeheuern Aufwand.

Von Künstlern und Handwerkern, die sich vorzüglich auszeichneten, ist mir niemand bekannt worden. Handlung ist die Sache, die iedermann in diesem Staate belebt; selbst die vornehmsten des Adels nehmen Aktien in grosen Handelshäusern.

Von der Sittlichkeit und andern Privattugenden kann man, in Rücksicht auf den gemeinen Haufen, wenig Gutes sagen. Die von edlerer Herkunft oder besserer Erziehung wissen's schon besser zu machen. Das Sprichwort: der grobe Holländer, trift viele, doch nicht alle.

Wie in allen republikanischen Regierungsformen, so auch in der holländischen Republik, in allen Stücken Uneinigkeit, Langsamkeit in Entschlüssen und noch mehr in der Ausführung, und andere dergleichen Mängel. Ueber die gegenwärtige Lage schreyt alles! — und es geschieht nichts. Noch weis kein Mensch, was aus dem Kindlein werden will.

In Ansehung des Münzwesens habe ich noch nachzuholen, daß zwar in allen Provinzen einerley Münzfuß eingeführt ist; in Seeland aber wird nach Pfunden (à 6 fl.), Schillingen (à 6 Stüb.) und Grooten (à 1/2 Stüb.) gerechnet, und man hat daselbst keine kleinere Silbermünzen, als 6 5/8 Stüberstücke; geringere Zahlungen müssen alle in Deuts geschehen. Auch gelten die Seeländischen Rthlr. in Seeland 2 fl., 13 Stüb., in den übrigen Provinzen aber nur 2 fl. 12 Stüb.

Ohnerachtet ich den gröſten Theil von Holland durchreiſt bin; ſo iſt mir doch gerade Amſterdam, dieſe weltberühmte Stadt, entgangen. Ich muß mich deshalb rechtfertigen. Anfänglich hatte S. ſich vorgeſezt, ſelbſt dahin zu gehen. Als aber dieſer Entſchluß durch den Herrn Grafen F. E. abgeändert worden war; wollte ich vom Haag aus allein dahin reiſen. Ich ließ mich indeſſen auch wieder davon abbringen, weil mich S. verſicherten, wir würden von Zeeland über Utrecht nach Scharpenzee gehen, und da könne ich von Utrecht aus in 8 Stunden in einem Schuyt zu Amſterdam ſeyn. Allein unglücklicher Weiſe beredete der Hr. Graf F. E. S., einen nähern Weg zu nehmen, und nicht über Utrecht zu gehen. In dieſer Verlegenheit wollte ich von Dordrecht aus über Rotterdam nach Amſterdam fahren; und ich war im Begriff, dieſen Entſchluß auszuführen, als mich die Ueberrechnung der Koſten, die mir ein ſolcher Umweg von nicht weniger denn 15 Meilen machen würde, abermals wankend machte, und die Luſt raubte, für diesmal dieſe groſe Handelsſtadt zu ſehen.

Den 28ten brachte ich den Vormittag mit Briefſchreiben zu. Nachmittags aber gieng ich in die Stadt,

ohne

ohne dabey etwas besonders anmerkenswürdiges wahrgenommen zu haben.

Da der Wirth im Gasthof zur Schwane in Concurs gerathen ist, und die Wirthschaft bereits einmal öffentlich aufgeboten worden ist; so habe ich in dieser Rücksicht etwas von denen Rechten der hiesigen Stadt in Erfahrung gebracht, das ganz besonders ist und wohl angemerkt zu werden verdient. Der erstbenannte Gasthof nehmlich ist für 15010 fl. angeschlagen; nun hat ein gewisser Burger 400 Hogen, d. i. 2000 fl., weiter geboten. Von diesen 2000 fl. sind aber der Masse nur 1500 fl. gut geschrieben. Findet sich nun auf den 10. Jul., als an welchem Tag die endliche Licitation anberaumt ist, Niemand, der höher bietet, so bleibt dem Licitanten das Haus um 16510 fl., ohnerachtet er eigentlich 17010 fl. offerirt hat. — Erfolgt aber von einem Dritten noch ein höheres Gebot, so bekommt der erstere Licitant den 4ten Theil seines höhern Gebots, d. i., 500 fl. baar bezahlt, und gewinnt also selbige blos deswegen, weil er mehr geboten hat, als der Anschlag war. Eben so bekommt der zweyte Licitant den 4ten Theil seines höhern Gebots, wenn sich ein Dritter findet, der noch mehr bietet. — Der Grund dieses wunderlichen

Gesezes ist wohl, um bey öffentlichen Versteigerungen die Leute zum Aufbieten zu reizen. Allein die Masse leidet allemal darunter. Denn wenn dem erstern Licitanten das Haus bleibt und zugeschlagen wird, so bezahlt er statt 17010 fl., die er im Grunde geboten hat, der Masse nur 16510 fl.; und wenn ein zweyter noch 1200 fl. mehr bietet, und das Haus erhält; so behält er nicht nur den 4ten Theil seines höhern Gebots, d. i., 300 fl. zurück, sondern es bekommt auch der erstere Licitant den 4ten Theil seines höhern Gebots, d. i., im angeführten Fall 500 fl., mithin kommt in die Masse 800 fl. weniger, oder in Summa nur 17410 fl., da sie doch eigentlich 18210 fl. erhalten sollte.

In Ansehung der Befriedigung der Gläubiger bey einem Concurs ist in hiesiger Stadt Rechtens, daß zwar diejenigen Gläubiger, welche gerichtliche Hypotheken haben, unter einander nach Ordnung der Zeit locirt werden, und andere, die mit gerichtlichen Hypotheken nicht versehen sind, vorgehen. Diese leztere aber werden unter einander weder pro Rata befriediget, noch nach dem Alter der Schuldforderung, sondern lediglich nach der Zeit, da sie sich gemeldet oder Arrest geschlagen haben; und nur diejenigen, die sich

gar

gar nicht melden, sondern stille sizen, können sich künftig noch an den Schuldner halten, wenn er wieder zu Kräften kommt.

Am 29. Abends um 8. Uhr fuhren wir wieder von Nimwegen weg, und nahmen unsern Weeg nach Venlo, welche Stadt 6 1/2 Meilen von Nimwegen abliegt, und die wir den 20sten zu früh um 8. Uhr erreichten. Ich kann, weil es Nacht war und ich meistens schlief, von dem Weeg und der Gegend weiter nichts sagen, als daß wir lauter tiefen Sand und viel Haide zu passiren hatten, und uns zweymal über die Maas musten schiffen lassen.

Venlo ist eine kleine — an der Maas gelegene Stadt. Sie ist einigermassen befestiget, und hat dermalen ein Schottisches Bataillon zur Besazung. Sie gränzt ans Jülchische, und liegt nur eine Stunde von Degeln, wo schon eine teutsche Reichspost befindlich ist.

Wir reisten am nämlichen Tag Abends um 5. Uhr wieder von Venlo ab, und sezten unsern Marsch über Degeln, Dalen und Fürth, welche 3 Orte im Herzogthum Jülich liegen, nach Cölln

fort. In dieser Stadt kamen wir am 1. Julii Mittag um 1. Uhr an.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

SBB013400258150

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cunradi, Johann Gottlieb,

Die Reisenden für Länder- und Völkerkunde

Bd.: 1

Nürnberg (1788)
Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.11(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448750-5
VD18 80076351-001